1215

1297

2976

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

Hist. pol II, 335/3

P. C. Geissler del.

DER HERZOG HEINRICH IV. VON BRESLAU KNIEEND VOR BISCHOF THOMAS II.
BEI RALIBOR 1287.

Preussens Vorzeit,

oder

historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen aus der Vorzeit von Städten, Burgen, Schlössern, Klöstern und Dörfern; Biographieen berühmter vaterländischer Personen, und Züge aus dem Leben der Fürsten, Herren, Ritter und Bürger.

Eine Lektüre

zur

Kenntniss der vaterländischen Geschichte

und zur

Belebung patriotischen Sinnes.

Im Verein mit mehrern Geschichtsfreunden

herausgegeben

von

Dr. Fr. Reiche,

Verfasser des Führers auf dem Lebenswege, der Familienbibel, rc.

Dritter Band

oder zweiter Jahrgang 1s — 3s Heft.

Mit Stahlstichen von C. Mayer und C. Schätzig, nach Original-Zeichnungen von P. C. Geißler.

Berlin und Leipzig 1836.

Verlag von Carl Heymann.

G68/1028

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Inhalt

des zweiten Jahrganges.

Band III.

		Seite
131.	Hermann Balk	1
132.	Syrene. Aus der Vorzeit von Christburg	14
133.	Kriegskunst der alten Preußen	17
134.	Albrecht der Bär	21
135.	Otto I. Markgraf von Brandenburg	23
136.	Neumarkt	24
137.	Boleslaus der Kahle, Herzog von Liegnitz	25
138.	Heinrich III. Herzog von Breslau	27
139.	Heinrich IV. Herzog von Breslau (Mit einem Stahlstich)	28
140.	Konrad II. Herzog von Glogau	33
141.	Der Dom zu Naumburg	35
142.	Magdeburg	36
143.	Quedlinburg	37
144.	Acken an der Elbe	41
145.	Ravensberg	46
146.	Der Lutterberg	48
147.	Der heilige Ludger in Billerbeck	55
148.	Lippstadt	56
149.	Bischof Wulfhelm von Münster	57
150.	Meschede	58
151.	Die Brüder Ewald	60
152.	Albertus Magnus in Köln	62
153.	Die Schlacht bei Worringen	64
154.	Starkenburg	66
155.	Die Porta nigra. Aus der Vorzeit von Trier	71
156.	Cochem	72
157.	Bacharach	73
158.	Stahleck	75
159.	St. Goar	76
160.	Die Löwenburg	77

		Seite
161.	Honnef	81
162.	Die Ebernburg	82
163.	St. Adelheids=Pützchen	84
164.	Zülpich	86
165.	Landskron	88
166.	Laach	90
167.	Neuenahr	92
168.	Altenahr	93
169.	Konrad von Thüringen, Hochmeister des deutschen Ordens	97
170.	Bischof Christian	103
171.	Zartowitz	105
172.	Rondsen	108
173.	Kulm	110
174.	Marienwerder	114
175.	Gastfreundschaft der alten Preußen	117
176.	Otto II. Markgraf von Brandenburg	118
177.	Johannes I. und Otto III. Markgrafen von Brandenburg	120
178.	Mittenwalde	122
179.	Hans Kohlhas	123
130.	Heinrich V. Herzog von Breslau	144
181.	Die Kreuzkirche zu Breslau	146
182.	Die diebische Dohle. Aus d. Vorzeit von Schweidnitz	149
183.	Hirschberg	150
184.	Hummel	153
185.	Bolkenhain	155
186.	Der Landtag zu Usedom. (Mit einem Stahlstich)	159
187.	Pasewalk	160
188.	Nakel	163
189.	Garz auf Rügen	165
190.	Tangermünde	166
191.	Die Grafen von Reinstein. Aus d. Vorzeit v. Quedlinburg	170
192.	Bielefeld	172
193.	Höxter	174
194.	Fröndenberg	179
195.	Die Grafen von Spanheim	184
196.	Ahrweiler	188
197.	Virneburg	189
198.	Nürburg	191
199	Gerhard von Malberg, Hochmeister des deutschen Ordens	193
200.	Schwetz	199
201.	Alt=Christburg	201
202.	Balga	203
203.	Christburg	204
204.	Häusliches Leben der alten Preußen	207
205.	Das Rathhaus zu Posen	209
206.	Otto, Bischof von Bamberg	211
207.	Stettin	218

Seite

208. Johannes I. und Otto III. Markgrafen von Brandenburg 219
209. Frankfurt a. O. 220
210. Lebus 222
211. Heinrich VI. Herzog von Breslau 224
212. Die Hahnenkrähe. Aus der Vorzeit von Breslau . . . 226
213. Das Bisthum Breslau 231
214. Die Herzoge von Glogau 236
215. Der Dom zu Merseburg 237
216. Die Aebtissinnen von Quedlinburg 242
217. Freckenhorst 250
218. Wetzlar 252
219. Kalsmund 257
220. Greifenstein 258
221. Kloster Spanheim 264
222. Balduin, Erzbischof von Trier 267
223. Andernach 274
224. Linz 287
225. Kurfürst Balduin vor Kastellaun. (Mit einem Stahlstich) 287

Band IV.

227. Heinrich von Hohenlohe, Hochmeister des deutschen Ordens 1
228. Memel 10
229. Wehlau 12
230. Fischhausen 14
231. Lochstädt 15
232. Die Bischöfe von Samland 17
233. Johann Buggenhagen 24
234. Wolgast 29
235. Greifswald 31
236. Otto IV. und Konrad I. Markgrafen von Brandenburg . 36
237. Die Bischöfe von Brandenburg 39
238. Wilsnack 43
239. Landsberg a. W. 45
240. Posen 48
241. Das Rathhaus zu Breslau 52
242. Das Prämonstratenser-Stift St. Vincenz in Breslau . 55
243. Kynsberg 57
244. Hirschberg 59
245. Thilo von Trotha. Aus der Vorzeit von Merseburg . . 61
246. Luthers Ende 72
247. Erfurt 77
248. Calbe 87
249. Die Grafen Wichmann und Balderich 89
250. Minden 91
251. Aremberg 94
252. Der Rath von Belgard. Aus der Vorzeit von Belgard. (Mit einem Stahlstich) 95

253. Poppo von Osterna, Hochmeister des deutschen Ordens . . 97
254. Königsberg 99

		Seite
255.	Brandenburg in Preußen	102
256.	Heilsberg	103
257.	Christburg	104
258.	Bartenstein	105
259.	Die Schlacht bei Löbau	108
260.	Braunsberg	109
261.	Wallewona	110
262.	Lissa	112
263.	Ludwig I. Markgraf von Brandenburg	119
264.	Der zweite Waldemar	121
265.	Niklas Cyriax	123
266.	Demmin	125
267.	Neu=Ruppin	128
268.	Alt=Ruppin	134
269.	Lindow	135
270.	Das wunderthätige Bild zu Görlitz	136
271.	Freienwalde a. O.	138
272.	Johannes Muskulus. Aus der Vorzeit von Frankfurt a. O.	139
273.	Arneburg	139
274.	Emerentia Lorenz. Aus der Vorzeit von Tangermünde	140
275.	Das Weinfaß in Gröningen	142
276.	Egeln	147
277.	Luther in Magdeburg	148
278.	Der Ochsenberg	150
279.	Jakob Böhme. Aus der Vorzeit von Seidenberg	151
280.	Hirschberg	154
281.	Gröditzberg	161
282.	Alexander von der Schulenburg. (Eine Biographie)	163
283.	Die Danneils=Höhle	168
284.	Der lange Mathias. Aus der Vorzeit von Halberstadt	170
285.	Bischof Heinrich. Aus der Vorzeit von Meißen	172
286.	Bischof Bernhard vor Lünen	173
287.	Altenberg	174
288.	Köln	176
289.	Die Kapelle zu Maria=Ablaß in Köln	183
290.	Drachenfels	184
291.	Der Rittersprung. Aus der Vorzeit von Altenahr	186
292.	Stromberg	187
293.	Goler von Ravensberg. Aus der Vorzeit von Kreuznach	188
294.	Aachen	189
295.	Bischof Hildebold	190
296.	Bischof Nanker von Breslau	191

297.	Anno von Sangerhausen	193
298.	Kreuzburg	196
299.	Thorn	197
300.	Die Kathedrale zu Gnesen	210
301.	Der Adalbertsstein und die faule Magd bei Strzelno	212
302.	Die Zerstörung von Magdeburg	214
303.	Ludwig der Römer	235
304.	Die Lützelburger in der Mark Brandenburg	236

Seite
305. Die Quitzowe 237
306. Strausberg 241
307. Neustadt=Eberswalde 243
308. Der Torgauer Jungfernraub 249
309. Magister Stiefel in Annaburg 250
310. Die Schlacht bei Mühlberg 251
311. Die Aebtissinnen von Quedlinburg 255
312. Anhalt 262
313. Die Mühle bei der Askanienburg 264
314. Kloster Neuendorf 267
315. Die Sagen von Dardesheim 268
316. Die heilige Reinhild 269
317. Bielefeld 270
318. Adolph Klarenbach 273
319. Lechenich 275
320. Rheineck 276
321. Hammerstein 277
322. Godesberg 278
323. Bernkastel 279
324. Trarbach 280
325. Brühl 280
326. Rolandseck 282
327. Neumagen 283
328. Die Teufelskanzel 283
329. Herman Grein 284
330. Die Universität zu Wittenberg. (Mit einem Stahlstich) 285

Preussens Vorzeit,

oder

historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen aus der Vorzeit von Städten, Burgen, Schlössern, Klöstern und Dörfern; Biographieen berühmter vaterländischer Personen, und Züge aus dem Leben der Fürsten, Herren, Ritter und Bürger.

Eine Lektüre

zur

Kenntniss der vaterländischen Geschichte

und zur

Belebung patriotischen Sinnes.

Im Verein mit mehrern Geschichtsfreunden

herausgegeben

von

Dr. FR. REICHE,

Verfasser des Führers auf dem Lebenswege, der Familienbibel, ꝛc.

Dritter Band.

oder zweiter Jahrgang 1tes Heft.

Mit einem Stahlstich von C. Mayer nach einer Original-Zeichnung von P. C. Geissler.

Erklärung des Stahlstichs, Seite 28.

Berlin und Leipzig 1836.
Verlag von Carl Heymann.

131.

Hermann Balk.

Hermann Balk war von dem Hochmeister des deutschen Ordens ausersehen worden, die kleine, nach Preußen gesendete Schaar anzuführen und die Wirksamkeit des Ordens in diesem Lande zu beginnen (II. 202). Tapfer und kriegserfahren, in politischen Dingen gewandt und mit diesen Eigenschaften einen hohen religiösen Sinn vereinend, hatte Balk, als Deutschmeister, den Ordensbesitzungen in Deuschland seit zehn Jahren mit einer Pflichttreue und Eifer vorgestanden, daß ihm der Hochmeister längst das vollste Vertrauen schenkte; ein Vertrauen, welches er auch in Preußen auf das vollkommenste rechtfertigte. Hermann von Salza, von den politischen Wirren jener Zeit verhindert, selbst nach Preußen zu ziehen, ernannte ihm zum ersten Verweser des dem Orden vom Herzoge Konrad von Masovien überwiesenen Landes. „Sei getrost und unverzagt," sagte der biedre fromme Meister scheidend zu ihm: „du führst deine Brüder in ein Land, welches der Herr ihnen verheißen hat und Gott wird mit dir sein." — Ihm wurde als Marschall zur Führung des Krieges zugesellt der kriegsverständige, tapfere Ritter Dietrich von Bernheim aus Franken. Zum ersten Komthur des Hauses, welches in dem neuen Besitzthum den Ordensbrüdern zum Wohnsitze dienen würde, ernannte der Hochmeister den einstigen Kämmerer der heiligen Elisabeth, Ritter Konrad von Tutelen aus Thüringen. Der Ordensritter Heinrich von Berka, ebenfalls aus Thüringen, wurde zum Hauskomthur, der Ordensbruder Heinrich von Zeitz von Wittchendorf aus Sachsen zum Spittler des ersten Ordenshauses bestellt. Manche andere wackeren Ritter, z. B. Bernhard von Landsberg, Berengar von Ellenbogen und Otto von Querfurt wurden jenen biedern Männern beigegeben. Mit ihnen zog das kleine Häuflein von Rittern und Reisigen, die, auf sich selbst angewiesen, die Ordensherrschaft in Preußen begründen sollten.

Balk erkannte sogleich, als er am Hofe des Herzogs Konrad anlangte (1228), daß er auf fremde Hülfe in keiner Weise zu rechnen hatte; aber eingedenk der Scheideworte des Meisters vertraute er auf höheren Beistand, da es den Sieg des Evangeliums über das Heidenthum, nicht einen gewöhnlichen Eroberungszug galt. Zuförderst war über das vom Herzoge Konrad dem Orden zugesagte Gebiet noch Manches zu verhandeln. Der Herzog mußte eine förmliche urkundliche Verschreibung über die Schenkung des Kulmerlandes an den Orden ausstellen, wobei er auch noch das Dorf Orlau in Kujavien hinzufügte (den 23. April 1228). Diese Schenkung betraf indessen nur den Theil des kulmischen Gebietes, den der Herzog wirklich noch besaß; einen Theil davon hatte er bereits im Jahre 1222 dem Bischofe Christian abgetreten. Aber auch dieser gab dem Orden sogleich bei dessen Eintritt in das Land manche Beweise des Eifers und der Zuneigung: er verzichtete auf den Zehnten, welchen er von dem den Ordensrittern abgetretenen Theile des Landes erhob, und bestimmte, daß derselbe vom Orden zur Vertheidigung des Glaubens verwendet werden sollte. Der Orden grenzte nun mit seinem neuen Besitzthum gegen Süden am Flusse Drewenz an die Gebiete, wo der Orden der Ritterbrüder von Dobrin entstanden war und in seinem, vom Herzoge Konrad und der höhern Geistlichkeit sorgfältig unterstützten und begünstigten Ueberreste noch fortbestand (II. 112.).

Hermann Balk fand zunächst die Erbauung einer neuen festen Burg, theils zur Wohnung der deutschen Ordensritter, theils zum sichern Vertheidigungspunkt gegen den einbrechenden Feind nothwendig, denn die Burg Vogelsang (II. 201) reichte zu beiden Zwecken für die jetzige Zahl der Ritter nicht zu. Mit Hülfe des Herzogs wurde daher am linken Weichselufer, da wo jetzt das Dorf Nieszewke liegt, die Burg Nessau angelegt; um den Bau schnell zu vollenden, bot der Herzog eine große Zahl seiner Unterthanen auf, die das Kriegsvolk des Ordens während des Baues beschützte. In kurzer Zeit stand die Veste auf einer leichten Anhöhe vollendet da; nicht blos stark und tüchtig in ihren Mauerwerken, sondern auch durch die Oertlichkeit geschützt und durch Sümpfe und Brüche unzugänglich für den Feind.

So standen bereits zwei Burgen als Wohnsitze der deutschen Ritter da; beide jedoch auf einem Gebiet, welches außerhalb der Grenzen des vom Herzoge dem Orden geschenkten Landes lag. Konrad stellet also einen neuen Schenkungsbrief aus, worin er

den Ordensbrüdern die Burg Nessau nebst vier Dörfern mit allen ihren Gebieten und zugehörigen Besitzungen als Eigenthum überwies (1230), doch mit der Bedingung, daß der Orden dafür ihn um so eifriger und treuer im Kampfe gegen die Heiden unterstütze.

Balk hatte inzwischen die Unzuverlässigkeit und Schwäche des Herzogs Konrad vollkommen kennen gelernt und glaubte die Rechte des Ordens gegen ihn immer noch mehr sichern müssen. Die frühern Schenkungsurkunden ließen in formeller Hinsicht noch Manches zu wünschen übrig. Konrad, von allen Seiten durch Gefahr und Noth bedrängt, stellte daher auf Balks Ansuchen (1230) eine neue formelle Urkunde aus, worin zugleich die Grenzen des Besitzthums des Ordens bestimmt wurden. Auch gegen diesen Verschreibungsbrief hatte der vorsichtige Balk Bedenklichkeiten; sie führten neue Unterhandlungen und eine neue Verschreibungsurkunde (Juni 1230) herbei, in welcher namentlich die Zustimmung der Bischöfe und der Magnaten des Landes in die Abtretung des dem Orden verschriebenen Landes erwähnt wurden. Das Einzelne, worauf sich das landesherrliche Recht des Ordens im Lande erstrecken sollte, wurde mit aller Genauigkeit und in allen rechtsüblichen Formen bezeichnet, der Orden erhielt in Allem das vollkommenste und unbeschränkteste Eigenthumsrecht zugesichert. Was nächstdem die Ordensritter an Personen oder Gütern der Ungläubigen, an beweglichem oder unbeweglichem Eigenthum, an Land oder Gewässer und allem darin Enthaltenen durch Gefangenschaft, durch Raub oder Eroberung und Unterjochung in irgend einer Weise sich zueignen könnten, sollte mit vollkommenstem Rechte und mit aller Freiheit ohne alle Schmälerung und Verhinderung als wahres Eigenthum und vollkommenes Besitzthum dem Orden zugehören. —

Während auf diese Weise die Ordensbrüder sich gegen den Herzog von Masovien sicherten, standen sie gleichzeitig mit dem Bischofe Christian von Preußen in Unterhandlungen. Dieser hatte (1230) zu kräftiger Vertheidigung der so schwer verheerten Kirche im Kulmer-Lande, dem Orden freiwillig alles Land abgetreten, das er theils früherhin vom Herzoge Konrad und dem Bischofe und Kapitel zu Plotzk erhalten, theils nachmals selbst durch Ankauf erworben hatte. Es war jedoch diesem Priester nicht mehr wie einst (II. 110.) allein um die Ausbreitung des Evangeliums zu thun: er verfolgte bereits höhere Zwecke und machte bei seiner Schen-

kung Bedingungen, durch die er sich eine geistliche Oberherrschaft über das Kulmerland sicherte, zu deren Gründung und Erhaltung ihm der Orden als Mittel und Stütze dienen sollte. Dieser letztere war nicht geneigt, sich auf solche Bedingungen einzulassen und bald traten Umstände ein, die den Bischof herabstimmten. In einem neuen Verschreibungsbriefe übergab er dem Orden Alles, was er vom Bisthum Ploßk zur Aufhülfe des Bisthums in Preußen an Einkünften des Zehnten oder andern kirchlichen Leistungen erhalten hatte, ohne weitere Bedingung und behielt für sich nur die bischöfliche Gerichtsbarkeit. Ferner überließ er ihm die ganze, ihm vom Herzog Konrad gewordene Schenkung im Kulmerlande mit allem Rechte des eigenthümlichen Besitzes, trat auch das erkaufte Gut Resin den Ordensrittern zu beständiger Benutzung ab, so daß der Orden nun ohne ausdrückliche Verpflichtung fast Alles erhielt, was bisher bischöfliches Besitzthum im Kulmerlande gewesen war.

Gleichzeitig erhielt der Orden vom Bischofe Günter von Ploßk alle Güter und Besitzungen, die seinem Bisthum im Kulmischen Gebiete bisher noch zugehört hatten, mit allen kirchlichen Einkünften, dem Patronat über die Kirche und dem vollen Eigenthumsrechte ohne Weiteres, und nur mit der einzigen Einschränkung überwiesen, daß kirchliche Weihen und ähnliche Handlungen auch ferner vom Bisthum Ploßk aus verrichtet werden sollten.

Solchergestalt war das ganze Kulmerland ein Eigenthum des deutschen Ordens — die Grundlage seiner künftigen Herrschaft in Preußen — geworden. Neben den Verhandlungen hatte der Krieg mit den Preußen im Kleinen längst begonnen: es galt nun, ihn im Großen zu führen und dazu waren die Kräfte des Ordens noch zu schwach; man suchte sie durch einen Kreuzzug zu ergänzen. Hermann Balk und Herzog Konrad, wie auch der Hochmeister Hermann von Salza wendeten sich dieserhalb gleichzeitig an den Papst Gregor IX. Der letztere hatte von dem Hochmeister eben so ausgezeichnete Dienstleistungen erhalten, daß er das Gesuch gern gewöhnte und die erbetene Bulle erließ. Gleichzeitig bestätigte er die oben gedachten Schenkungs-Verträge des Ordens und eignete diesem Alles zu, was er an Land den Ungläubigen entreißen würde.

So war Hoffnung da, daß die Preußen mit Erfolg angegriffen werden könnten. Die Zwischenzeit benutzte Hermann Balk, sich im Kulmerlande festzusetzen und dasselbe von den räuberischen

Eingebornen zu reinigen. Namentlich richtete er sein Augenmerk auf die Burg Rogow am Weichselufer, in der Nähe von Thorn; die Preußen hatten hier einen Heerhaufen liegen, der jeden Tag zu Raub und Krieg bereit war. Eine ähnliche Raubburg lag in der Nähe von Kulm, da wo nachmals Althaus erbaut ward. In der Mitte beider Burgen hatte sich in einer starken Befestigung Pipin, ein Pomesanischer Edler mit einem Kriegshaufen eingelagert, rings durch einen See geschützt, der seinen Namen trug. Er überzog von hieraus die ganze Gegend mit Raub und Plünderung, so daß kein Christ vor ihm und seinen Genossen sicher war. Selbst die Ordensritter mußten sich den Weg mit dem Schwerte bahnen.

Herrmann Balk beschloß diese Burgen anzugreifen und zu vernichten. Verstärkt durch einiges Hülfsvolk aus den nächsten Ländern setzte er, wahrscheinlich von Nessau aus, mit seinen Rittern und Reisigen im Frühjahre 1231 über die Weichsel; Herzog Konrad, der Oertlichkeit kundig, begleitete ihn. Am andern Ufer fanden sie — wie die Kronik meldet, — auf einem Hügel eine ungeheure Eiche, ein Heiligthum der Preußen. Sie schien ihnen zu einer Befestigung sehr passend, wurde daher von den Rittern durch Wälle und Pfahlwerke befestigt, die Aeste stark verhackt und der Raum ringsumher durch Bollwerke so fest verwahrt, daß das Ganze zu einem sichern Wehr- und Vertheidigungsplatze dienen konnte. Nur gegen den Strom hin blieb ein schmaler Gang von Pfahlwerk offen, um von da her sichere Zufuhr zu haben.

Das Wahre an der Sache ist vielleicht, daß die Ritter den Ueberrest der alten Burg Turn fanden, welche, früher schon zerstört, vom Herzog Konrad dem Bischofe Christian (1222) geschenkt worden war und, von den Rittern als ein trefflich gelegener Ort erkannt, von neuem mit Wall und Mauer befestigt und zur Vertheidigung eingerichtet wurde. Dadurch entstand nahe am Ufer der Weichsel die erste Ritterburg im Kulmerlande; sie erhielt den alten Namen Thurn oder Thorn.

Der Orden hatte nunmehr im Lande Kulm selbst einen festen Punkt gewonnen und man wendete die Waffen gegen Rogow. Dies war die nächste und die gefährlichste der feindlichen Burgen und ihre Vernichtung also sehr nothwendig. Nur wenige Ritter in der Wehrburg Thorn zurücklassend zog, Hermann Balk mit seinen Kriegern nach der Burg; die Preußen kamen ihm entgegen und es entspann sich ein kurzer Kampf. Eine Menge Preußen

wurden erschlagen und ihr Anführer gefangen genommen; um sich das Leben zu retten, übergab er den Rittern die Burg.

Hermann Balk brach jetzt nach der andern Burg in der Nähe von Kulm auf und gewann sie durch List, indem er sich dabei des oben gedachten Anführers bediente. Hermanns Heerhaufen lagerte sich in einem Hinterhalte, bis der Preuße die Nachricht brachte, daß die Kriegsleute der Burg, nach ihrer Gewohnheit in einem fröhlichen Trinkgelage berauscht, in Schlaf versunken und zur Vertheidigung unfähig seien. Die Burg ward nun überfallen und verbrannt, die Mannschaft aber niedergemacht.

Noch war die Wehrburg des Pomesaniers Pipin übrig; Hermann unterließ es sie anzugreifen, und zog nach Thorn zurück, in der Hoffnung, Pipin werde, erschreckt durch das Schicksal der beiden andern Heerhaufen, sich von selbst aus dem Kulmerlande zurückziehen. Dies geschah jedoch nicht, im Gegentheil zeigte Pipin sich gegen die Christen grausamer und erbitterter als je. Er ließ diejenigen, die in die Hände seiner Leute fielen, am Feuer langsam verbrennen, oder auch mit Keulen erschlagen, oder bei den Beinen aufhängen. Noch andern ließ er den Nabel ausschneiden, diesen an einen Baum nageln und die unglücklichen Opfer seiner Wuth so lange mit Peitschenhieben um den Stamm treiben, bis die Eingeweide aus dem Leibe herausgewunden waren.

Hermann Balk beschloß also, diesen Wüthrich ebenfalls mit Gewalt zu vertreiben und bediente sich dazu gleichfalls des oben gedachten Hauptmanns von Rogow, der noch dazu ein Oheim Pipins war. Die nahe Verwandschaft begünstigte den Verrath; Pipin ward den Ordensrittern ausgeliefert, an einen Pferdeschweif gebunden, bis in die Burg Thorn geschleift und dort, zur Vergeltung seiner Grausamkeiten an einem Baume aufgehängt.

Das Kulmerland war nunmehr von Feinden gereinigt. Nothwendig aber mußten die hier stattgefundenen Ereignisse eine große Aufregung in den benachbarten Preußischen Gebieten hervorbringen. Unter diesen Umständen war es den Ordensrittern sehr erwünscht, daß endlich, im Sommer 1232, einzelne Heerhaufen von Kreuzbrüdern an der Weichsel anlangten. Burchard, Burggraf von Magdeburg, der schon früher im heiligen Lande auf einer Wallfahrt gewesen, erschien an der Spitze von fünftausend waffenfähigen Pilgerbrüdern, zugleich mit einer Schaar deutscher Ansiedler. Diese letztern gründeten unter dem Schutze der Ordensbrü-

der die Städte Thorn und Kulm (1232). Den Heerhaufen des Burggrafen Burchard zu einem Angriffszuge gegen die Preußen zu benutzen, hielt Hermann noch nicht für Zeit; er beschloß aber, um das Besitzthum des Ordens nach Norden hin auszubreiten, und zu gleicher Zeit in Feindes Lande festen Fuß zu fassen, die Burg Marienwerder anzulegen und führte diesen Plan aus, ehe es die Preußen (Pomesanier) inne wurden. Im Jahre 1233 erfolgte die Gründung der Stadt Marienwerder. Gleichzeitig hatten die Städte Thorn und Kulm feste bürgerliche Verfassung durch jene berühmte Urkunde erhalten, die unter dem Namen der Kulmischen Handfeste bekannt ist.

Inzwischen zogen neue Heerhaufen von Kreuzbrüdern heran. Aus Schlesien erschien Herzog Heinrich von Breslau mit dreitausend Streitern; Herzog Konrad von Masovien führte viertausend, und sein Sohn, Herzog Kasimir von Kujavien, zweitausend Mann herbei. Mit ähnlichen Schaaren erschienen der Herzog Wladislaus von Groß-Polen und die Herzöge Suantepolk und Sambor von Pommern, so daß mit dem Heerhaufen des Burggrafen Burchard von Magdeburg, der immer noch bei Kulm lagerte, mehr als zwanzigtausend Streiter zum Kampfe bereit standen.

Die Preußen waren ebenso erschreckt durch diese Kriegsmacht, die an ihren Grenzen stand, als durch die Kühnheit, mit welcher die Burg Marienwerder schon auf dem Boden ihres Gebietes gegründet und bedeutend befestigt worden war und durch den gebieterischen Ernst, mit dem die Fürsten und Anführer des Kreuzheeres ihnen begegneten und drohten. Sie hielten es ohne Zweifel für das beste, Zeit zu gewinnen, uud entsandten daher eine Anzahl ihrer Edlen und Priester, in das christliche Heer mit dem Erbieten, daß das Volk die Taufe zu empfangen bereit sei.

Man traute diesem Vorgeben und der Bischof Christian begab sich unter dem Schutze einer Anzahl rüstiger Kriegsleute in das Gebiet der Pomesanier, um zu predigen und zu taufen. Aber schon nach wenigen Tagen wurden seine Begleiter überfallen und niedergemacht und der Bischof selbst gefangen hinweggeführt. Diese Gefangenschaft dauerte ziemlich lange, weil Umstände und Bedenken, und eine im Kreuzheer ausgebrochene, zum Theil durch den Bischof selbst hervorgerufene Uneinigkeit das Einrücken in Pomesanien hinderten. Erst die Dazwischenkunft des Papstes, der die Streitigkeiten des Ordens mit dem Bischof auszugleichen suchte und die Kreuzbrüder von neuem ermunterte, bewirkte, daß

man zu Anfange des Jahres 1234, als der Burggraf Burchard bereits nach Magdeburg zurückgegangen war, nach der Grenze zog. Ein erstes Zusammentreffen des Kreuzheeres mit den Pomesaniern im Gebiete Resen, fiel zum Nachtheil der Letztern aus; ein furchtbarer Kampf aber entspann sich an der Sirgune (Sorge), wo, zur Seite eines uralten Göttersitzes und heiligen Waldes ein mächtiges, den Kreuzrittern weit überlegenes feindliches Heer in einer vortheilhaften Stellung bereit stand, den heimischen Herd und den Glauben der Väter bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Es war der erste große Kampf der Christen mit den Heiden; er begann um die Mittagszeit und beide Theile boten Alles auf, weil es sich bei beiden um die höchsten Interessen handelte. Mehrere Stunden schwankte der Sieg und schon brach der Abend herein: da raffte Suantepolk, Herzog von Pommern, mit seinem Bruder Sambor vereinigt, und mit der Kriegsführung der Preußen bereits vertraut, seine Heerhaufen eiligst zusammen, und gewann während des fortdauernden Kampfes der Pomesanier mit dem übrigen Kreuzheer ein dichtes Gebüsch, welches dem Feinde zur Seite lag und die Flucht desselben decken sollte. Von hier aus stürmte der Herzog in die Seite des Feindes ein, und ein doppelter Kampf entspann sich. Nur die einbrechende Nacht endigte denselben, indem sie zugleich den Pomesaniern den Rückzug möglich machte. Fünftausend von ihnen lagen auf dem Schlachtfelde; aber auch viertausend Christen waren geblieben. Indessen war der Glaube der Pomesanier an ihre Götter erschüttert, ihr Heiligthum entweiht. — Am folgenden Tage erneuerte sich der Kampf. Ein Haufen der flüchtigen Pomesanier hatte sich während der Nacht in eine nahe gelegene Burg geworfen; es kam hier zur Schlacht, die Burg wurde erobert, und die feindliche Mannschaft zum größten Theil erschlagen. Die Gegend, wo jene denkwürdign Schlacht stattfand — zwischen Alt-Christburg, Münsterberg und Altstadt — hieß noch lange nachher das Todtenfeld.

Der Sieg war groß, aber eben so groß auch der Rachedurst der Pomesanier. Namentlich waren sie auf den Herzog Suantepolk und dessen Bruder Sambor erbittert, die den Ausschlag gegeben hatten. Während das Heer der Christen es nicht wagte, in die Wälder des Feindes vorzudringen, vielmehr an der Grenze des Kulmerlandes hinaufzog, sammelten die Pomesanier einen neuen Kriegshaufen und gingen über die Weichsel, das Land des

Herzogs Suantepolk mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Danzig, die Hofburg des Herzogs, widerstand dem stürmischen Angriffe; das nahe Kloster Oliva aber, vom Papste erst vor Kurzem mit allen seinen Besitzungen unter den besondern Schutz des Apostels Petrus und des Römischen Stuhls genommen, und von Suantepolk nur mit geringer Mannschaft zur Vertheidigung besetzt, mußte erliegen. Die Feinde überfielen, erstürmten und verbrannten es; ein Theil der Mönche und die Kriegsmannschaft wurde unter grausamen Martern umgebracht und so die alte heilige Stiftung gänzlich vernichtet (2. Jan. 1234).

Hermann Balk fürchtete nicht ohne Grund, daß auch das Kulmerland von den erbitterten Pomesaniern heimgesucht werden möchte, und er ließ daher hier unter der beständigen Schutzwehr einer nahe liegenden Heerschaar eine starke Burg erbauen, die nach ihrer Vollendung, im Jahre 1234, den Namen Rheden erhielt (Bd. II. S. 215.). Schon durch ihre Lage fast unzugänglich, wurde sie mit hinlänglicher Mannschaft besetzt, um beim etwanigen Einfallen der Pomesanier ins Kulmerland sofort mit aller Macht die nöthige Gegenwehr zu leisten. Bald darauf bildete sich ein Städtchen bei der Burg.

Die Vorsicht des Landmeisters war um so nöthiger, als nach Verlauf der Jahresfrist, welche der Papst für den Glaubensdienst zum Erwerb der Seligkeit bestimmt hatte, die Kreuzfahrer in ihre Heimath zurückzogen, die Ordensritter auf sich selbst beschränkt blieben, zugleich aber auch Streitigkeiten zwischen den letztern und und dem wieder frei gewordenen Bischofe Christian, so wie auch mit dem Herzoge Konrad von Masovien entstanden. Zur Schlichtung dieser Irrungen, so wie zur Feststellung anderer kirchlichen und politischen Verhältnisse in diesen Gegenden sandte der Papst Gregor einen Legaten, den Bischof Wilhelm von Modena, mit ausgedehnter Vollmacht. Dieser kam im Frühlinge 1234 in Preußen an, untersuchte die Lage der Dinge, mißbilligte die Anmaßungen des Bischofs Christian und sprach von allen bisher schon erworbenen und forthin noch zu erwerbenden Landen dem Orden zwei Drittheile mit allem zeitlichen Einkommen, auch dem Zehnten, dem Bischofe dagegen nue den dritten Theil zu, doch dergestalt, daß in den beiden Ordenstheilen das geistliche Recht, welches nur durch einen Bischof ausgeübt werden könne, auch dem letztern zukommen solle.

Was den Streit mit dem Herzoge Konrad betraf, so hatten die Ritterbrüder von Dobrin sich mit dem deutschen Orden vereinigt und die Ritter des letztern sich gleichzeitig der Burg Dobrin und der dazu gehörigen Besitzungen bemächtigt, ohne auf den Widerspruch des Herzogs zu achten. Dieser verlor dadurch ein Gebiet von 24 Meilen Länge und 12 bis 15 Meilen Breite. Die über diesen Gegenstand gepflogenen Verhandlungen dauerten lange und waren schwierig. Sie endeten damit, daß die Vereinigung des Ordens der Brüder von Dobrin mit dem deutschen Orden am 19. April 1235 vom Papste förmlich genehmigt und darauf ein Vergleich geschlossen wurde, wodurch der Orden dem Herzoge gegen Ueberlassung einiger kleiner Distrikte die Burg Dobrin mit ihren zugehörigen Landen wieder abtrat, während der Herzog versprach, den Bewohnern der Stadt, die unter den Mauern der Burg entstanden war, alle Rechte und Verheißungen zu halten und zu gewähren, die ihnen theils vom deutschen Orden, theils durch die Ritterbrüder von Dobrin je ertheilt worden waren.

Gleichzeitig ließ sich der Orden vom Papste eine besonders feierliche Zusage über das Kulmerland ertheilen, wodurch er zwar zur Römischen Kirche in Bezug auf seine Besitzungen in Preußen in ein förmliches Lehnsverhältniß trat und Vasall des Römischen Stuhles ward, doch aber auch das zuverlässigste Mittel ergriff, sich den Besitz seiner Erwerbungen und Eroberungen gegen jeglichen fremden Anspruch zu sichern.

In solcher Lage standen die Sachen, als, durch Hermann von Salza bewogen, der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen mit einem stattlichen Kreuzheere an der Weichsel erschien. Fünfhundert war die Zahl der edlen Männer und geharnischten Ritter, und ansehnlich auch der Haufen des übrigen Volks in seinem Gefolge. Vereinigt mit dieser Kriegsmacht, und der alten Ansicht folgend, daß zunächst die Ufer der Weichsel gewonnen werden müßten, brach Hermann Balk abermals auf und drang in das Gebiet von Resen. Er fand keinen Widerstand, und so wurde die erste der sechs Burgen, die das Land vertheidigten, an der Grenze des Kulmerlandes, unfern der alten Burg Grudenz (Grodek), nahe an der Ossa liegend, angegriffen, erstürmt und verbrannt, die Mannschaft aber theils gefangen, theils erschlagen. Weiterhin im Lande, wo nachmals Riesenburg und Riesenkirche erbaut wurden, gewann und vernichtete das Heer zwei

andere Burgen. Noch immer hielten sich die Pomesanier in ihren dichten Waldungen verborgen und das Heer drang nun immer tiefer in ihr Gebiet ein. Eine vierte Burg (bei Stuhm, wo jetzt das Dorf Postelin liegt) und eine fünfte bei Willenberg (nachmals Marienburg) wurden gleichfalls erstürmt und vernichtet. Ergab sich die Besatzung den Siegern freiwillig, so wurde sie geschont und milde behandelt und erhielt sofort von den christlichen Priestern die Taufe. Dieses Verfahren wirkte wohlthätig auf die in die Wälder geflüchteten Pomesanier: sie kamen mit den Edlen des Landes in Schaaren herbei, unterwarfen sich dem Orden, empfingen die Taufe und erhielten gewisse Rechte und Freiheiten zugesichert.

Solchergestalt war Pomesanien mit dem ganzen östlichen Weichselufer erobert. Um die Verbindung mit dem frischen Haff und der offenen See zu sichern, bedurfte es nur noch der Unterwerfung Pogesaniens. Hierzu schien es dem Markgrafen von Meißen nöthig, sich zuerst des Drausen-Sees zu bemächtigen, der damals eine ungleich größere Ausdehnung hatte, als jetzt, und an dessen südlichem Ende der heilige Wald lag. Er ließ also zwei Kriegsschiffe erbauen, ein größeres, welches den Namen Friedland erhielt, und ein kleineres, welches der Pilgrim genannt wurde. Der Zugang zum Drausensee war bereits durch die Erstürmung und Vernichtung einer Burg erleichtert, die auf der Pomesanischen Seite bei dem jetzigen Dorfe Thiergarth gelegen, das damalige Ufer des Sees deckte und zugleich zum sichern Rückzuge diente.

Den Herzog selbst riefen die Verhältnisse seines Landes ab, er ließ jedoch einen großen Theil des herbeigeführten Kreuzheeres zur Hülfe des Ordens in Preußen zurück (1237). Der Landmeister begann die Eroberung des Landes damit, daß er sich eine Burg als Stützpunkt errichtete. Er ließ die beiden Schiffe mit Baumaterialien beladen, den Drausensee hinab bis in die Gegend fahren, wo derselbe sich in den Fluß Elbing mündet. Dort landend, fand man in der Mitte dieses Flusses, nicht fern von dem Orte, wo er sich ins frische Haff ergießt, eine Insel, die zur Gründung einer Burg um so passender schien, als das ringsum strömende Gewässer schon von selbst eine gewisse Schutzwehr bildete. Unterdessen langte auch Hermann Balk mit seinen Ordensrittern und dem Heerhaufen der Kreuzbrüder, unter Gefahren und Beschwerden durch Waldung und Gesträuch hindurchziehend, an jener Stelle an und begann sofort, unter dem Schutze der Waffen, den Bau

der neuen Burg, die nach dem alten Namen des Flusses Elbing (Ilfing) genannt wurde (1237).

Von hier aus geschahen die Angriffe auf die Pogesanier, die ihre Freiheit und ihre heimischen Götter ziemlich standhaft vertheidigten. Aber sie mußten unterliegen, da der Glaube an ihre eigenen Götter sie verließ; sie unterwarfen sich dem Orden, empfingen die Taufe, stellten Geißeln für ihre Treue und erhielten dafür dieselben Rechte und Freiheiten, welche den Pomesaniern zugebilligt worden waren. Schnell siedelten sich eine Menge Deutsche, namentlich aus der Gegend von Lübeck am Drausensee an, wo in alter Zeit der berühmte Handelsort Truso gestanden und der lebhafteste Verkehr mit den nordischen Ländern stattgefunden haben soll, und es entstand (noch im Jahre 1237) die Handelsstadt Elbing, die vermöge ihrer günstigen Lage schnell emporstieg. Die Burg gleichen Namens, in ihrer isolirten Lage öfter vom Feinde angegriffen und einmal sogar zerstört, wurde bald nachher an der neu gegründeten Stadt wieder aufgebaut und verlieh jetzt dieser den zu ihrem Betrieb und Verkehr nöthigen Schutz.

Die Milde und Schonung, so wie die Klugheit, mit welcher der Landmeister zu Werke ging, machte den Preußen die Herrschaft des Ordens nicht nur erträglich, sondern der Orden hatte sich bald allgemeine Achtung und ein gewisses Vertrauen selbst bei denen erworben, die dem Christenthum abhold waren. Daher fand die Ausbreitung des letztern keine große Schwierigkeiten; in allen neu angelegten Städten wurden sogleich auch Kirchen erbaut, ja dies soll sogar auf dem Lande geschehen seyn. Der freundliche Bischof Wilhelm von Modena predigte das Evangelium mit großem Erfolg; ihn unterstützten die Dominikaner, welche mit dem Orden ins Land gezogen waren.

Im siebenten Jahre der Herrschaft des Ordens unterbrach eine Pest, die auch den Gesundesten plötzlich tödtete, das Wirken des Ordens. Die Seuche, vielleicht durch die Pilgrimme aus Deutschland herbeigebracht, oder durch naßfaule Witterung erzeugt, wüthete ein ganzes Jahr hindurch unter Menschen und Thieren, und Trauer und Elend verbreitete sich im ganzen Lande. Die Ordensritter zogen sich in ihre Burgen zurück und vermieden die Gemeinschaft mit dem Volke. Die neuen Christen, unter denen zufähig die Pest am fürchterlichsten wüthete, flohen vor dem unbekannten Schrecken schaarenweise in die Wälder, und leicht wurde es den heidnischen Priestern, wieder aufzutauchen und un-

ter ihnen die Meinung zu verbreiten, die verlassenen Götter hätten jene Plage zur Strafe über das Land verhängt. Eine Menge der Bekehrten traten zum Heidenthum zurück, Andere schwankten und besuchten heute die Kirche, morgen den heiligen Hain oder die heilige Eiche. Der Hauptnachtheil aber bestand in der Entvölkerung des Landes, zu deren Beseitigung der Landmeister aus der Ferne so viel als möglich neue Ansiedler herbeiziehen mußte. Es gelang ihm, namentlich eine Menge Polen, besonders aus dem Ritterstande, zur Ansiedelung auf dem Gebiete des Ordens zu vermögen; er stellte für sie eine Urkunde aus, in welcher alle Rechte und Freiheiten, nebst allen Pflichten und Leistungen verzeichnet waren, unter denen sie im Lande Besitz und Heimath finden sollten. Auch aus Pommern fanden eine Menge Einwanderungen statt, so daß in Pomesanien Menschen von den verschiedensten Sitten, Lebensweisen und Sprachen, Deutsche, Polen, Pommern und alte Preußen friedlich neben einander wohnten.

Im März 1237 that der Orden einen neuen mächtigen Schritt zu seiner künftigen Größe: er nahm die Schwertbrüder in Liefland in sich auf; ein Schritt, der nicht ohne die reiflichste Ueberlegung von Seiten Hermanns von Salza geschahe. Der Umstand, daß die Schwertbrüder diese Vereinigung nachsuchten, ist ein Beweis von dem Ansehen, welches der Orden zu jener Zeit schon in Preußen genoß. Auf einem Kapitel zu Marburg wurde Hermann Balk, um seiner hohen Verdienste willen, zugleich zum Meister in Liefland ernannt; als Gefährte und Gehülfe folgte ihm dahin der wackere Dietrich von Grüningen; der päpstliche Legat Wilhelm von Modena hatte den Auftrag, ihm als Vermittler aller streitigen Interessen zur Seite zu stehen. Indem aber das Werk des Ordens hier nicht ohne guten Erfolg begonnen wurde, riefen ungünstige Nachrichten den Landmeister nach Preußen zurück.

Hier hatte sein Stellvertreter, Hermann von Altenburg, ein ernster und in religiöser Beziehung strenger Mann, nicht die Schonung geübt, auf welche die Neubekehrten von dem Orden zu einer Zeit rechnen durften, wo die Seuche sie über die Hülfe der christlichen Gottheit zweifelhaft machte. Als ihm eines Tages gemeldet wurde, die Bewohner eines ganzen Dorfes seyen zum Heidenthum zurückgekehrt, und mit Opfern und Gaben vor ihrem alten Gotte erschienen, ließ er sogleich das Dorf anzünden und die heidnischen Priester und Einwohner in den Flammen umkom-

men. Diese grausame That erbitterte die umwohnenden Preußen, Haß und Rachedurst traten an die Stelle des Gehorsams und so schien in Jahresfrist das mühsam aufgerichtete Gebäude der Ordensherrschaft zusammenzustürzen.

Dazu kam, daß die Ordensritter, in der Absicht, Ermland zu erobern, bei Balga eine Niederlage erlitten (II. 115.), und daß Herzog Suantepolk, der den Orden so kräftig unterstützt, eifersüchtig über das große Wachsthum der Macht desselben, sich von ihm lossagte, und seine Fortschritte zu hindern suchte. Dieselbe Gesinnung hegte der Herzog Kasimir von Kujavien. Alle diese Verhältnisse riefen Hermann Balk schon im Jahre 1238 nach Preußen zurück, indem er Dietrich von Grüningen als Landmeister in Liefland bestellte. Es gelang Hermann, die Verhältnisse des Herzogs Suantepolk klug benutzend, ihn zu einem Vergleich mit dem Orden zu bringen, der diesen gegen seine Unternehmungen sicherte; einen ähnlichen Vergleich brachte er mit dem Herzoge Kasimir von Kujavien zu Stande. So war er auf dem Wege, die Mißverhältnisse zu beseitigen, als Hermann von Salza ihn zu einer wichtigen Berathung nach Deutschland rief. Bevor er aber die Verhältnisse in Preußen ordnen und sich auf den Weg machen konnte, war Hermann von Salza, vielleicht zur Wiederherstellung seiner schwankenden Gesundheit schon wieder nach Italien geeilt, wo er — nach einem Leben voll seltener Größe und Ruhm — am 20. März 1239 in Salerno verschied. Hermann Balk, sein würdiger Vertreter, überlebte ihn nicht: hochbetagtes Alter und die Mühen eines so viel bewegten Lebens hatte seine Kräfte geschwächt; er sah seine Pflanzung in Preußen nicht wieder und soll schon am 5. März 1239 das Zeitliche gesegnet haben. Verwaiset und ohne Haupt stand der Orden da; umringt von Gewitterwolken drohte seine Sonne in Preußen zu verbleichen.

132.

Syrene.

(Aus der Vorzeit von Christburg.)

Christburg, im heutigen Stuhmer Kreise, verdankt sein Daseyn einem im 13ten Jahrhundert von dem deutschen Orden erbauten Schlosse, das zu jener Zeit eine der stärksten Schutzweh=

ren des Landes, die Hauptfeste der Landschaft Pomesanien und der Schauplatz mancher kühnen That war.

Kaum war das Schloß erbaut, als Diwan, ein berühmter Kriegesfürst im Bartener Lande, und Linko, Hauptmann der Pogesanier, mit zahlreichen Völkern ins Kulmer Land einfielen und es durch Plünderung, Mord und Brand verheerten (1266). Der Komthur von Christburg, Konrad von Thierberg, eilte ihnen mit einer starken Heerschaar nach, um ihnen die Beute wieder abzunehmen und sie zu vertreiben. Der listige Diwan hatte dies erwartet und deshalb den Häuptling Kolte mit einem Heerhaufen nach Pomesanien gesendet, um das Schloß Trappeinen zu belagern und dadurch, daß ein Theil des Ordensheeres zu dessen Entsatz geschickt würde, das letztere zu schwächen. In der That eilten die Ritter von Christburg, nachdem sie die Besatzungen mehrerer Ordenshäuser und die Bürger aus Christburg an sich gezogen, nach Trappeinen und verjagten dort die Feinde, die eben zu stürmen begannen. Eine Menge der Fliehenden, unter ihnen der Heerführer Kolte selbst, wurden erschlagen.

Das Ordensheer zog jetzt an das Ufer der Sirgune und lagerte sich bei dem Dorfe Poganste, um die ins Kulmer Land gezogenen Preußen bei ihrer Rückkehr zu erwarten. Die Stellung des Ordensheeres war vortheilhaft und der Feind würde ihm nicht entgangen seyn, wenn nicht der Stolz über den eben errungenen Sieg die Ritter in eine verderbliche Sicherheit gewiegt hätte. Die bei Trappeinen entkommenen Preußen hatten sich bei Marienwerder wieder gesammelt, und zogen, mit einem dort plündernden Reiterhaufen vereinigt, an die Sirgune, an deren anderem Ufer die Ritter lagerten. Diese, den geschlagenen Feind verachtend, hatten nicht einmal Wachen ausgestellt; die Preußen, welche dies erfuhren, benutzten ihre Unvorsichtigkeit, gingen während der Nacht über den Fluß, überfielen die Ordenskrieger plötzlich und richteten eine große Niederlage unter ihnen an. Die Ueberfallenen hatten nicht einmal Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen, und der Weg zur Flucht war ihnen durch die preußischen Reiter verlegt. Zwölf Ordensbrüder und fünfhundert wakkere Kriegsleute wurden erschlagen, und ein kleiner Rest, der sich in die Stadt Christburg oder in eine nahe Feldbefestigung flüchteten, fiel den nacheilenden Preußen zugleich mit der Stadt und mit der Befestigung in die Hände und wurde ermordet oder gefangen.

Die ganze Besatzung des Schlosses Christburg bestand in diesem Augenblicke aus drei Ordensbrüdern und drei Knechten, die, in der größten Sorglosigkeit lebend, von dem Unglücke des Komthurs nichts wußten und nicht einmal die Zugbrücke, welche zum großen Burgthore führte, aufgezogen hatten. Kaum sahen sich die Preußen im Besitz der Stadt Christburg, als sie auch das Schloß einzunehmen gedachten. Sie drangen in die Vorburg, die Hauptburg stand offen und war beinahe von aller Vertheidigung entblößt: da wurde dieser wichtige Platz durch eine Heldenthat gerettet, die, wäre sie unter den Völkern der alten Welt geschehen, im Munde aller Geschichtsschreiber leben würde, hier aber dem Vollbringer keinen andern Lohn eintrug, als den des einfachen Anerkenntnisses seiner Treue.

Ein vornehmer Preuße aus der Landschaft Pomesanien, Namens Syrene, wurde zu jener Zeit im Schlosse zu Christburg eines Vergehens wegen gefangen gehalten. Er war oder glaubte sich unschuldig, denn als die empörten Heiden das Land verwüsteten, entzog er sich ihrer Gemeinschaft und begab sich als neu bekehrter Christ unter den Schutz der Ritter zu Christburg, die ihm aber Fesseln anlegten und ihn in den Kerker warfen. Syrene sah aus dem Fenster des Thurms, der ihm zum Gefängniß diente, wie die Preußen sich der Vorburg bemächtigten; er sah die Zugbrücke, die zur Hauptfeste führte, niedergelassen und das Burgthor offen. Die Ritter saßen in ihren Gemächern und ahneten nicht die nahe Gefahr. Noch wenige Augenblicke, und die Burg war in den Händen der Preußen: da faßte Syrene den Entschluß, sein Leben an die Rettung der Veste zu setzen. Von der Natur mit einer ungewöhnlichen Leibesstärke begabt, zerbrach er seine Ketten, eilte hinab, ergriff Schwert und Lanze und kam in dem Augenblicke auf die Zugbrücke, als die Preußen eben in die Burg eindringen wollten. Syrene stellte sich ihnen entgegen, hielt mit übermenschlicher Anstrengung sie von dem Eindringen ab und vertheidigte die Brücke so lange, bis die Ritter, durch das Waffengeräusch aufmerksam gemacht, herbeieilten, die Zugbrücke aufzogen und das Thor verschlossen. Jetzt sprang Syrene in den Burggraben und kam durch eine Nebenpforte in die Burg, die allein durch seine Tapferkeit gerettet war.

Größer als er handelte nicht jener Römer, welcher Roms Brücke gegen die vordringenden Feinde vertheidigte. Nicht ge-

nung, daß Syrene sich für die Ordensritter aufopferte: er vergaß auch die Schmach, die ihm von ihnen widerfahren war, und mußte erst seine Fesseln zerbrechen, um seine Beleidiger zu retten.

133.

Kriegskunst der alten Preußen.

Jahrhunderte lang hatten die Preußen in einem beneidenswerthen Zustande der Einfachheit und Harmlosigkeit zugebracht (I. 32.). Immer nur beschäftigt mit dem Anbau des Ackers, mit der Pflege ihrer Heerden und mit dem friedlichen Betriebe ihres Handels, lernten sie den Krieg erst kennen, als die Vertheidigung ihres Landes gegen die Nachbarvölker ihn nothwendig machte. Erst von dieser Zeit an mag von einer Kriegskunst und einer Kriegsverfassung der alten Preußen gesprochen werden.

In der ältesten Sagenzeit erscheint **Widewut** als kriegerisches Oberhaupt der Preußen (Bd. II. S. 3.) Mit dem Untergange dieses obersten Einen Heerhauptes warfen sich die Kriegsobersten der Landschaften als Reiks ihrer bisherigen Wehrgebiete zu Fürsten und Landesherren auf; sie wurden allmählig freie Gebieter und es blieb nun ihre Sorge, ihr Gebiet gegen äußere Angriffe sicher zu stellen und zu vertheidigen.

Diese Reiks traten also zur Zeit des Krieges an die Spitze der wehrhaften Mannschaft ihrer Gebiete und erhielten darum den Namen Hauptmann oder Führer. Zuweilen soll auch eine Wahl der Kriegsführer stattgehabt haben, hauptsächlich vielleicht dann, wenn mehrere Landschaften ihre einzelnen Heerhaufen zu **einem** großen Heere vereinigen und also einen gemeinsamen Oberanführer erwählen mußten. In spätern Zeiten fiel diese Wahl zuweilen auf einen ausländischen Fürsten, wie dies z. B. mit Herzog Suantepolk von Pommern und dem Fürsten Wizlaf III. von Rügen geschah. Sobald der Kriegsoberste oder Reiks an der Spitze seines Heeres stand, hatte er in allem, was den Krieg betraf, vollkommene Gewalt und es scheint, daß selbst der Kriwe ihn darin nicht beschränken konnte.

Einzelne Abtheilungen des Heeres standen unter dem Befehl der Edlen, ja diese sammelten oft freiwillig einen Heerhaufen und zogen auf ihre eigene Hand gegen den gemeinschaftlichen Feind,

um ihn durch den kleinen Krieg zu ermüden und zu vernichten, oder ihm durch Rauben und Plündern die Hülfsmittel abzuschneiden. Das ganze Talent eines solchen Anführers bestand in seiner Kühnheit, Tapferkeit, Verschlagenheit, List und Ausdauer; von einer eigentlichen Kriegskunst konnte nicht die Rede seyn.

Das Kriegsvolk selbst bestand, zur Zeit der allgemeinen Noth, aus der gesammten wehrhaften Mannschaft der einzelnen Landschaften. Ließ nun der Reiks einer Landschaft den Kriegsruf erschallen, so mußte jeder Wehrhafte zu einem bestimmten Tage und an einem bestimmten Orte erscheinen. Davon übrigens, daß die sämmtliche waffenfähige Mannschaft des ganzen Preußenlandes zu Einem Heere zusammengetreten wäre, findet sich kein Beispiel; im Gegentheil lag der Kampf immer nur denjenigen Landschaften ob, die zunächst bedroht oder bei dem Unternehmen interessirt waren; ein Umstand, der die Unterdrückung der Preußen sehr erleichterte.

Das Fußvolk bildete den eigentlichen Kern des Heeres; man bediente sich seiner vorzüglich bei Belagerungen und zum festen und stätigen Kampfe. Die Reiterei diente zu schnellen Streifzügen, zur Plünderung und zu plötzlichen Ueberfällen. Die Waffen bestanden in den ältesten Zeiten blos aus Keulen, deren Wirkungen man dadurch verstärkte, daß man sie an dem andern Ende mit Blei füllte. Jeder Streiter hatte eine lange Streitkeule und trug außerdem in seinem Gürtel sechs bis acht und mehrere kleinere Wurfkeulen; im Gebrauch dieser Keule wurde der Jüngling frühzeitig geübt. War die Wurfkeule geworfen, so griff der Streiter zur Steinschleuder, zu seinen spitzgeschärften Wurfsteinen, oder er ging mit steinernen Streithämmern und mit Streitäxten von Eisen oder Stein zum Handgemenge. Auch Wurfspieße waren den Preußen schon früh bekannt; die übrigen Waffenarten lernten sie erst im Kriege mit den Polen kennen. Gegen diese bedienten sie sich auch schon vergifteter Wurfgeschosse. Schilde und Lanzen bürgerten sich erst später ein; der letzteren bedienten sie sich namentlich in den Kriegen mit dem deutschen Orden gegen die feindliche Reiterei.

Die Preußen zogen nicht in den Krieg, ohne über den Erfolg desselben den Rath der Götter einzuholen. Man suchte zu dem Ende, noch vor dem Auszuge, aus dem feindlichen Heere oder aus dessen Lande einen Gefangenen zu erhalten. Diesen fesselte man an einen Baum — doch nie an eine Eiche — und

schoß ihm, nahestehend, einen Pfeil oder Spieß ins Herz. Wenn nun sogleich das Blut heftig und reichlich hervorquoll, so galt dies für ein glückliches Zeichen. Drang aber das Blut nur langsam und mäßig hervor, so befürchtete man Unheil, denn die Götter waren dem Unternehmen abhold.

Ein großes Kriegspanier soll das Heer zum Kampfe begleitet haben: es bestand aus einem weißen Tuche an einem Speere mit den Bildern der drei Hauptgötter in blauer Farbe, oder auch aus dem Bilde eines von zwei Rossen gehaltenen Schildes, auf welchem das Brustbild eines Menschen, mit einem Bärenkopfe und geöffnetem Rachen und eine Inschrift zu sehen war. Noch ein anderes Panier soll aus einem in zwei Hälften getheilten Schilde bestanden haben, auf welchem zwei Kronen, die obere gerade aufrecht mit blauer Farbe in gelbem Felde, die untere ihr entgegengekehrt mit gelber Farbe in blauem Felde, mithin in solcher Stellung zu sehen waren, daß die Oeffnungen derselben einander gegenüber standen.

Langte das Heer in der Nähe des Feindes an und dieser begann den Kampf, so hielt es denselben mit großer Standhaftigkeit aus und focht die Schlacht selbst dann tapfer durch, wenn sie sich sichtbarlich nachtheilig gestaltete. Drang der Feind zu mächtig und zu stürmend an, so ergriffen die Preußen auch wohl die Flucht, denn dies galt nicht für schimpflich, sobald man das Leben für fernere Kämpfe retten wollte. Die offene Feldschlacht möglichst vermeidend, bestand ihre eigentliche Stärke im Ueberfall und im Auflauern in Morästen und dichten Wäldern; in dieser Weise machten sie nicht selten die Kriegszüge bedeutender polnischer Heere und deren günstige Stellungen völlig nutzlos. Wenn daher die Preußen mit Erfolg bekämpft werden sollten, so mußte man mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Kriegsart bekannt seyn; der Unerfahrene wurde leicht durch verstellte Flucht von ihnen getäuscht, dann aus einem Hinterhalt überfallen und vernichtet.

Während der Kämpfe mit den Nachbarvölkern artete, wie schon angedeutet, der ursprünglich harmlose Charakter der Preußen aus und ging in Raubsucht über. Nicht selten versammelte ein vornehmer Preußen auf eigene Hand eine Schaar wehrhafter Männer, brach mit ihnen in das feindliche Land ein, plünderte und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert und kehrte mit seiner Beute in die Heimath zurück.

Das Land der Preußen war durch allerlei Burgen befestigt,

die sie eben so geschickt anzulegen als beharrlich zu vertheidigen wußten. Gewöhnlich erbauten sie solche an den Grenzen auf natürlichen oder künstlich angelegten Anhöhen, oder an Flüssen, Seen und Morästen, so daß die Beschaffenheit des Orts an sich Schutz gewährte und die Vertheidigung erleichterte. Diese Burgen, durch Wälle und Graben umschlossen, oft von mehrern Seiten mit Wasser umgeben, zuweilen an großen Waldungen liegend und für friedliche Zeiten auch zur Bewohnung eingerichtet, waren meist nur von Holz und die Wälle mit Palisaden versehen; ein Umstand, der es erklärt, daß sie eben so schnell aufgebaut als niedergebrannt werden konnten. Der Zugang fand nur von einer Seite her statt. Nächstdem gab es im Lande auch Verschanzungen von Wällen und Gräben, in welche die Kriegsmannschaft bei starkem Andrange des Feindes sich zurückzog und vertheidigte, und zugleich das Vordringen desselben hinderte. Größere Landstrecken, namentlich Waldungen, suchte man dadurch zu vertheidigen, daß man sie durch starke Verhaue bewehrte, hinter denen sich die Kriegsmannschaft zum Gegenkampfe aufstellte.

Wollten die Preußen eine feindliche Burg belagern, so umzingelten sie dieselbe in großen Massen, so daß den Belagerten jeder Ausgang unmöglich gemacht wurde, und stellten Belagerungsmaschinen auf.

Dabei errichteten sie starke Schanzen für den Fall, daß die Belagerten Ausfälle unternehmen sollten. Waren die Belagerer auf diese Weise persönlich gesichert, so wurde die Bestürmung der Burg mit großer Hitze begonnen und mit großer Ausdauer fortgesetzt.

Kehrte das Heer der Preußen siegreich aus der Schlacht zurück, so wurde die dem Feinde abgenommene Beute in drei Theile getheilt. Der erste und beste Theil fiel als Dankopfer den Göttern zu; den zweiten Theil erhielten der Kriwe und seine Priester und der dritte verblieb den Kriegern und Ueberwindern. Den Göttern wurde außerdem gewöhnlich einer der vornehmsten Gefangenen zum Opfer gebracht. Wen nun das Loos traf, den band man in voller Kriegsrüstung auf sein Streitroß, dessen Füße an vier tief in die Erde geschlagenen Pfählen befestigt waren. Dann thürmte man einen starken Holzstoß um und unter das Pferd, zündete ihn an und verbrannte solchergestalt Reiter und Roß mit Waffen und Rüstung zur Ehre der Götter. Auch ge-

fangene Jungfrauen wurden, mit Blumen geschmückt, den Göttern zum Opfer gebracht.

Das Loos der Gefangenen war in der Regel hart und grausam. Zuweilen ermordete man sie jämmerlich, zuweilen wurden sie mit schweren Arbeiten zu Tode gequält, zuweilen zu ewiger Sklaverei am Leben erhalten; auch der Frauen und Kinder schonte man nicht. Das härteste Loos traf die christlichen Priester. Man preßte z. B. den Hals eines solchen zwischen zwei Stangen, bis er starb; oder man schnitt ihm den Nabel aus dem Leibe, nagelte diesen an einem Baume an und trieb dann den Unglücklichen mit Keulenschlägen so lange um den Baum herum, bis alle Eingeweide aus dem Leibe herausgewunden waren und der Mensch todt niederfiel.

134.

Albrecht der Bär.

(II. 157. 193.)

Seit Albrecht durch den Frankfurter Vergleich im Jahre 1144 (II. 160.) wieder in den Besitz seiner Erbländer und zugleich in den der Nordmark gelangte, behielt er noch bis zum Jahre 1157 die Eigenschaft eines Markgrafen der Nordmark, so lange nämlich die Kämpfe mit den Wenden dauerten. Seit aber (1157) Brandenburg erobert war (II. 193.) gab er sich den Titel eines Markgrafen von Brandenburg.

Seine erste Sorge war, das Land zu bevölkern, und er wählte dazu die in jener Zeit üblichen Mittel. Er sandte nach Utrecht und in die Rheingegenden, um Holländer, Seeländer und Flanderer, die damals durch Ueberschwemmungen sehr gelitten hatten, zur Ansiedelung in der Mark einzuladen. Den Bewohnern jener Gegenden war dieses Anerbieten willkommen: sie konnten sich weder in ihrer Heimath einer Hungersnoth aussetzen, noch durften sie ein nachbarliches Gebiet betreten, weil im letztern Falle die Barbarei der Gesetze sie der Freiheit und des letzten Restes ihres Vermögens beraubte. Bald bildeten sie diesseits und jenseits der Elbe, so wie an der Spree und Havel zahlreiche Niederlassungen (Holländereien), die einen brauchbaren Stamm für

ein zu civilisirendes Land abgaben. Die sumpfigen Gegenden der Mark wurden ausgetrocknet, mit Dämmen versehen und in fruchtbares Land verwandelt; Landbau und Viehzucht erhielten ein neues Daseyn und die neuen Ansiedler zogen davon eben so viel Nutzen, wie die schon vorhandenen Einwohner.

Ein zweites Verlangen Albrechts, nach der Besitznahme der Mark, ging dahin, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe vorzunehmen und dort dem Ewigen Gebete des Danks und der Unterwürfigkeit darzubringen. Demgemäß trat er im Jahre 1158, in Gesellschaft seiner Gemahlin (einer geborenen Gräfin von Reineck) und des Bischofs Ulrich von Halberstadt seine Reise an, erfüllte sein Gelübde und kehrte im nächsten Jahre in die Mark zurück. Eine Folge dieser Reise war, daß die ersten Johanniter-Ritter nach Brandenburg kamen. Albrecht hatte diesen Orden in Palästina kennen gelernt und einige Edelleute seines Gefolges waren selbst in ihn getreten. Er glaubte, daß die Errichtung einer Brüderschaft dieser Art seinem Lande zum Nutzen gereichen könne und lud daher einige der Ritter ein, ihn auf der Rückreise zu begleiten und sich in der Mark niederzulassen. Er fand Gehör und wies den Rittern, welche er mitzurückbrachte, Werben zum Aufenthalt an (II. 48.). Durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse wurde der Orden in Kürze so reich und mächtig, daß er sich im Besitze großer Güter befand, und im Jahre 1426 das Heermeisterthum Sonnenburg erlangte.

Albrecht bemühte sich seit seiner Rückkehr, nicht nur sein Land nach außen hin zu vergrößern, indem er die Gelegenheit wahrnahm, einzelne nachbarliche Landstriche durch das Recht der Eroberung an sich zu bringen: er wendete noch größern Fleiß auf das innere Gedeihen seines kleinen Staats, indem er viele Städte und Dörfer anlegte, andere vergrößerte oder wiederherstellte. So wurde er namentlich der eigentliche Gründer der gegenwärtigen Hauptstadt des Preußischen Staats (I. 110.). — Im Jahre 1168 soll Albrecht die Regierung niedergelegt und sie seinem ältesten Sohne Otto übergeben haben, um die letzten Tage seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Zwei Jahre später (1170) starb er in Ballenstädt.

135.

Otto I. Markgraf von Brandenburg.

(S. 21.)

Albrecht der Bär hinterließ bei seinem Ableben außer drei Töchtern sieben Söhne: Otto, der älteste, wurde Markgraf von Brandenburg, Bernhard, der jüngste, erhielt, als Heinrich der Löwe wegen seines Abfalls vom Kaiser in die Acht erklärt worden war, von Friedrich dem Rothbart das Herzogthum Sachsen. Siegfried und Heinrich traten in den geistlichen Stand, Hermann, Albrecht und Dietrich wurden durch kleine Erbgüter abgefunden.

Otto I. regierte im Geiste seines Vaters, scheint jedoch durch die beständigen Fehden, die er mit den Pommern und Sachsen, mit Bischöfen und Edelleuten zu führen hatte, verhindert gewesen zu seyn, bleibende Denkmäler seiner Regierung zu hinterlassen.

Im Jahre 1175 begleitete er den Kaiser Friedrich I. nach Italien und dieser große Kaiser scheint ihn liebgewonnen zu haben, wie einige Proben der Kaiserlichen Gnade beweisen. Namentlich wurde dem Markgrafen auf einem Reichstage zu Mainz (1178) das Amt eines Erzkämmerers des heiligen römischen Reichs zu Theil, welches seitdem auch unausgesetzt bei dem Hause Brandenburg verblieb.

Nicht minder wurde Otto im Jahre 1181 mit Pommern belehnt (II. 155.), so daß er also die nächste Anwartschaft auf den Besitz dieser Provinz bekam.

Otto begünstigte die Geistlichkeit und stiftete mehrere Klöster, unter andern das Cistercienser-Kloster zu Lehnin, welches für ihn und seine Nachfolger zum Erbbegräbniß dienen sollte, und das zu Arendsee. Er starb im Jahre 1184. Seine erste Gemahlin war Judith, die Tochter des polnischen Herzogs Boleslaus (Schiefmaul), deren Grab sich in der Domkirche zu Brandenburg befindet.

136.

Neumarkt.

Neumarkt in Schlesien ist ein so alter Ort, daß die Sage ihn schon zur Zeit des Einfalls der Mongolen (1241) eine Rolle spielen läßt. Wir theilen diese Sage hier mit, wiewohl sie der Geschichte widerspricht.

Die Gemahlin des Tartarischen Kaisers Batu hatte ihre Herren und Ritter so oft von den Sitten und Gewohnheiten der Christen erzählen hören, daß sie eine gewisse Sehnsucht nach dem Abendlande empfand. Endlich erhielt sie vom Kaiser die Erlaubniß zur Reise und machte sich also in Gesellschaft vieler ihrer Fürsten, Grafen und Ritter, wohl ausgerüstet mit Gold, Silber und Edelsteinen, auch versehen mit Geleitsbriefen, auf den Weg. Als sie nun auf ihrem Zuge nach Neumarkt in Schlesien kamen, wurden die Bewohner dieses Orts durch die Größe des Schatzes, den die Reisenden bei sich führten, verlockt, sich in den Besitz desselben zu setzen. Zu dem Ende überfielen sie die Fürstin in der Herberge und ermordeten sie mit allen ihren Begleitern. Nur zwei Jungfrauen retteten sich: sie eilten in die Heimath und überbrachten dem Kaiser die Nachricht von dem Vorgefallenen. Batu entbrannte in großen Zorn, beschloß, den Tod seiner Gemahlin an der ganzen Christenheit, insbesondere der Stadt Neumarkt zu rächen, und unternahm den Zug in das Abendland. (II. 124.)

Nach der Schlacht bei Liegnitz und der vergeblichen Aufforderung des Schlosses warfen die Tartaren das Haupt des getödteten Herzogs in den Koschwitzer See und richteten ihren Zug gegen Neumarkt. Die Bürger, welche davon Kunde erhielten, gingen unter sich zu Rathe und kamen endlich überein, sich mit Wehr und Waffen in die Keller zu verstecken, ihre Frauen aber, angethan mit allem ihren Schmucke, den Feinden entgegenzusenden. Es gelang diesen Frauen, die Tartaren von der Flucht ihrer Männer zu überreden, sie durch köstliche Bewirthung zu beschwichtigen und zuletzt, von Wein und Liebe trunken, zu Bett zu bringen. Auf ein mit der Rathsglocke gegebenes Zeichen brachen nun die Männer hervor und erschlugen die feindlichen, zur Vollziehung der kaiserlichen Rache nach Neumarkt abgesandten Tartaren. — Noch lange nachher zeigte man, wie der Chronist

meldet, auf dem Rathskeller zu Neumarkt den Rock und Mantel der Kaiserin, Thebesius aber will nur noch ihr Hemd bei der Stadtkirche gesehen haben.

137.

Boleslaus der Kahle, Herzog von Liegnitz.

(II. 135.)

Boleslaus überkam bei dem Tode seines Vaters, Heinrichs des Frommen, Großpolen als Erbschaft; er machte sich indessen durch mannichfaltige Bedrückungen, namentlich aber durch die Begünstigung deutscher Ankömmlinge, die er, so bettelhaft und armselig sie auch seyn mochten, den polnischen Großen vorzog, so verhaßt, daß er mit der Liebe seiner Unterthanen zugleich das Land verlor.

Er kam nun nach Schlesien, um mit seinem Bruder Heinrich **III.**, der hier herrschte, zu theilen. Ihre beiderseitige Mutter Anna, und der Bischof Thomas **I.** von Breslau, brachten diese Theilung dahin zu Wege, daß Boleslaus Breslau und Heinrich Liegnitz erhielt. Von den zwei jüngeren, zum geistlichen Stande bestimmten Brüdern Konrad und Wladislaus sollte Jeder einen als Theilgenossen annehmen. Später vermochte Boleslaus seinen Bruder Heinrich zu einem Tausche, wobei er zugleich die Dokumente über die Mitgenossenschaft Konrads ändern ließ. Da dieser nämlich zum Bischof von Passau erwählt worden war, ließ Boleslaus eigenmächtig (wiewohl nicht ohne Zustimmung Heinrichs) in der Urkunde festsetzen, daß er keine Ansprüche mehr an die väterliche Verlassenschaft haben solle, im Fall er das Bisthum wirklich erhielte.

Konrad, der sich auf der Universität in Paris befand, hatte die Nachricht davon kaum vernommen, als er seine projektirte geistliche Karriere sofort aufgab, nach Schlesien eilte und sein Erbtheil einforderte. Davon mochte jedoch Boleslaus nichts wissen, vielmehr verlangte er, daß Heinrich Liegnitz wieder annehmen und den Konrad befriedigen solle. Diesem neuen Regentenwechsel widersetzten sich sowohl die Stände, als Heinrichs eigene Neigung. Daher erschien Boleslaus (1245) mit einem Heere, das

zum Theil aus Deutschen bestand, vor Breslau, belagerte es drei Monate lang vergeblich und bezeichnete dann seinen Rückzug mit Blut und Flammen; namentlich verübte er in der Stadt Neumarkt große Grausamkeiten.

Einige Zeit darauf erschien Boleslaus von neuem vor Breslau, ohne bessere Geschäfte zu machen, als das erste Mal. Die Einwohner vertheidigten sich mit einer sie ehrenden Tapferkeit. Beim Rückzuge wurde er von Heinrichs Leuten gefangen genommen und in Haft gebracht, aus der er sich nur durch einen Vergleich befreite, worin er den Konrad zum Mitregenten über seinen Antheil annahm.

Diesem Vergleiche lange nachzuleben, war Konrad nicht gesonnen. Er verpfändete das ihm gehörige Gebiet von Lebus an den Erzbischof von Magdeburg und an den Markgrafen, erhielt dadurch Geld, warb neue Truppen und zog zum dritten Male vor Breslau, ohne glücklicher als die beiden ersten Male zu seyn. Er suchte hierauf den verhaßten Theilgenossen Konrad durch Gift oder Meuchelmord loszuwerden, aber auch dieses mißlang.

Konrad begab sich nach Polen, wo er bei seinem Schwager Przemislaus sich um die Schwester desselben, Salome, und um Hülfe gegen seinen Bruder bewarb. Konrad erhielt beides, erschien mit einem polnischen Heere in Schlesien, baute das Schloß Beuthen an der Oder und nahm während des Baues den Boleslaus gefangen. Derselbe entwich aber, und nun ließ Konrad seinen andern Bruder Heinrich von Breslau während eines Sommeraufenthalts auf dem Lande aufheben und gefangen setzen, indem er ihm das Versprechen abnöthigte, entweder den Boleslaus zur Theilung zu bewegen, oder ihm einen Theil von Breslau abzutreten. Inzwischen hatte Boleslaus durch seine Unklugheit selbst für Konrads Zwecke gewirkt. Durch seine Züge gegen Breslau völlig erschöpft und in neuen Verpfändungen vergeblich Hülfe suchend, nahm er (1251) seinen eigenen Kastellan in Krossen, den er mit Gunst überhäuft, gefangen, und überlieferte ihn den Deutschen, damit sie die Hülfsgelder, die er selbst ihnen nicht bezahlen konnte, von diesem seinem Diener erpressen sollten. Hierdurch erbitterte er seinen Adel so sehr, daß derselbe sich für Konrad erklärte, und ihm Krossen nebst andern festen Orten des Landes übergab. Boleslaus sah sich nun genöthigt, (1252) ein endliches Abkommen zu treffen, wodurch er Konrad Glogau mit

Sagan und Krossen überließ, so daß in Niederschlesien nun die drei Fürstenthümer Breslau, Liegnitz und Glogau bestanden.

Für den erlittenen Länderverlust sich zu entschädigen, blieb Boleslaus indessen nach wie vor bemüht; die Mittel dazu waren ihm gleich. Von dem Bischofe Thomas von Breslau erpreßte er durch Gefangennehmung 2000 Mark. Dann suchte er unter dem Schein der Freundschaft sich Konrads zu bemächtigen, war aber so unglücklich, selbst in Konrads Hände zu fallen, der ihn einsperren ließ und ihm die 2000 Mark wieder abnahm. Wieder freigelassen, ließ er seinen Neffen, Heinrich IV. von Breslau, aufheben und gefangen setzen, gerieth darüber in Fehde mit den Breslauern, erlangte aber doch einige Städte und Schlösser. Endlich starb er am 17. Januar 1278.

Eine Reihe von ungerechten Handlungen bezeichnet das Leben dieses Fürsten und die Geschichte weiß zu seiner Entschuldigung nichts als das Mißgeschick anzuführen, das ihn vom Anfange seiner Regentenlaufbahn verfolgte und ihn namentlich gegen seine Brüder erbitterte. Er hinterließ zwei Söhne, Heinrich und Boleslaus (Bolko); jener erhielt Liegnitz und Jauer, dieser Löwenberg. —

138.

Heinrich III. Herzog von Breslau.

(II. 135.)

Heinrich III. war der zweite Sohn Heinrichs des Frommen, und erhielt nach mancherlei Kämpfen mit seinem ältern Bruder Boleslaus von Liegnitz (S. 25.) das Fürstenthum Breslau. Aber auch dieses Eigenthum unterlag beständigen Angriffen, wie denn Breslau von seinem Bruder Boleslaus dreimal belagert, aber auch von Heinrich III. und den Bürgern eben so standhaft vertheidigt wurde.

Heinrich hatte seinen ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmten Bruder Wladislaus zum Mitregenten angenommen. Beide Brüder lebten in großer Einigkeit und erwarben sich viele Verdienste um ihr Land. So viel der Kampf mit dem unruhigen Bruder es zuließ, suchten sie die zerstörten Städte und Dörfer wieder aufzubauen und zu bevölkern. Besonders wurde das

im Tartarenkriege verbrannte und seitdem dreimal belagerte Breslau wieder hergestellt, durch viele Schenkungen und Privilegien begünstigt und mit der Neustadt vergrößert. Im Jahre 1261 verliehen sie der Stadt das Magdeburgsche Recht, eine Begünstigung, die viel zum Aufblühen derselben beitrug.

Heinrich, der Stammvater der Herzoge in Schlesien zu Breslau, starb schon im Jahre 1266 und hinterließ einen einzigen Sohn, der bald ein Gegenstand neuer Anfechtungen Seitens des Herzogs Boleslaus von Liegnitz wurde.

139.

Heinrich IV. Herzog von Breslau.

(Mit einem Stahlstich.)

(S. 27.)

Nach dem Tode Heinrichs III. setzte sein Bruder Wladislaus, welcher durch die Gunst des Papstes Klemens außer dem Erzbisthum Salzburg auch die Administration des Breslauer Bisthums erlangt hatte, für sich und im Namen seines minorennen Neffen, Heinrich IV., die Regierung fort. Er spendete reiche Summen, um die Heiligsprechung seiner Großmutter, der Herzogin Hedwig (I. 139.) durchzusetzen. Dieselbe erfolgte im Jahre 1267: die feierliche Erhebung ihrer Gebeine aber geschah zu Trebnitz am 16. August 1268. Außer der ganzen schlesischen Fürsten-Familie waren mehrere polnische Herzoge und der König Ottokar von Böhmen bei dem Feste gegenwärtig. Zwei Jahre nachher (1270) starb Wladislaus, und der nun volljährig gewordene Heinrich IV. begann die Regierung selbst.

Er unterlag von Seiten seines Oheims, Boleslaus des Kahlen von Liegnitz, denselben Verfolgungen, die sein Vater zu erdulden gehabt hatte (S. 27.). Boleslaus begann damit, daß er den jungen Fürsten auf seinem Landhause Jeltsch bei Breslau aufheben und gefangen nach dem Schlosse Lähn führen ließ.

Die Bürger der Stadt Breslau nahmen sich ihres Fürsten an, und nachdem sie die Herzoge von Polen und Oberschlesien in ihr Interesse gezogen hatten, kam es zwischen ihnen und Boleslaus in der Ebene zwischen Stolze und Proczen zu einer

Schlacht (18. April 1277). Mit Löwengrimm warfen die Breslauer sich auf den Flügel, den Boleslaus selber führte; die Glieder des Feindes trennten sich in solcher Verwirrung, daß Boleslaus selbst mit großem Verlust unter Begleitung eines einzigen Ritters entfloh. Aber während das Glück den Breslauern lacht, hat der andere Flügel des Feindes, vom Sohne des Boleslaus, Heinrich, angeführt, die verbündeten Fürsten angefallen. Der erste machtvolle Andrang der schweren deutschen Reiterei zerstreut die leicht berittenen Polen, ihre unordentliche Flucht entblößt die Flanken des schon siegreichen Heeres und ungehindert bricht Heinrich mit seinen Deutschen auf die Breslauer ein. Umsonst suchen sie das erkämpfte Schlachtfeld zu behaupten; von allen Seiten angefallen, trennen sich die festgeschlossenen Glieder und mit Zurücklassung einer Menge Todten wenden sie sich endlich zum Rückzuge. Minder ehrenvoll verließ das Heer der Fürsten die Stätte; auf der Flucht wurden von den nachsetzenden Deutschen der Herzog Przemislaus von Polen ergriffen und nach Liegnitz gebracht, wo er sich mit schwerem Lösegelde befreien mußte. — Erst durch Vermittelung des Königs Ottokar von Böhmen kam Herzog Heinrich von Breslau, und zwar nach Abtretung der Städte Neumarkt, Stregau, Stroppen und Greifenberg wieder los.

Diese Ungerechtigkeiten hinterließen in Heinrichs Gemüth einen tiefen Eindruck; sie veranlaßten ihn zu gleichen Ungerechtigkeiten und hatten mithin einen großen Einfluß auf sein nachheriges Leben. In der Meinung, desselben Mittels, dessen sich sein Verwandter gegen ihn bedient hatte, sich mit gleichem Rechte bedienen zu können, wenn es darauf ankomme, etwas zu erwerben, lud er unter dem Vorwande einer gemeinschaftlichen Berathung über Landesangelegenheiten die schlesischen und polnischen Herzoge auf das Schloß Baricz ein. Nur Przimislaus von Groß-Polen, Heinrich von Liegnitz und Heinrich III. von Glogau kamen, mit einem kleinen Gefolge: sie erkannten bald, daß das Vertrauen zu Heinrichs Freundschaft sie getäuscht habe. Dieser ließ sie schon am Tage der Zusammenkunft (9. Februar 1281) greifen und gefangen nach Breslau führen, wo jeder besonders in Banden gelegt und scharf bewacht wurde. Umsonst verwendeten sich die Herzoge von Polen und Schlesien für die Freilassung der Gefangenen: sie erhielten keine genügende Antwort. Lesko der Schwarze, Herzog von Krakau, mit dem Herzoge von Pommern und der großpolnischen Ritterschaft, rückten

also in Heinrichs Gebiet ein und verheerten das Land bis an die Vorstädte von Breslau. Auch dies half nichts, im Gegentheil beharrte Heinrich mit einer Hartnäckigkeit, die ihm sonst nicht eigenthümlich gewesen seyn mochte, auf der Gefangenhaltung seiner Verwandten und ließ sich erst in Unterhandlungen ein, als die Feinde wieder abgezogen waren.

Das Resultat dieser Unterhandlungen war, daß Przimislaus von Großpolen seine Freiheit mit Abtretung des Wielunschen Gebiets erkaufen, die Herzoge von Liegnitz und Glogau sich aber durch einen Eid verpflichten mußten, beständig eine Anzahl Lanzenträger zu Heinrichs Dienst bereit zu halten.

Einige Jahre später (1284) bekriegte Heinrich den Herzog Przimislaus von Großpolen und forderte, um die Kosten des Krieges aufzubringen, einen Geldbeitrag vom Bischofe Thomas II. von Breslau, welchen dieser aber verweigern zu müssen glaubte. Sein Vorgänger, Thomas I., war von dem Herzoge Boleslaus dem Kahlen durch gewaltthätige Gefangennehmung zu einem Vergleich gezwungen worden, der die Einkünfte und Rechte der Kirche auf das empfindlichste beeinträchtigte; Thomas II. war also nicht geneigt, diese Schuld durch ähnliche Nachgiebigkeit zu vermehren. Wahrscheinlich versuchte er sogar, dem Herzoge dasjenige streitig zu machen, was dieser nunmehr mit Recht fordern konnte. Heinrich gebrauchte nun Gewalt, nahm zuerst Ottmachau und Neiße, bemächtigte sich dann auch der übrigen Städte, Schlösser und Dörfer des Bischofs und ließ auf das ernstlichste mit Androhung schwerer Strafen befehlen, Niemandem anders als ihm den geistlichen Zehnten zu entrichten. Vergebens versuchte der Bischof Alles, den Zorn des Herzogs zu besänftigen, vergebens schickte er Prälaten und Domherren zu ihm, ja er verfügte sich endlich selbst zu seinem Feinde, um ihn durch Bitten und Vorstellungen auf andere Gesinnungen zu bringen; Heinrich blieb bei seinen Forderungen. Der Bischof nahm jetzt den Schutz seines Metropolitans, des Erzbischofs von Gnesen, in Anspruch, in Folge dessen eine Synode zu Lancicz ausgeschrieben wurde. Hier versammelte sich eine Anzahl Bischöfe, die, nachdem ihnen die Sache vorgetragen worden, einstimmig auf den Bann erkannten, den demnächst auch der Erzbischof Swinka am 6. Jan. 1285 über den Herzog, seine Ritter, Vertraute und Anhänger, die ihm mit Rath und That in den verübten Gewaltthätigkeiten beigestanden, aussprach. Gleichzeitig wurden die Stadt Breslau und alle anderen

zu Heinrichs Gebiet gehörigen Orte mit dem Interdikt belegt. Außer den Franziskanern zu St. Jakob leistete die gesammte Breslauer Geistlichkeit diesem Befehl Folge und verwickelte sich dadurch in das Schicksal ihres Hirten. Ein großer Schatz, den sie in der Sand- und Albrechtskirche heimlich niedergelegt hatten, wurde weggenommen und sie selbst samt dem Bischof aus Breslau vertrieben. Dasselbe geschah an den übrigen Orten, die unter der Botmäßigkeit des Herzogs standen. Die Flüchtigen fanden bei ihren Ordensbrüdern in Polen freundliche Aufnahme. Der Zorn des Herzogs war so groß, daß er sogar einige seiner Hofritter, die die Partie des Bischofs nahmen, mit Verlust der Freiheit und des Lebens bestrafte.

Thomas II. irrte unterdessen als Flüchtling herum. Nach zwei Jahren (1287) fand er endlich in Ratibor einen bleibenden Aufenthalt: er lebte hier von den Einkünften, die ihm noch verblieben waren. Heinrich wollte indessen seinen Feind auch hier nicht dulden, und verlangte daher von dem Herzoge Wladislav von Ratibor, daß der Bischof vertrieben werde. Allein Wladislav verwarf eine Erniedrigung, welche abzuwerfen er doch am Ende die Mittel nicht hatte. Heinrich rückte mit einem ansehnlichen Heere vor Ratibor und trieb die Einwohner durch Hunger und Elend so in die Enge, daß die Uebergabe der Stadt unvermeidlich war. Eine allgemeine Unzufriedenheit wurde gegen den Urheber dieses Jammers rege, und Thomas fand nur noch Rettung darin, daß er ein sehr zweideutiges Wagstück unternahm. Im bischöflichen Ornat, von seinen Domherren begleitet, ging er aus der Stadt gegen das Lager, um entweder den Zorn des Fürsten durch die tiefste Herablassung zu besänftigen, oder die Donner der Rache gegen sein schlummerndes Gewissen zu waffnen. Schon von weitem sahen die Diener des Herzogs den Zug und meldeten es sogleich ihrem Herrn, der darüber erstaunte, aus dem Zelte ging und dem Bischof entgegeneilte *). Von seinem Anblick eben so getroffen, wie vom plötzlichen Bewußtseyn seiner Schuld, stürzte der Herzog zu den Füßen des Bischofs und rief aus: Vater, ich habe gesündigt! — Thomas ließ ihn nicht ausreden; mit Thränen im Auge hob er ihn auf und gab ihm den Kuß der Versöhnung. Beide verfügten sich hierauf ohne Zeugen in die nahe liegende Nikolaikirche, unterhandelten als Freunde

*) Hierzu der Stahlstich.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

über die streitigen Punkte und schlossen einen Frieden, zufolge dessen der Herzog dem Bischofe und der Geistlichkeit Alles wiedergab, was er ihnen abgenommen hatte, der Breslauschen Kirche auch größere Freiheiten ertheilte, als sie früher besessen. Der Erzbischof von Gnesen hob den Bann über einen Fürsten auf, der aus einem harten Verfolger der mildeste Freund der Geistlichkeit geworden war und nun von dieser den Beinamen **Probus** (der Redliche) empfing.

Das aufgeregte Gewissen des Herzogs beruhigte sich bei den Opfern und der Genugthuung noch nicht, die er gebracht hatte; es schien ihm nöthig, ein bleibendes Denkmal seiner Sinnesänderung zu stiften, und er faßte daher den Entschluß, eine Kirche zu bauen. So entstand die Kreuzkirche in Breslau, die er mit reichen Schenkungen ausstattete, und die auch im Jahre 1290 seine Gebeine aufnahm.

Das Interesse an der Persönlichkeit dieses Fürsten vermehrt sich, wenn man erfährt, daß er auch Dichter oder Minnesänger war. Nur zwei Gedichte sind von ihm übrig geblieben und in der Manessischen Sammlung zu lesen. Das eine schließt mit folgenden (modernisirten) Worten:

Die mir viel Freude hat gegeben,
Ihr Leib ist aller Wonnen Schrein.
Ach Gott! könnt' ich doch immer leben
Und könnt' ich immer bei ihr seyn!
Dann freut' ich mich der lieben Tage;
Denn schau ich mir die Holde an
Ist mir, ob Alles Rosen trage!

Heinrich starb am 23. Juni 1290 im Alter von etwa 40 Jahren, kinderlos, aber nicht unvermählt. Auf seinem Todbette erhielt er die Nachricht, daß er zum Herzoge von Krakau und Sendomir erwählt worden sey. — Früh ein Opfer fremder Bosheit, suchte er ebenfalls hart und grausam zu seyn, doch ließ ihn sein gutes Herz nicht dauernd dahin gelangen. Er konnte nur Fehltritte begehen und diese sühnte — die Religion.

In den Breslauern herrschte zu dieser Zeit jener kräftige Geist, der aus dem Selbstgefühl des Wohlstandes und dem Bewußtseyn der Wehrhaftigkeit hervorgeht. Dies läßt sich schon aus der wackern Hülfe schließen, die die Bürger dem Herzoge geleistet; man erkennt es aber auch aus ihrem Benehmen gegen den Fürsten selbst. Eine Abgabe z. B., die unter dem Namen des

Eidgeschosses für den Herzog durch den Rath ausgeschrieben wurde, machte die Bürger mißvergnügt und brachte Unruhen zuwege, deren Ursache zunächst die Tuchmacher waren. Der Herzog lud die Häupter der Partei samt den Konsuln vor sich und verlangte auf die Klagen der ersteren, über Bedrückungen des Raths, Beweise. Da vergaß einer der Bürger, daß er Unterthan war; lebhafter wurde in ihm das Gefühl des Herrenrechts, das er gleich Rittern und Fürsten zu üben gewohnt war: er schlug mit der Hand auf sein Schwert und rief: hier sind meine Beweise! — Dieses gesetzwidrige Benehmen zog Strafe nach sich; der Rath ließ drei der Rädelsführer enthaupten und sechs verweisen.

140.

Konrad II. Herzog von Glogau.

(II. 135.)

Glogau, die größte Stadt Niederschlesiens, wird schon um das Jahr 1000 als vorhanden erwähnt. Sie scheint damals auf der Westseite der Oder gestanden zu haben, jedoch nach den Kriegen mit den Deutschen auf die Ostseite (die heutige Dominsel) versetzt worden zu seyn, nach 1109 aber ihre alte Lage wieder erhalten zu haben.

In diesem Jahre erschien nämlich Kaiser Heinrich V. in Schlesien, um den mächtigen Herzog Boleslaus III. von Polen zinsbar zu machen. Es gelang ihm, in der Nähe von Glogau über die Oder zu gehen und das dort befindliche Lager der Polen zu erstürmen. Hierauf erschien er vor dem gut befestigten Glogau. Die Einwohner, von der in ihrer Nähe vorgefallenen Niederlage der Polen unterrichtet und erschreckt, baten um einen fünftägigen Waffenstillstand, um von ihrem Herzoge Verhaltungsbefehle einzuholen. Derselbe wurde bewilligt und die vornehmsten Einwohner gaben ihre Kinder zu Geißeln.

Als nun aber die Boten mit der scharfen Ermahnung zurückkamen, die Stadt bis aufs äußerste zu vertheidigen und nicht zu übergeben, entstand eine große Noth, in der aber die Glogauer den größten Heldenmuth zeigten. Vergebens ließ der Kaiser die zu Geißeln gegebenen Kinder der Belagerten ihren Pfeilen und Wurfmaschinen entgegenstellen; vergebens versuchte er zuletzt einen

Sturm: die Glogauer wehrten sich als Verzweifelte, bis die Annäherung des Herzogs den Kaiser zwang, die Belagerung aufzuheben. In einer Beschreibung dieser Belagerung aus dem dreizehnten Jahrhundert lernt man die damalige Kriegsmethode kennen. Die Deutschen warfen mit Schleudern große Steine in die Stadt, nahten unter einer Bedeckung von Balken und Brettern den Mauern, um sie zu untergraben, und trieben Sturmböcke hinein. Die Belagerten ihrer Seits warfen Feuer und große Steine auf die feindlichen Maschinen, ließen Mühlsteine herabrollen, zogen die Angreifer mit großen Haken in die Höhe und gossen siedendes Wasser auf sie herab.

In einem andern Kriege mit dem Kaiser (1158) wurde Glogau von den Polen selbst angezündet, aber wahrscheinlich bald wieder aufgebaut. Im Jahre 1253 machte Herzog Konrad, dritter Sohn Heinrichs des Frommen, sie zu seiner unmittelbaren Stadt und Residenz, und bemühte sich, ihr Aufblühen zu befördern. Damals besaßen der Bischof von Breslau und das (angeblich im Jahre 1110 gestiftete) Glogausche Kollegiatstift große Vorrechte über die Stadt und zogen bedeutende Einkünfte aus den Fleischbänken, Gasthöfen und Märkten derselben. Auf welche Weise die Geistlichkeit diese Vorrechte erlangt, ist nicht bekannt. Konrad kaufte die Stadt von der ihr nachtheiligen geistlichen Gerichtsbarkeit frei und gab ihr deutsches Recht (1253); den Geistlichen, die nun nicht mehr Herren von Glogau waren, wies er ihre Wohnungen außerhalb der Stadt an. Er baute dieselben nebst der Kirche auf die Insel, welche die Oder macht, wo schon ehedem die Stadtkirche, das Schloß und die Stadt selbst gestanden hatte. Die Kollegiatkirche in der Stadt aber erweiterte er und setzte Dominikaner hinein.

Konrad war mit seinem unruhigen Bruder Boleslaus von Liegnitz in eine immer währende Fehde verwickelt, ja Boleslaus hatte ihn durch Gift aus dem Wege schaffen wollen und räumte ihm nur im Wege des Zwanges das Fürstenthum Glogau ein (S. 26.). In der Meinung, daß ihm Konrad nunmehr eine gänzliche Versöhnung zutrauen würde, ließ er ihn zu einem Gastmahle nach Liegnitz einladen. Dem Herzoge kam die Einladung an sich befremdend vor, er erhielt aber auch noch Andeutungen, daß sein Bruder es nicht redlich meine, vielmehr die Absicht habe, ihn gefangen zu nehmen, und dadurch zur Abtretung seines Landes zu bewegen. Konrad nahm also zwar die Einladung an, ging

aber mit einer starken Bedeckung nach Liegnitz. Den größten Theil derselben im Walde verbergend, erschien er nur mit wenigen Männern auf dem Schlosse, das er stärker als gewöhnlich mit Bewaffneten besetzt fand. Dieser Umstand diente ihm zum Beweise für die treulosen Absichten seines Bruders; er kam diesem daher zuvor, ließ ihn unversehens ergreifen und in aller Eile zur Burg hinaus und in den Wald führen, wo die versteckten Leute ihn empfingen und nach Glogau in enge Haft brachten. Nur gegen eine Summe von 2000 Mark erhielt Konrad seine Freiheit wieder.

Konrad war zweimal vermählt gewesen, das erstemal mit Salome, Schwester des Herzogs Przemislaus von Polen, das zweitemal mit Brigitte, der Wittwe Konradins von Schwaben. Er hinterließ drei Söhne, die sich in sein Land theilten: Heinrich III. erhielt Glogau, Przemislaus Sprottau, und Konrad III. Sagan.

141.

Der Dom zu Naumburg.

Der Dom zu Naumburg ist ein altes ehrwürdiges Gebäude, mit drei Thürmen und vielen Denkmälern der vergangenen Zeit.

Es war im zehnten Jahrhundert, als Eckard I., Markgraf von Meißen, einer der ritterlichsten Männer seiner Zeit, dessen eigentlicher Stammsitz die ehemalige Burg Gena, jetzt Groß-Jena, auf dem linken Ufer der Unstrut, gewesen seyn soll, da, wo jetzt Naumburg steht, und zwar namentlich an der Stelle des gegenwärtigen Oberlandesgerichtsgebäudes eine Burg erbaute. Die günstige Lage des Orts an einer für den Verkehr so wichtigen Straße gab Ursach, daß Handel und Gewerbe sich hierher zogen und der Ort durch neuen Anbau sich sehr erweiterte. Eckard unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, den Glanz seiner neuen Residenz zu erhöhen; er gründete die stattliche Stiftskirche, die dem heiligen Petrus geweiht und später zur Kathedrale des hieher verlegten Hochstifts erhoben wurde, stiftete auch unter andern das St. Georgenkloster, in dessen Mauern er in der Folge seine Ruhestätte fand.

Eckards Söhne, Hermann und Eckard II., vollendeten

die von ihrem Vater gegründeten geistlichen Stiftungen, statteten solche reichlich aus und bewirkten auch, daß König Konrad II. dem Orte Naumburg das volle Stadtrecht und einen Markt mit königlichen Freiheiten verlieh. In diesem Zustande übereigneten sie, als in spätern Jahren ihnen die Aussicht entschwand, ihren Stamm in männlichen Nachkommen fortzupflanzen, Naumburg mit bedeutenden Ländereien, den beiden Aposteln Petrus und Paulus, Patronen der vom Kaiser Otto I. gestifteten bischöflichen Kirche zu Zeitz, unter der Bedingung, daß der bischöfliche Sitz von dort nach Naumburg, und namentlich zu der von ihrem Vater in der Eigenschaft eines Kollegiatstifts gegründeten Kirche verlegt und diese zur bischöflichen erhoben wurde. Ihre ferneren Schicksale werden wir in der Folge kennen lernen.

142.

Magdeburg.

(B. II. S. 63. 162.)

Die Stadt Magdeburg hatte im dreizehnten Jahrhundert bei weitem nicht den heutigen Umfang. Die Mauer lief am Ulrichs-Kirchhofe im Westen hinunter bis zum Marstall, wo ein Stadtthor war. Von dort breitete sie sich im Norden aus, ging am Barfüßer-Kloster hin, durchschnitt den breiten Weg, erstreckte sich von dort hinter den neuen Scharren und die große Petersstraße hin bis an die Gegend der Elbe. Auf der Ostseite war diese Mauer etwas hinter der Johanniskirche oberhalb des Knochenhauer-Ufers, wo sie sich unweit der Elbe an die Nordseite wieder anschloß. Auf der Südseite war sie in der Gegend der heutigen Schuhbrücke, wo sich an der Stelle der nachherigen Schwibbogen ein Stadtthor befand. Die beiden Pfarren zu St. Katharina und Jakob lagen also noch außerhalb der Stadt. In der Gegend des jetzigen Jakobs-Kirchhofes befand sich das Gericht und der Rabenstein, worauf noch die beiden in den südlichen Thurm dieser Kirche eingemauerten eisernen Köpfe hindeuten sollen.

Erzbischof Albert der Zweite (II. 63.) erweiterte die Stadt besonders gegen Norden, schlug die Katharinen- und Jakobs-Pfarre zur Stadt und legte das Krökenthor und die hohe Pforte an.

Mit seinen zum Theil anmaßenden und habsüchtigen Nachfolgern hatte die Stadt viele Verdrießlichkeiten. Konrad II. (1266 — 1276) ist durch einen großen Haß gegen die Juden bekannt, der zu einer lächerlichen Anekdote Veranlassung gab.

Zu seiner Zeit fiel nämlich ein Jude zu Magdeburg an einem Sonnabende in ein tiefes heimliches Gemach, aus dem er allein sich nicht wieder heraushelfen konnte. Er schrie kläglich um Hülfe; seine herbeieilenden Glaubensgenossen bejammerten ihn mit gleich kläglicher Stimme, erklärten aber, daß sie ihm, um den Sabbath nicht zu entweihen, nicht heraushelfen könnten; er müsse aushalten, bis der Sabbath vorüber sey und bis sie wieder etwas angreifen dürften.

Die Sache kam vor den Erzbischof, der, voll Unwillen gegen die verblendete Menge, den Befehl gab, daß die Juden, bei seiner höchsten Ungnade, nun seinen Sabbath, den Sonntag, ebenfalls wie ihren Sabbath feiern und nichts anrühren sollten. Sie mußten gehorchen und der arme Jude hielt bis zum dritten Tage aus, ehe ihm Hülfe wiederfuhr.

143.

Quedlinburg.

(B. I. S. 50. B. II. S. 169.)

Quedlinburg, an der Bode, war einst eine blühende Stadt, von der aus Heinrich I., Otto der Große und Otto III., wie auch Heinrich V. Deutschland regierten. Sie gehörte zum Hanse-Bunde und hatte eine Macht erlangt, daß sie sich Kaisern und Fürsten widersetzen konnte. Als noch die Kaiser Deutschlands keine feste Residenz hatten, und sich bald da, bald dort in sogenannten Pfalzen aufhielten, war auch Quedlinburg eine solche Pfalz. Besonders oft hielten Heinrich I. und IV., Otto I. und III. sich hier auf, um das Pfingst- oder Osterfest zu feiern. Während dieser Zeit ereigneten sich hier Vorfälle, welche in der Geschichte der deutschen Kaiser stets denkwürdig bleiben werden. Otto I. sollte hier im Jahre 942 das Opfer einer Verschwörung werden, die aber entdeckt ward und deren Häupter er hinrichten ließ. Hier gab derselbe Otto, als er im Jahre 973 aus Italien zurückkam,

den Gesandten der Ungarn, Polen, Wenden, Dänen, Böhmen, Griechen u. s. w. am Osterfeste Audienz. Hier versuchte es Herzog Heinrich von Baiern, unter der Vormundschaft des jungen Kaisers Otto III., seine Ansprüche auf das Kaiserthum, in Gegenwart der sächsischen Fürsten, wiewohl fruchtlos, wieder geltend zu machen und den jungen Kaiser vom Throne zu stoßen. Derselbe Otto III. berief im Jahre 1000 eine Kirchen-Versammlung hieher; hier söhnte Heinrich II. im Jahre 1003 mit seinem Nebenbuhler um die Kaiserkrone, dem Herzoge Hermann von Schwaben, sich aus, und dieser entsagte dem Kaiserthum; hier hielt Hermann, Heinrichs IV. Gegenkaiser, eine große Kirchen-Versammlung (1085), wo der päpstliche Bann gegen Heinrich wieder bestätigt wurde; hier endlich wurde, noch im Jahre 1583, das bekannte Kolloquium über die formula concordiae und Ubiquität Christi, besonders in Rücksicht auf das heilige Abendmahl, von mehreren Theologen gehalten.

Heinrich I. hielt der Jagd und des Vogelfanges wegen sich gern in Quedlinburg auf. Eine Gegend in der Vorstadt Westendorf heißt noch jetzt der Finkenherd. Vielleicht war es auf dieser, damals noch unbebauten Stelle, wo ihm die königliche Würde angetragen wurde, indem, der Sage nach, die Abgesandten ihn beim Vogelherde überraschten. Mit seiner Gemahlin Mathilde stiftete er hierauf (937) auf dem nicht fern von diesem Finkenherde liegenden Berge, dessen Ostseite schon länger die kaiserliche Burg trug, ein Kloster. Seine Tochter Mathilde ward Aebtissin desselben und ein Theil der Nonnen zu Wenthusen, dessen Reste noch jetzt im Dorfe Thale sichtbar sind, wurde hieher verpflanzt. Kaiser Otto der Große, Heinrichs I. Sohn, verwandelte das Kloster in eine Abtei. Die Schutzgerechtigkeit darüber befand sich anfangs in den Händen der benachbarten Fürsten, die darüber oft in Streit und Fehden geriethen. Im Jahre 1477 eroberten die Herzöge von Sachsen Quedlinburg, weil der Rath und die Bürgerschaft ihrer Schwester, der Aebtissin Hedwig, den Gehorsam versagten; seitdem kam die Schutzgerechtigkeit an das sächsische Haus. Im Jahre 1697 verkaufte Kur-Sachsen sie für 300,000 Thaler an Preußen, in dessen Besitz sie bis zur Aufhebung des Stifs verblieb. Die Aebtissinnen, deren das Stift 41 hatte, waren freie unmittelbare Reichsfürstinnen mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage. — Durch den Reichsdeputations-Rezeß von 1803 wurde das Stift zwar mit Preußen verbunden,

doch sollte es bis zum Tode der damals regierenden Aebtissin fortbestehen, die daher auch alle ihre Rechte und Genüsse, ja selbst ihre Regierung behielt. König Hieronymus indessen hob das Stift ganz auf (1812), überwies den Genuß der abteilichen Domainen seinem neu gestifteten Orden und ließ die übrigen Stiftsgüter verkaufen.

Die noch vorhandenen alten Thürme und Warten um die Mauer der Stadt sind Ueberreste aus dem eilften Jahrhundert, wo der unruhige Heinrich IV. fast auf allen Hügeln Burgen und Warten erbauen ließ, um die gegen ihn empörten Sachsen im Zaum zu halten. Sie waren kleine feste Plätze, in die man nur durch angelegte Leitern kommen konnte, und dienten besonders dazu, die Umgegend zu beobachten und durch Zeichen die Annäherung des Feindes kund zu geben.

An das in der Vorstadt Westendorf auf einem Felsen gelegene Schloß knüpfen sich der interessanten Erinnerungen viele, die wir bereits früher mittheilten uud in Zukunft noch mitzutheilen gedenken. Bis zur völligen Aufhebung des hier über acht und ein halbes Jahrhundert bestandenen freien weltlichen Stifts, war es der Wohnsitz der Aebtissinnen und übrigen Stiftspersonen, sofern sie sich hier aufhielten, und der Versammlungsort der abteilichen Behörden. Die Aussicht aus den Fenstern ist mannichfach und reizend. In der dabei befindlichen Stiftskirche hält die ehemalige Viperti=Gemeinde ihren Gottesdienst. Das Begräbniß=Gewölbe der Kirche hat ein überaus heiteres Ansehen und ist ohne alle Feuchtigkeit, woher es ohne Zweifel kommt, daß die darin beigesetzten Leichen nicht in Verwesung übergingen, sondern mumienartig eintrockneten. Man machte diese Entdeckung vor ungefähr achtzig Jahren, indem man den Sarg öffnete, welcher seit 1728 die Leiche der Gräfin Aurora von Königsmark, Geliebten Augusts von Sachsen und nachherigen Pröpstin des Stifts, enthielt. Das Bild der alten Leiche ist nicht widrig, aber welche Gedanken drängen sich dem Beschauer auf, wenn er die Laufbahn dieser Frau betrachtet, und nun das einstige Meisterstück der Natur aufgetrocknet, von Würmern durchlöchert und braun gefärbt vor sich sieht. In der Folge wurden noch andere Leichen ebenfalls in unverwestem Zustande gefunden. — Zu den Merkwürdigkeiten der Stiftskirche gehört ein Bischofsstab, welchen Kaiser Otto III. im Jahre 999 seiner Schwester, der Aebtissin Mathilde aus Italien zur Investitur geschickt haben soll; eine schön geformte

große Vase, aus Travertino (Kalksinter) gefertigt, wahrscheinlich aus Griechenland stammend und von der Sage zu einem der Kanaäischen Wasserkrüge erhoben; ein Kamm von Elfenbein, angeblich der Bartkamm Kaiser Heinrichs I., und drei schön gearbeitete Reliquienkasten. Außer mehreren anderen seltenen Büchern findet sich eine lateinische Bibel, welche Luther vor der Reformation gebraucht haben soll, und in welche er seinen Namen mit den Worten eingeschrieben: „Es ist kein Sträuchlein in der Bibel, wenn man's klopfet, das nicht einen goldenen Apfel gäbe.“

Im Münster der Kirche wird, unter mehreren Gräbern früherer Aebtissinnen, auch das Grab Kaiser Heinrichs I. und seiner Gattin Mathilde gezeigt. Die Marmorplatte, welche Heinrichs Grab deckt, ist durch die Länge der Zeit so zersprungen, verdorben und mit Kalk wieder zusammengefügt, daß man wenig noch von dem Marmor sieht. Die Füße, auf denen sie ruht, scheinen später hinzugekommen zu seyn.

Im Rathhause der Altstadt, am Markte, findet man Tilly's Bild und eine sechs Ellen hohe und breite Karte Thüringens vom J. 1510, auf welcher bei jedem Orte die merkwürdigsten Begebenheiten angeführt sind. In der Bibliothek sieht man einen gebackenen Menschenkopf und zwei rechte Hände ohne Daumen, die man für Glieder der Verschworenen ausgiebt, welche im Jahre 942 Otto den Großen in Quedlinburg ermorden wollten; ein sehr schönes altes Manuscript des Sachsenspiegels, wahrscheinlich eine Urschrift, die vielleicht Graf Hoyer von Falkenstein, damals Erbschutzherr des Stifts, hieher schenkte; ein von Metall künstlich gearbeiteter, vergoldeter Kelch oder Becher, mit einem sechseckigen Gebäude im Innern, dessen Bestimmung wahrscheinlich die war, bei öffentlichen Umgängen die Monstranz darauf befestigt zu zeigen; ein gläserner Becher, welchen Luther dem damaligen Schulrektor Absdorf in Quedlinburg schenkte, u. s. w. Man verwahrt auch hier den Käfig von eichenen Bohlen, in welchem die Quedlinburger den Grafen Albrecht von Reinstein, der ihnen sehr viel Herzeleid zugefügt, zwei Jahre lang gefangen hielten (1336); eine Begebenheit, auf die wir später zurückkommen.

144.

Aken an der Elbe.

Aken an der Elbe liegt in einer flachen und niedrigen Gegend, hat keine Vorstädte und ist mit einer alten Mauer umgeben, an welcher sich in ungleichen Zwischenräumen kleinere und größere Thürme befinden, die ehemals zur Vertheidigung dienten*). Der Umfang der Stadtmauer bildet ein nicht ganz regelmäßiges Viereck. Die Länge der Stadt von Osten nach Westen beträgt 2660 Fuß und die Breite 2160 Fuß. In früheren Zeiten ging um die Stadt ein doppelter Graben mit dazwischenliegendem Walle. Als man die Stadt nicht mehr als Festung ansahe, wurde im 18ten Jahrhundert der Wall abgetragen und der äußere Graben verschüttet.

Die Gegend von Aken mag schon früher und lange vor Einführung des Christenthums bewohnt gewesen seyn. Dies beweisen die heidnischen Begräbnißurnen, welche man in den Sandbergen östlich von der Stadt, in dem Blachfelde zwischen Aken und Mennewitz, ferner bei Löderitz und auf der wüsten Schmiedeburg im Löderitzer Busche findet.

Die erste Ansiedelung der Erbauer von Aken war im Westen der jetzigen Stadt, auf dem Fleck, wo links von dem Burgthore noch jetzt die ansehnliche Breite Amtsacker liegt, welche bis auf diesen Tag die alte Stadt heißt.

Noch vor etwa 100 Jahren war dies Ackerstück (zu dem auch der Amtsgarten oder Burggarten und einige kleinere Gartenflecke gehörten) mit halbzerstörten Erdwällen und Graben umgeben. Nachher sind diese geebnet und bilden nun die schmalen Ackerstücke, welche sich südlich und westlich um die Altstadt herumziehen. An der Spitze der Stadt lag ein Schloß oder eine Burg auf dem jetzt etwas abgetragenen Lorfberge, wo jetzt die Amtsziegelei steht. Dieses Schloß hieß Glorup, Gloworp oder Glendorf. Es befand sich darin eine dem heiligen Quirinus geweihte Kapelle. Dieses Schloß wurde 1388 im Kriege des Kurfürsten zu Sachsen mit den Erzbischöflichen zerstört und blieb in Trümmern liegen.

---

*) Die durch die Mauer gebrochenen Schießscharten stammen aus dem Jahre 1813.

Zu welcher Zeit die alte Stadt so gänzlich zerstört worden ist, läßt sich nicht angeben; daß sie aber nicht durch eine Elbfluth, sondern durch Brand zu Grunde gegangen, beweisen die Holzkohlen, welche jetzt noch häufig ausgepflügt werden. Nach Einführung des Christenthums muß es gewesen seyn, denn es lag darin die Magdalenen-Kirche, von welcher der Magdalenen-Sumpf den Namen hat.

Erst von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an wird die Geschichte der Stadt zuverlässig. Sie gehörte damals den Herzogen in Sachsen aus askanischem Geschlecht. Damals stand die Stadt bereits auf der jetzigen Stelle und kann nicht ganz unbedeutend gewesen seyn, denn sie hatte ein herzogliches Schloß, eine Pfarrkirche, mehrere kleinere Kirchen oder Kapellen und bereits öffentliche Schulen. Auch waren die Bürger durch den blühenden Elbhandel bereits sehr begütert.

Am 1. Februar 1270 stiftete Herzog Johann von Sachsen das Stift und die Kirche zu St. Nikolai. Zur Fundation und zum Bau derselben bestimmte er die ganze Parochie der Stadt Aken mit allen Kapellen und Schulen und deren Einkünften. Außer den beträchtlichen Gütern der Marienkirche und aller Kapellen in Aken wurde das neue Stift durch mancherlei Schenkungen bereichert. Auch Bischöfe und Päpste statteten es mit Ablaßbriefen freigebig aus. Noch sind vier dergleichen vorhanden, von denen der des Papstes Benedikt XII. aus dem Jahre 1335 der merkwürdigste ist. Vierzig Tage vollkommener Ablaß werden darin Jedem versprochen, der an Fest- und heiligen Tagen in der Nikolaikirche sein Gebet verrichtet; oder das Sakrament begleitet, wenn es zu einem Kranken getragen wird, oder beim Anschlagen der Abend-Betglocke drei Ave Maria betet, oder zum Bau, zu den Lichtern und zum Schmuck der Kirche beiträgt, oder sie im Testament bedenkt, oder einen Umgang auf dem Kirchhofe hält und für das Heil der abgeschiedenen Seelen betet.

Im Jahre 1316 oder 1317 stürzte die Nikolaikirche bei einer Ueberschwemmung der Elbe zusammen. Sie wurde, wie sie jetzt steht, wieder aufgebaut, ist ganz der Marienkirche ähnlich, nur kleiner, hat auch zwei Thürme von gleicher Bauart und Höhe.

Im Jahre 1520 bat der Kardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz, das Nikolaikapitel, ihm die große Glocke der Kirche so lange für sein neues Stift in Halle zu leihen, bis dieses mit anderem Geläute versehen wäre. Die Stiftsherren durften ihm das

freilich sehr sonderbare Verlangen nicht abschlagen; als aber das neue Stift in Halle bald darauf einging, so schenkte oder verkaufte der Erzbischof alles Geläute an den Dom in Magdeburg und das Domkapitel wollte von der Rückgabe der Glocke nichts wissen.

Bei der Reformation (1542) wurde das Stift aufgelöst und die Güter kamen an das Domkapitel in Magdeburg.

Die südliche Thurmspitze wurde 1685 durch einen Sturm niedergeworfen, die nördliche Spitze erhielt 1604 einen neuen Knopf. Diesen warf 1756 ein Sturm herunter; man fand ihn von Büchsenkugeln durchlöchert.

Am 29. April 1763 entzündete ein Blitz den nördlichen Thurm, er brannte bis auf das Mauerwerk ab, die größte Glocke stürzte hinunter und zerbrach, die Kirche wurde gerettet. 1766 wurde der Thurm wieder hergestellt, doch nicht so hoch als vorher; der beim Brande abgefallene Knopf wurde wieder aufgesetzt. — Da die Nikolaikirche wenig benutzt wurde, erhielten die aus Schwaben eingewanderten Reformirten sie im Jahre 1711 eingeräumt*).

Die St. Marienkirche ist erst gegründet, nachdem die alte Stadt zerstört und Aken auf dem jetzigen Platze wieder erbaut worden war. Vorher bedienten sich die Einwohner der Magdalenen-Kapelle auf der Altstadt. Bei der Erbauung der schon gedachten Kollegiatkirche St. Nikolai wurde dieser die ganze Mutterkirche der Stadt mit allen ihren Gütern zum Geschenk gemacht. Die Marienkirche scheint zwar noch einige Einkünfte behalten zu haben, die Geistlichen aber ernannte und besoldete das Domkapitel. Im Jahre 1485 brannte die Kirche bis auf das Mauerwerk aus.

Der erste evangelische Prediger an der Marienkirche war George Steinmetz (1541). Da das Nikolaistift zu dieser Zeit einging, rettete der Magistrat mit Mühe für Prediger und Lehrer den sechsten Theil der Stiftseinkünfte (1557).

Die Kirche hat an der Abendseite zwei Thürme, etwas über 100 Fuß hoch. Im Jahre 1630 warf ein Sturm die südliche Thurmspitze herab und beschädigte die Kirche bedeutend; 1632 zerschmetterte der Blitz die nördliche Thurmspitze, daher 1633 beide Spitzen neu aufgerichtet und mit Schindeln gedeckt wurden. Späterhin wurden sie mit Schiefer und 1715 mit Ziegeln belegt.

---

*) Im J. 1813 wurde sie zum Magazin gebraucht, jedoch 1816 wieder eingeweiht

Aken war bis zum Jahre 1389 ein beständiger Zankapfel zwischen den Herzogen zu Sachsen und dem Erzbisthum Magdeburg gewesen und wurde von beiden Theilen oft erobert und wieder verloren. 1389 wurde es endlich an Magdeburg abgetreten, ohne daß darum die Fehden aufhörten.

Im Jahre 1485, Freitags nach Exaudi, entstand durch unbekannten Anlaß eine Feuersbrunst, welche die ganze Stadt bis auf wenige Häuser einäscherte. Das Rathhaus, die Pfarrkirche und die Burg brannten mit ab. Nur die Nikolaikirche blieb verschont. — Ein anderes großes Feuer entstand 1532 am Tage Mariä Heimsuchung; dasselbe legte 65 Häuser und Scheunen in Asche.

Im Jahre 1595 durchbrach die Elbe den Damm bei der hohen Warte und beim Lorf: so daß das Wasser bis an den hohen Altar der Nikolaikirche ging. 1598 herrschte die Pest und während in gesunden Jahren nur etwa 40 Menschen hier starben, stehen für das Jahr 1598 — ungerechnet die heimlich Begrabenen — 409 Verstorbene in dem Kirchenbuche verzeichnet. Eine andere Pest entstand 1611, wo sie 533 Menschen hinraffte; eine dritte 1625 und 1626, wo mehr als 600 Personen starben.

Bei alle dem waren die Bürger von Aken ziemlich wohlhabend, bis der dreißigjährige Krieg sie gänzlich ruinirte. Die Stadt wurde so arm, daß selbst durch militairische Exekutionen nichts mehr beigetrieben werden konnte. Noch im Jahre 1682 zählte man 118 wüste Baustellen Im Jahre 1680 kam Aken mit dem gesammten Herzogthume Magdeburg an das Brandenburgsche Haus *).

Die Verwaltung der Stadt besorgte in frühern Zeiten ein Magistrat, welcher aus drei Rathsmitteln bestand. Jedes Rathsmittel begriff in sich einen Bürgermeister, einen Kämmerer und zwei Rathsherren, und hatte ein Jahr lang die Regierung, so daß alle drei Jahre die Reihe herumkam. Der Bürgermeister versah das Amt des Stadtschreibers bis gegen 1600, wo ein besonderer Stadtschreiber angestellt wurde. Dies war stets ein studirter Jurist; er besorgte die gerichtlichen Verhandlungen, führte die Rathsprotokolle und hatte die Aufsicht über die Registratur. Er blieb stets im Amte und war für den Rath um so nöthiger,

*) Im Jahre 1808 gehörte die Stadt zu dem Königreiche Westphalen, und die Domainen wurden mit andern Gütern dem General Junot als ein kaiserliches Geschenk zu Theil. Im Freiheitskriege mußte die Stadt abermals viel leiden.

da die übrigen Rathsglieder schlichte Bürger waren. Die Aufsicht über den Rath und dessen Verwaltung hatte der Amtshauptmann zu Calbe; er führte jährlich den neuen Rath feierlich ein und nahm dem Kämmerer die Stadtrechnung ab, schlichtete auch alle Streitigkeiten zwischen den Rathsgliedern.

Das jetzige Rathhaus steht etwa seit 1490. Im Jahre 1625 und 1626 wurde der vordere Theil mit der ehemaligen Gerichtsstube angebaut. Dadurch ist die alte Hausthür mit den Insignien der Elle und des Schlachtmessers ins Innere des Hauses gekommen. — Zu den merkwürdigen Gebäuden gehört auch noch die Komthurei der Tempelherren und das fürstliche Schloß in der Stadt, jetzt das Domainenamt.

Das Wappen der Stadt (seit erzbischöflicher Herrschaft) ist der Kopf des heiligen Mauritius. Er findet sich unter andern über der Rathhausthüre und dem Elbthore.

Eine drückende Last wurden unter der preußischen Regierung der Stadt die gewaltsamen Werbungen. Große ansehnliche Leute nahm man unbedenklich weg, wo man sie fand, und aus jedem Stande; die Rekruten wurden unter den jungen Burschen willkührlich ausgesucht und des Nachts oft unter blutigen Händeln aus dem Bette geholt. Hatte die Stadt liederliche Bürger: so lieferte sie der Magistrat, wenn sie anders von großem Wuchs waren, als Soldaten ab. Die rathhäuslichen Protokolle enthalten von dem Allen merkwürdige Beispiele. So witterten 1714 die Unteroffiziere einen großen Schuhknecht, einen Ausländer, der beim Schuhmacher Becker als Gesell arbeitete. Sie kamen mit einem Deputirten des Raths spät Abends vor sein Haus, fanden aber die Thür verschlossen und den Besitzer von oben herab sich so tapfer mit Steinen vertheidigend, daß sie mit blutigen Köpfen abziehen mußten. Nach erhaltener Verstärkung wurde die Thür gesprengt und der Meister zu drei Thaler Strafe verurtheilt, allein der Geselle war unterdessen glücklich entwischt.

Wie man noch im siebenjährigen Kriege den Soldatenstand betrachtete, erhellt aus Folgendem: Im Jahre 1759 schickte der Magistrat einen aus der Stadt gebürtigen Taugenichts nach Magdeburg und sagte im Begleitschreiben: „Weil dieser Mensch schon Diebstahls wegen zu Bernburg in der Karre gegangen und seitdem ein diebisches Vagabondenleben geführt hat, so halten wir ihn für tauglich zum Soldaten, und bitten, die Stadt von ihm zu befreien.“

145.

Ravensberg.

Auf dem Ravensberge bei dem Dorfe Kuhoff im Halleschen Kreise in Westphalen findet man die Ueberreste des alten Bergschlosses Ravensberg, auf welchem — als dem Mittelpunkte der einstigen Grafschaft dieses Namens — vor Zeiten ein angesehenes Geschlecht herrschte. Es wird dieses Schlosses schon im Jahre 1141 gedacht; die Burgmänner führten in ihrem Siegel einen auf einem Berge sitzenden Raben.

Der mit Gewißheit bekannte Stammvater der Grafen von Ravensberg, welche dieses Land erblich, jedoch als Reichslehn besaßen, ist Hermann von Calverla, dessen Stammgut Calverlage im Osnabrückschen, in der Nähe der Grafschaft, lag. Seine Gemahlin, eine Tochter des Herzogs Otto von Nordheim, Edelinde, war anfänglich mit dem Herzoge Welf, dem unmittelbaren Nachfolger ihres Vaters in dem Herzogthume Baiern vermählt gewesen, nachher aber von diesem verstoßen worden.

Hermann starb zu Anfange des zwölften Jahrhunderts. Ihm folgte sein Sohn und Erbe Hermann II., ein Vertrauter des dänischen Königs Lothar, dem damaligen Herzoge von Sachsen, Engern und Westphalen, mit dem er es schon 1115 gegen Kaiser Heinrich V. hielt. Mit ihm erlischt der Name der Grafen von Calverlage (1137); denn seine beiden Söhne Otto und Heinrich treten als Grafen von Ravensberg auf. In der Regierung folgte der ältere, Otto I., ein furchtbarer Krieger seiner Zeit. Er leistete dem Bischofe Philipp von Osnabrück bei der Eroberung und Zerstörung des festen Bergschlosses Holte tapfern Beistand (1148); im folgenden Jahre fiel er in Friesland ein und erschlug eine große Menge der Bewohner dieses Landes. Bei der Stiftung des Frauenklosters zu Bredelar oder Breitlar (1170) wird seiner zum letztenmale gedacht.

Sein Nachfolger Hermann III., ein wackerer Anhänger Friedrichs Barbarossa, spielte eine Rolle in den deutschen Fehden jener Zeit. Heinrich der Löwe benutzte die Abwesenheit des Kaisers, um seine Feinde zu züchtigen, und dabei hatte auch die Grafschaft Ravensberg viel zu leiden. Hermann III. wurde als Bundesgenosse Philipps, Erzbischofs von Köln, mit diesem zugleich

von Heinrich dem Löwen auf dem Halerfelde im Osnabrückschen geschlagen (1177) und Bernhard, Graf von der Lippe, Heinrichs Verbündeter, drang in die Grafschaft, befestigte den Sparenberg, indem er daselbst einen Thurm erbauen ließ, in dessen Fahne das Wappen Heinrichs des Löwen gesetzt wurde, und gab dieser Veste den Namen Löwenburg. Aber der mächtige Hermann, erzählt die Sage weiter, eroberte die Burg, heftete seine Sparren an die Stelle des Löwen, als Wappen der Burg, und nannte sie Sparrenberg. Gewiß ist, daß der Name Löwenburg sehr bald wieder aus der Geschichte verschwand, daß Bernhard von der Lippe durch die über Heinrich ausgesprochene Acht (1180) einen Theil seiner Besitzungen verlor und daß Hermann auf dem Reichstage zu Gelnhausen, wo dem Erzbischofe von Köln Westphalen und Engern zuerkannt wurde, zu dem verlorenen noch neues Gebiet erwarb.

Die nach Heinrichs Sturz eingetretene Ruhe in der Grafschaft dauerte bis zum Tode Kaiser Heinrichs VI. In dieser Zeit wurde das Cistercienser-Kloster Marienfeld gestiftet (1185), wobei auch Hermann zugegen war, und durch Schenkungen zu dem nachmaligen Reichthum dieses Klosters den Grund legen half.

Als nach Heinrichs VI. Tode die deutschen Fürsten sich über die neue Kaiserwahl entzweiten, gerieth Graf Hermann, der sich für die Partie Philipps von Schwaben erklärt hatte, in Fehde mit dem Bischofe Hermann von Münster, einem Anhänger Otto's IV., der die Stadt Bielefeld belagerte und eroberte (1203). Vier Jahre später wurde Graf Hermann in eine noch blutigere Fehde mit dem Grafen von Teklenburg verwickelt, in welcher er nebst seinem Sohne Otto gefangen genommen und nur gegen ein großes Lösegeld wieder freigegeben wurde. Am Ende seiner Tage (1225) erhielt Graf Hermann für die vielen Beweise seiner Treue gegen das Haus Hohenstaufen mit andern Besitzungen und Gerechtigkeiten auch die, in Bielefeld eine Münze anzulegen.

Nach seinem Tode entspann sich zwischen seinen Söhnen Otto II. und Ludwig ein heftiger Streit über das väterliche Erbe. Durch Vermittelung des Bischofs von Paderborn und Hermanns von der Lippe wurde er 1226 beigelegt, und die Besitzung des Vaters dergestalt getheilt, daß Otto die Grafschaft Vechte mit Emden und Vlotho, Ludwig hingegen die Grafschaft Ravensberg mit der Stadt Bielefeld erhielt. Mit Otto's Tode wurden indessen beide Theile wieder vereinigt.

Otto III. war noch minderjährig, als sein Vater ebenfalls starb. Der Graf von der Lippe benutzte die Gelegenheit, und nahm die Burg Ravensberg ein, aus der er jedoch bald vertrieben wurde. Es entstanden um diese Zeit, wie in Deutschland überhaupt, so auch in der Grafschaft, eine Menge Fehden, denen der Graf Otto dadurch ein Ende machte, daß er und die Stadt Bielefeld mit dem Bisthum Minden und der Abtei Herford ein Schutz- und Trutzbündniß errichtete (1277).

Otto starb im Jahre 1306. Ihm folgte sein Sohn Otto IV., der sich, nachdem er aus dem geistlichen Stande zurückgetreten war, mit Margaretha, der einzigen Tochter des Grafen von Berg, vermählte, wodurch, nach dem Absterben des letztern, beide Grafschaften vereinigt wurden.

Otto hinterließ nur zwei Töchter: Hedwig, auch Haseken und Gesa von Ravensberg genannt, nachmalige Herzogin von Lüneburg, und Margaretha, die nachherige Erbin beider Grafschaften Ravensberg und Berg. Daher trat nach Otto's Tode sein Bruder Bernhard, vorheriger Dompropst zu Osnabrück, und Propst zu Schildesche, die Regierung an. Ein großer Verschwender, verkaufte er viele Güter und Höfe der Grafschaft, und machte noch dazu viele Geschenke an die Geistlichkeit. Dabei vernachlässigte er auch die Wittwe seines Bruders nicht, sondern vermehrte ihre Einkünfte beträchtlich. Er war der letzte Graf von Ravensberg aus dem Hause Calverla, denn da er ohne Nachkommen starb (1346) fiel die Grafschaft an den Herzog Gerhard von Jülich, den Gemahl der Margarethe, Otto's IV. Tochter. Die Herzoge von Jülich beherrschten das Land bis 1511, wo es durch Erbschaft an den Herzog Johann von Kleve und Mark fiel. Im Jahre 1609 erlosch auch dieses Fürstenhaus, und die Besitzungen desselben kamen an Brandenburg und Pfalz-Neuburg, bis endlich auch die durch die klevesche Erbschaft an Pfalz gekommenen Gebiete an Preußen fielen.

116.

Der Lutterberg.

In alten Zeiten ging die Sage, daß in der Tiefe des Lutterberges, nicht weit vom Kloster Bödeken, das Fegefeuer für die

abgeschiedenen Seelen der westphälischen Edelleute befindlich sey. Wie es darin aussahe, und was darin getrieben wurde, hatte Niemand mit Augen gesehen. Umsomehr Aufsehen erregte es, als einst ein Schneider aus Paderborn einen Gang durch das Fegefeuer gemacht haben wollte.

Es war nämlich im Jahre 1430, als eines Tages durch das Heyers-Thor der Stadt über die Heyers-Straße und von da bis auf den Domhof ein Mensch mit verbrannten Kleidern, fliegenden Haaren und verstörtem Antlitze gelaufen kam. „Hört, Ihr Leute!" schrie er mit kläglicher aber durchdringender Stimme in Einem fort. „Hört, o hört die schreckliche Geschichte!" Dabei hob er unter jammervollen Geberden seine rechte Hand in die Höhe, an der die drei vordersten Finger wie abgebrannt waren.

Das Thun und Schreien des Mannes erregte um so mehr Aufsehen, als man ihn überall für einen friedliebenden und ruhigen, in Paderborn einheimischen Schneider erkannte. Das Volk strömte zusammen und drang mit Fragen in ihn, ohne doch in seinen verwirrten Antworten einen Sinn finden zu können. Erst den Domherren — die als Edelleute bei dem Fegefeuer am meisten interessirt waren — gelang es, auf den Grund zu kommen; sie drängten das Volk zurück, bildeten einen Kreis um den Schneider, examinirten ihn, und dieser erzählte, was wir hier wiedergeben.

Der Schneider war am vorigen Tage von den Klosterherren zu Bödecken ins Kloster entboten worden, um dem Bruder Schneider bei Verfertigung vieler neuen Habite, die bei einem bald erwarteten Besuche des Bischofs getragen werden sollten, behülflich zu seyn. Wegen vieler Arbeit hatte er erst bei einbrechender Dunkelheit sich auf den Weg machen können; er hoffte, das Kloster an dem mondhellen Abende noch vor Mitternacht zu erreichen und bei dem Bruder Pförtner freundliche Aufnahme zu finden.

Rüstig fortschreitend, war der Schneider bis in die Nähe des berüchtigten Lutterberges gekommen. Da fielen ihm die mancherlei Sagen, die er in seinem Leben von dem Berge gehört, schwer aufs Herz, und schnell wurde seine Beklommenheit zur entsetzlichsten Angst; er setzte die Füße schneller vorwärts, sah scheu zu beiden Seiten und vermied fast den Athemzug, um sein Daseyn nicht kund zu geben. Auf einmal, ganz in der Nähe des entsetzlichen Berges, der wie ein unendlich großer, drohender, Al-

les verschlingender Riese vor ihm liegt, hört er ein lautes Geräusch hinter sich; sein ganzer Körper erbebt, seine Beine schlottern, seine Hände sind unfähig das Kreuz zu schlagen; zuletzt, als das unheilvolle, schauerliche Geräusch ihm immer näher zu kommen scheint, verläßt ihn die Kraft seiner Glieder und er sinkt zusammen.

In demselben Augenblicke hatte aber auch das Geräusch ihn eingeholt; der arme, von kaltem Angstschweiß triefende Schneider sieht sich umgeben von einer ungeheuren Menge schwarzer, theils geharnischter, theils ungeharnischter Gestalten, die zu Fuße und auf schwarzen aber wie Feuer leuchtenden Rossen ihn mit glühenden feurigen Augen anstarren. Sie thun ihm nichts, und sprechen auch nichts; aber ein paar große Hunde, die sie bei sich haben, und die ebenfalls schwarz und feurig sind, kommen ganz nahe an ihn heran; sie glotzen ihn mit ihren glühenden Augen an, wollen ihn mit ihren großen feuerspeienden Mäulern beriechen; da konnte der Schneider es nicht länger mehr aushalten, und angstvoll rief er: Habt Gnade ihr gestrengen Herren! Habt Barmherzigkeit! — Ein Gelächter der Hölle verbreitete sich darüber in der Gesellschaft und die Hunde stimmten furchtbar heulend mit ein.

Da trat einer der Vornehmsten, der, ganz gewappnet und gerüstet, auf einem hohen Pferde hielt, hervor und nahm das Wort. Fürchte dich nicht, Gesell, sprach er zu dem Schneider; berichte uns, wer du bist und was dich hieher führt.

Die Stimme klang so sanft, daß der Schneider Muth faßte und mit kläglicher Stimme antwortete: „Ich wollte zum Kloster Bödecken, um den Mönchen neue Habite zu machen; ich bin ein armer Schneider aus Paderborn.“

Bei dem Worte Schneider lachten die Gestalten wieder wie toll und die Hunde heulten von neuem; der hohe Ritter aber fuhr, zu seinen Gefährten gewendet, fort: den Gesellen können wir brauchen! Anstatt den Mönchen zu helfen, kann er bei unsern Schneidern arbeiten. Die Sache bleibt sich gleich!

Nur daß er mit brennenden Nadeln näht und mit glühendem Zwirn! riefen lachend mehrere aus dem Haufen.

Da erbebte dem Schneider das Herz gewaltiger als bisher, und er schrie von Neuem um Gnade und um Loslassung. Der geharnischte Ritter aber gab einem Reisigen, der im Hintergrunde auf einem großen schwarzen Hengste hielt, einen Wink; augen-

blicklich kam derselbe näher, ergriff den Schneider und hob ihn hinter sich auf sein Roß. In sausendem Galopp jagte jetzt der ganze Haufe unter Lachen, Schreien und Toben und Hundegeheul dem Lutterberge zu.

Am Fuße desselben angekommen, stiegen die Ritter ab und gaben ihre Pferde den Knechten, die damit auf die Seite zogen. Auch der halb todte Schneider mit seinem Reitgefährten stiegen ab und folgten dem Zuge zu einem großen Thore, das vor ihnen sich aufthat. In das Innere des Berges tretend, wichen die Angst und Furcht des Schneiders dem Erstaunen über den Anblick, der sich seinem Auge darbot.

Er befand sich nämlich in einem unermeßlich großen Saale, der von einem Ende des Berges zum andern, von der einen Seite zur andern und bis oben an die Spitze hinanzureichen schien. So groß war der Saal, daß der Dom in Paderborn nebst der Jesuitenkirche, der Chorkirche und der Abdinghofkirche alle zusammen hunderttausendmal darin Platz gehabt hätten. In dem ganzen Saale aber war kein einziges leeres Plätzchen; Alles war besetzt, überall herrschte buntes lautes Leben. Lange stand der Schneider, betäubt von dem Anblicke und von dem tollen wirren Geräusch um ihn her. Endlich siegte die Neugier und er richtete, sich selbst vergessend, den Blick auf seine Umgebungen.

Das erste, was sich ihm darbot, war die Ueberzeugung, daß er sich hier wirklich im Fegefeuer des westphälischen Adels befinde, und daß alle diejenigen, die sich vor ihm bewegten, abgeschiedene Seelen seyen. Er fand eine Menge Kavaliere hier, die längst gestorben waren und die er im Leben sehr wohl gekannt hatte, eine Menge Knappen, in deren Gesellschaft er in der Oberwelt dann und wann einen Krug Bier geleert hatte. Noch mehr, er bemerkte einen Kriegsknecht des Grafen von Westphalen, der ihm sein Hauskreuz, Elsabein, hatte abspenstig machen wollen. Der Knecht stand hinter dem Stuhle seines Herrn, wartete diesem auf und schien den Schneider entweder nicht zu bemerken, oder nicht zu kennen.

Immer weiter ergingen sich die Blicke des Schneiders in dem weiten Gewölbe, und er erkannte wohl, daß das lustige Leben hier nur eine Maske sey. Hier saß ein Haufen, der sich an einer vollen reich besetzten Tafel gütlich that und dabei sang und jauchzte; Andere saßen zechend und jubelnd hinter großen vollen Humpen; noch Andere unterhielten sich von ihren Kriegsthaten

und sonstigen Abentheuern. Alle waren froh und lustig und doch sah der Schneider, daß es ihnen nicht von Herzen gehen müsse; denn die Essenden verzogen ununterbrochen den Mund, sobald sie Speise zu sich nahmen; den Trinkern, wenn sie den Becher an die Lippen setzten, fuhren schwefligte Flammen hinein; die Spieler rieben die Hände, wenn sie Karten oder den Würfelbecher becher angerührt hatten; und daß Alle auf glühenden Stühlen saßen, war leichtlich an dem beständigen plötzlichen Auffahren und Hin- und Herrutschen, und an den sauern, den Schmerz verbeißenden Gesichtern zu sehen, welche Alle, vorzüglich die Singenden und Jubelnden, oft schnitten.

Eine Zeitlang sah der Schneider diesem allgemeinen Treiben zu; dann wendete er sein Augenmerk auf einzelne Personen, die er im Leben gekannt hatte und wegen deren er oft neugierig gewesen war, was nach ihrem Tode wohl aus ihnen werden würde. Und dabei fand er oft Ursache zum größten Erstaunen. Gleich anfangs fiel ihm ein Mann mit einem schönen frommen Gesichte auf, der, nicht weit von ihm, an einer großen Tafel den Ehrenplatz einnahm; die Züge schienen dem Schneider bekannt, er betrachtete sie genauer und ein lauter Ausruf der Ueberraschung wäre ihm beinahe entfahren, als er auf einmal den Bischof Wilhelm von Paderborn erkannte, der ein Jahr vorher gestorben war. Der Bischof war ein frommer Mann gewesen, hatte aber in den letzten Jahren seines Lebens die bischöfliche Würde niedergelegt und (mit Erlaubniß des heiligen Vaters) die Gräfin Adelheid von Teklenburg, mit der er in Bielefeld Hof gehalten, geheirathet. Hier saß er nun und speisete glühenden braunen Kohl, den er im Leben gern gegessen; dabei verzog er erbärmlich das Gesicht, erzählte von Saujagden, die er ebenfalls geliebt hatte und zuckte bei jedem Worte mit dem Munde, als wenn er Feuerflammen einschluckte und aushauchte. — Neben dem Bischofe saßen eine Menge Domherren, Pröpste, Dechanten und Kantoren, denen es nicht besser erging, als ihrem Präses, und die der Schneider Alle im Leben gekannt hatte.

Die Geistlichen saßen an eigenen Tischen für sich; eben so hatten die Ritter ihre Tische, an denen sie familienweise beisammensaßen. Frauenzimmer waren hier gar nicht zu finden, sondern blos Herren und Knechte. Mit Verwunderung hatte der Schneider dies Alles eine Zeitlang mit angeschaut, als sich nicht weit von ihm, an dem Tische, an dem die Seelen der edlen Her-

ren von Barecken tafelten, ein arger Zank erhob. Es war nämlich eben eine neue Seele angekommen, ein junges nettes Herrchen, mit einem glatten, fast gelehrten Gesichte. Dieser sah sich eine Zeitlang forschend in dem Saale um, schritt dann, als er den Tisch der Edlen von Barecken bemerkte, keck darauf zu, gab sich als Familienglied zu erkennen und wollte von einem leeren Stuhle Besitz nehmen. Da erhob sich plötzlich ein alter, großer und starker Ritter mit einem breiten und dunklen Gesicht und einem gewaltigen Schnauzbarte, von seinem Sitz; zornfunkelnden Auges trat er vor den jungen Herrn, riß ihm den bereits gefaßten Stuhl wieder aus den Händen und schrie ihm zu, daß er an diesen Tisch nicht gehöre.

Warum? fragte der junge Herr verwundert und verdutzt.

Darum, schrie der alte Ritter noch zorniger: weil du ein feiger Gesell bist, der unserer ehrlichen Gesellschaft nicht werth ist; weil du dem Gottesurtheile ausgewichen bist mit Christian von Mantoll, und weil ich glaube, daß nicht ein edler Herr von Barecken dein Vater ist, sondern höchstens ein schlechter Knappe.

Der junge Herr, ziemlich bestürzt darüber, wollte etwas erwiedern; allein man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die ganze Gesellschaft fiel über ihn her, und schleppte ihn zu einer langen schmalen Bank von glühendem Eisen, auf der die Knappen und Knechte der Familie saßen, und wo sie ihm seinen Platz anwiesen.

An einem andern Tische, dem der Grafen und edlen Herren von der Lippe, trug sich ebenfalls etwas Merkwürdiges zu. Mehrere Bedienten sprangen in geschäftiger Eile umher, setzten einen großen, mit Lorbeeren gezierten Sessel an den Tisch und verkündeten, daß der Graf Simon von der Lippe so eben verstorben sey, und alsbald nahen werde. Ueber diese Botschaft freuten sich die Familienglieder und die Herren der Nachbarschaft sehr, denn der Graf war Allen als der erste und muthigste Kämpe bekannt. Nur der Bischof Wilhelm zeigte sich mißvergnügt, weil er in seinem Leben manche Fehde mit dem Grafen gehabt und oft von ihm besiegt und gefangen genommen worden war. Er drehte daher auch sein zornglühendes Gesicht bei Seite, als bald darauf Graf Simon in den Saal trat.

Ein großer stattlicher Herr, wurde der Graf von seinen Stammgenossen und Anverwandten mit Jubel empfangen, man führte ihn im Triumph zu seinem Sessel, und bewirthete ihn alsbald mit den herrlichsten Speisen und köstlichsten Weinen. Wie sehr

aber auch der Graf über diesen ehrenvollen Empfang sich freute, so konnte es dem Schneider doch nicht entgehen, daß er bei dem Essen und Trinken entsetzliche Gesichter schnitt, worüber indeß einige jüngere Herren von der Lippe, mit der Sache bereits vertraut, recht herzlich lachten.

Gleich darauf wurde dem Grafen aber eine große Freude zu Theil: es kam ein Diener, der ihm etwas ins Ohr sagte und lange heimlich mit ihm sprach, dann aber davon lief und schnell mit einem großen Sessel zurückkehrte, den er zur Seite des Grafen stellte. Bald erfuhr man, wie der Freund und Kampfgenosse des Grafen, der berühmte Ritter Busso von Asseburg, in dieser Nacht Todes verblichen und nun auf dem Wege hieher begriffen sey. Alle geriethen über diese Botschaft in die größte Freude und sahen es gern, daß ein so tapferer Ritter an ihren Tisch komme. —

Dies Alles und noch viel Anderes hatte der Schneider gesehen, als er endlich wieder an seine eigene Person dachte und mit nicht geringer Sorge und Angst der Dinge harrte, die da kommen würden. Umsonst sah er sich nach einem Mittel um, aus dem Berge herauszukommen: da wurde er, zu seinem Schrecken, auf einmal mit den Knappen und Knechten, die an seiner Seite standen, zum Essen gerufen und dann an eine Tafel geführt, die ganz links in einer Ecke stand. Er mußte folgen, setzte sich aber nicht auf den schmalen feurigen Eisenstreifen, der die Bank ausmachte, rührte auch die Speisen nicht an, die ihm etwas zu heiß schienen. Erst als sein Leibgericht, Forellen und frische Erbsen, auf die Tafel kam, konnte er sich nicht mehr halten; rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel. Schnell aber zog er sie mit einem lauten furchtbaren Schrei wieder zurück, denn von den drei vordersten Fingern seiner rechten Hand war nichts mehr da — sie waren verbrannt und in der Schüssel geblieben.

Er heulte fürchterlich, statt des Trostes aber erhoben seine Tischgenossen ein furchtbares Gelächter. Man spottete sein und ergötzte sich an seinen Grimassen. Dies dauerte, bis ein großes Geräusch vor dem Berge die Aufmerksamkeit von ihm ablenkte; es schien, als wenn hundert Ritter in schweren Rüstungen mit Lanzen und Schwertern und auf wilden schnaubenden Rossen heransprengten. Alles drängte sich nach der Gegend des Geräusches hin, man riß den Schneider mit fort und — zu seinem Glücke. Denn als er jetzt auf einmal den Eingang des Berges geöffnet sah, um den Ritter Busso und sein Geleit vieler Knappen ein-

zulassen, nahm er den Augenblick wahr, und entschlüpfte, von Keinem bemerkt, durch die offene Thüre. Er sah sich im Freien; der Morgen tauchte empor. Wie ein gehetztes Reh lief er davon, bis er auf dem Domhofe zu Paderborn erschöpft niedersank.

Mit Verwunderung hatte man seiner Erzählung zugehört. Die Meisten glaubten ihm, weil es längst bekannt war, daß im Lutterberge das Fegefeuer des westphälischen Adels sey. Andere aber meinten, der gute Schneider habe entweder geträumt, oder sey von irgend einem Ritter, oder auch von bösen Geistern arg geneckt und gefoppt worden. Selbst seinen verbrannten Fingern wollte man keinen Glauben beimessen, bis am andern Morgen die Nachricht einlief, es seyen in der Nacht, von welcher der Schneider gesprochen, wirklich der Graf Simon von der Lippe und Busso von Asseburg Todes verblichen. Erst jetzt erhielt seine Erzählung unzweifelhaften Glauben.

147.

Der heilige Ludger in Billerbeck.

(B. II. S. 67.)

Als der heilige Ludgerus, Bischof von Münster, sich einst in Billerbeck aufhielt, und eines Abends auf die benachbarten Berge hinausging, um die freie Natur zu genießen, kam er auch auf den sogenannten Billerbecker Berg. Hier fand er, meldet die Sage, mitten im Walde eine kleine elende Hütte, an deren Eingange eine Frau saß, die sehr schmutzig gekleidet und im Gesichte ganz schwarz war. Er fragte die Frau nach dem Grunde ihrer Unsauberkeit.

„Herr," antwortete sie, „der Brunnen, den du hier siehst, ist ausgetrocknet; die ganze Gegend ist wasserleer, und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll." — Da ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, die er neben sich sah, warf sie in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Thiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; achtet genau darauf, wo sie wieder zum Vorschein kommen und grabet an dieser Stelle einen Brunnen, der Euch Wasser geben wird in Fülle, und der, so lange die Welt steht, nicht versiegen soll."

Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg hindurch und kamen am andern Morgen, zum großen Erstaunen der Leute, in Billerbeck aus der Erde hervor. An der Stelle nun, wo sie wieder sichtbar wurden, entstand eine herrliche klare Quelle, welche jetzt noch reichlich fließt und der Ludgerus-Brunnen genannt wird. Das Bildniß des heiligen Bischofs steht in Stein darauf abgebildet: es stellt dar, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der andern auf den Berg hinzeigt, aus dem die wunderbare Quelle entstanden ist.

Auf dem Billerbecker Berge aber steht gleichfalls da, wo der ausgetrocknete Brunnen sich befand, der Bischof in Stein abgebildet, wie er im Begriff ist, die beiden Gänse in den Brunnen zu werfen.

148.

Lippstadt.

Lippstadt verdankt sein Daseyn dem Grafen Bernhard II. von der Lippe, dessen Bitte, eine freie und feste Stadt zum Schutze gegen seine Feinde anlegen zu dürfen, von Kaiser Konrad III. genehmigt wurde.

Die Stadt wurde im Jahre 1150 gegründet und blieb bis 1366 im erblichen Besitze der Grafen. In letzterem Jahre verpfändete Simon von der Lippe, unter Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechts, an Engelbrecht von der Mark sein Schloß Lipperode und die halbe Stadt Lippstadt für 3000 Gulden, welche dieser ihm zum Brautschatze der Nichte des Erzbischofs von Köln, Engelbert von Falkenburg, bei ihrer Vermählung mit dem Herrn von Cranendonk geliehen hatte.

Nicht lange darauf (1371) entstand Fehde zwischen Simon und Otto, dem Grafen von Teklenburg, um das Schloß Rheda. Otto rief den Grafen Wilhelm von Berg zu Hülfe, und da dieser dem Rufe folgte, fiel Simon in seine Ravensbergischen Besitzungen und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Indessen überzeugte er sich, daß er seinen Gegnern auf die Länge nicht gewachsen seyn würde und nahm daher den Beistand Engelberts

von der Mark in Anspruch. Engelbert sandte ein Hülfskorps unter Anführung seiner Generale Dietrich von Volmrstein und Berthold von Bredenoel; als es jedoch zum Schlagen kam, erlitten diese mit den Lippern eine Niederlage und Simon selbst gerieth in Gefangenschaft.

Beide Theile vereinigten sich nunmehr zum Frieden (1376). Simon gab dem Grafen Otto von Teklenburg seine Tochter zur Gemahlin und zur Mitgift die Herrschaft Rheda, zahlte auch für für sich und die Seinigen 8000 Mark Silbers Lösegeld. Engelbert von der Mark schoß ihm diese Summe vor und erhielt dafür auch die andere Hälfte von Lippstadt mit aller Hoheit, allen Gerechtigkeiten und Einkünften zum Pfande, jedoch in der Art, daß die Grafen von der Lippe sie auf Margarethentag, nach halbjähriger Kündigung, durch Bezahlung des Darlehns wieder einlösen könnten.

Als späterhin der Herzog Adolph von Kleve, mit dessen Lande die Grafschaft Mark vereinigt worden war, wegen der Stadt Soest mit dem Erzbischofe von Köln in Fehde lag (1445), wünschte Jener sich die Grafen Bernhard und Simon von der Lippe zu verbinden, und trat ihnen die Jurisdiktion über die halbe Stadt wieder ab, unter der Bedingung, daß die andere Hälfte ihm und seinen Nachkommen erblich verbleiben sollte. Die Bürgerschaft huldigte noch in dem nämlichen Jahre beiden Herren und erhielt ihre Freiheiten bestätigt.

Bei dem Aussterben des Hauses Kleve im Jahre 1609 fiel die demselben gehörige Hälfte von Lippstadt an Brandenburg und die Könige von Preußen besitzen noch jetzt die Stadt mit dem Fürsten von der Lippe gemeinschaftlich. Nur in Hinsicht des Militair- und Postwesens wird sie von Preußen allein regiert.

149.

Bischof Wulfhelm von Münster.

(B. II. S. 165.)

Einst war, so meldet die Legende, der fromme Bischof Wulfhelm nach Rom gezogen, und der Papst beschenkte ihn dort reichlich mit Kostbarkeiten und Reliquien. Er lud dies Alles auf ei-

nen Esel und machte sich frohen Sinnes auf den Weg zur Heimath. Als er nun in das Tyroler Schneegebirge kam, mußte er mit Kummer sehen, wie sein treues Thier verunglückte, in eine tiefe Bergschlucht hinabstürzte und über und über in den Schnee begraben wurde. Ueberzeugt, daß jeder Rettungsversuch unmöglich sey, ergab er sich in den Willen Gottes und setzte getrosten Muthes die Reise fort. Schon war er mehrere Tage gegangen und hatte den erlittenen Verlust ziemlich verschmerzt.

Da sah er eines Abends, als er in das Thor eines kleinen Städtchens einwanderte, plötzlich den verlorenen Esel an seiner Seite wandeln, die Reliquien und Kostbarkeiten sämmtlich auf dem Rücken. Das treue Thier hatte sich wunderbar gerettet und die Spur seines Herrn verfolgt. Der Bischof streichelte es, kam glücklich mit ihm in Münster an und setzte das Volk nicht minder durch die erlebte Begebenheit, wie durch die mitgebrachten Reliquien und übrigen Schätze in Erstaunen.

150.

Meschede.

Auf einem Berge bei Meschede, welcher das Ruhrthal nach beiden Seiten hin überschaut, und jetzt zu einem Belustigungsorte eingerichtet worden ist, befand sich schon zu den Zeiten Karls des Großen eine jener Wallburgen, wohin die Sachsen ihr Vieh und andere bewegliche Habe zu flüchten pflegten, wenn der Feind ins Land brach, und von wo sie Angriffe auf denselben unternahmen. Sie war mit einem doppelten Wall und Graben umgeben. Wenn die Feinde abgezogen, kehrten die Sachsen auf ihre Höfe zurück, deren es in Meschede sieben gegeben haben soll, die sich später zu einer Ortschaft vereinigten. Diese Ortschaft erhielt erst einige Bedeutung, als das Stift zu Meschede gegründet wurde und den Umwohnenden Schutz und Nahrung verlieh.

Die Stiftung des Frauenklosters zu Meschede fällt in die Zeit der ersten Karolinger, und zwar um das Jahr 860; die älteste noch vorhandene Urkunde ist von 913. Eine fränkische Königin Emhildis wird als die Stifterin genannt und ist vielleicht auch die erste Aebtissin gewesen. Ihr Grab befand sich in der

Kirche zu Meschede, die Kapelle, worin es war, steht noch, wiewohl sie entweiht und in ein Back- und Waschhaus umgewandelt ist. — Konrad I. und seine Nachfolger statteten das Kloster mit besonderer Vorliebe aus, und die Klosterfrauen waren zu jener Zeit aus sehr vornehmem Stande. Die zwanzig adlichen Jungfrauen und zehn Canoniche, welche das Stift bildeten, standen unter einer Aebtissin, die, vermöge kaiserlichen Privilegiums, aus der Reihe der erst gedachten Jungfrauen und von diesen selbst gewählt wurde. Sie hatte die ausgedehntesten Rechte und eben so große damit verbundene Einkünfte; sie übertrug den Bewerbern die Präbenden bis zum Jahre 1229, von wo ab die Genehmigung und die Wahl des Konvents hinzutrat; sie hatte die obere Leitung des Konvents in Bezug auf Kultus und Disciplin, doch standen ihr dabei eine Pröpstin (praeposita), Dechantin (decana) und Küsterin (custos) zur Seite, welche ebenfalls aus der Zahl der Jungfrauen gewählt wurden; sie ertheilte den zahlreichen Lehnleuten die Belehnung, übertrug den Dienstleuten ihre Güter; sie gebot endlich, entweder selbst oder durch den Schirmherrn, den weltlichen Beamten des Klosters. Die zehn Canoniche hatten außer der Besorgung der gottesdienstlichen Verrichtungen auch Obliegenheiten in Bezug auf die Seelsorge, theils für den Ort und die Umwohnenden, theils auch für die verschiedenen Pfarren, über welche dem Stift das Patronatrecht zustand.

Unter den weltlichen Beamten war der Schirmvogt (advocatus) der erste; die Grafen von Arnsberg bekleideten dieses Amt. Der Schirmvogt mußte das Kloster in allen äußern Angelegenheiten vertreten; wenn der Heerbann aufgeboten wurde, forderte er die Leute des Klosters ein und führte sie an; er hielt Gericht über die Angehörigen des Stifts, führte die Verhandlungen wegen der Güter, mischte sich auch wohl — zu Unrecht — in die Verleihung der Pfründen u. s. w.

Die Klosterfrauen lebten, schon ihres ausgezeichneten Standes wegen, anfänglich in klösterlicher Gemeinschaft und klösterlicher Zucht; später aber trennten sie sich und lebten als weltliche Stiftsdamen in immer größerer Freiheit, die zuletzt in Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit ausartete. Andere Unfälle, Räubereien, Brandstiftungen und die Stürme der Zeit kamen dazu; und so war das Stift schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts äußerlich seines Glanzes und innerlich seiner Achtung beraubt. Wie traurig es damals hier aussah, geht daraus hervor, daß der Erz-

bischof Philipp die Kirche, welche entweder durch Feuer beschädigt, und neu aufgebaut, oder sonst verlassen oder entweiht worden war, neu einweihte, und dabei allen Pfarrkirchen innerhalb des Mescheder Dekanats befahl, am Kirchweihtage dorthin Prozession zu gehen. Um dies zu bewirken, sicherte der Erzbischof den in Prozession mit Kreuzen und Reliquien nach Meschede ziehenden Menschen Freiheit von Zoll und Bedrückungen gegen die Richter und sonstigen Personen unter Androhung der Exkommunikation zu; nur die Friedensbrecher und frevelhaften Angreifer unter den Wallfahrern waren von jener Freiheit ausgenommen. — Im Jahre 1200 hatte das Stift nicht einmal eine Aebtissin. Der Erzbischof Adolph hatte es übernommen, an ihrer Stelle für das Wohl der Kirche zu sorgen.

Im Jahre 1310 erfolgte die Aufhebung des Frauenstifts. Man erfährt das Nähere über den innern Verfall nicht, und der Erzbischof Heinrich sagt in der Aufhebungsurkunde (vom 18. März 1310) nur im Allgemeinen, wie durch die Bosheit einiger Umwohnenden der Zustand der Mitglieder des Stifts seit vielen Jahren so verderbt worden sey, daß das Laster der Ausschweifung das Verdienst der Zucht verdrängt habe, und daß das Haus des Herrn ein Haus der Sünde geworden sey. In derselben Urkunde wurde gleichzeitig die Errichtung eines Kapitels von 14 Canonichen unter einem Propst angeordnet; die innere Verfassung sollte der des St. Andreas-Kapitels in Köln gleich seyn. Ueber die Schicksale dieses Kapitels bis zu seiner gänzlichen Aufhebung sind nur höchst dürftige Nachrichten vorhanden; es wurde in den Fehden und Kriegen, deren Schauplatz das westphälische Gebiet war, hart mitgenommen, und erlag endlich, wie alle geistlichen Stifter dem Geiste der Zeit.

151.

Die Brüder Ewald.

Zur Zeit, als den Bewohnern Westphalens das Licht des Christenthums noch nicht aufgegangen war, erschienen in diesem Lande zwölf fromme Männer aus England, ausgerüstet mit Willen, Entschlossenheit und Muth, die Lehre Christi zu predigen in Wort

und That. Unter ihnen waren — erzählt die Legende — zwei Brüder, von denen einer der weiße, der andere aber der schwarze Ewald genannt wurde. In brüderlicher Eintracht das Land durchwandernd, hatten sie beschlossen, für das Wort Gottes gemeinsam und freudig in den Tod zu gehen.

Eines Tages, zu heißer Sommerzeit, kamen sie in einen Flecken, Namens Laer, im Stifte Münster, nicht weit von Burgsteinfurt. Hier verrichteten sie ihre Gebete und wollten das Volk lehren, welches aber an seinen Götzen hing und das Evangelium verachtete. Erst durch ein Wunder konnte es zum Glauben bewogen werden: als die Sonnenhitze sehr groß und die Gegend wasserleer war, die durstigen Heiden aber vergeblich ihre Götzen um Wasser anflehten, da traten die frommen Brüder, das Bild des gekreuzigten Heilandes in der Hand, auf einen Felsen, beteten und segneten selbigen. Und siehe, da sprang aus dem harten Steine eine frische klare Quelle unter ihren Füßen hervor und labte das ganze Volk. Erstaunensvoll erkannten die Vorsteher desselben die Kraft und Heiligkeit der beiden Fremdlinge, räumten ihnen willig einen Acker ein, welcher reiche Früchte trug, und alle Heiden der Umgegend ließen sich taufen in dem Wasser der wunderbar entstandenen Quelle.

Als die heiligen Brüder erkannten, daß das Wort des Herrn in dem Herzen des Volks fest gewurzelt sey, schenkten sie ihren Acker den Armen und zogen weiter, um auch unter den benachbarten Völkern das Evangelium zu verkünden. Allein der Herr hatte ein Anderes mit ihnen beschlossen und würdigte sie, die Märtyrerkrone zu empfangen. Auf dem noch heute so genannten Mordhofe zu Aplerbeck, zwischen Unna und Dortmund, brachten die Heiden die frommen Brüder unter großen Qualen um das Leben. —

Die Leichname wurden später von dem heiligen Erzbischofe Hanno aus ihren Gräbern genommen, und sollen, wie alle Schriften versichern, in dem Dome zu Münster beigesetzt seyn, wo man viele Jahrhunderte lang ihr Andenken feierte. Zu Laer heißt noch gegenwärtig der Acker, welchen sie besaßen, der Heiligenkamp, und ist auf demselben zur Ehre ihres Namens eine Kapelle erbaut, welche die älteste in Westphalen seyn soll.

152.

Albertus Magnus in Köln.

Zu den berühmten Männern, die in den Mauern der uralten heiligen Stadt Köln gelebt, gelehrt und gestorben, gehört auch Albertus Magnus. Die Sage mißt ihm den Ruhm bei, den Plan des hiesigen Doms entworfen zu haben; seiner Beredsamkeit verdankte Erzbischof Engelbert II. die Freiheit (Bd. II. S. 192.). Daß um seiner tiefen Gelehrsamkeit willen sein Zeitalter ihn für einen Schwarzkünstler hielt, ist bekannt.

Im Jahre 1193 zu Launingen in Schwaben geboren, entwickelte Albertus eben nicht besondere Fähigkeiten, vielmehr zeigte er sich, als er nach Köln in das Kloster des Prediger-Ordens gegangen war, so tölpelhaft und dumm, daß er nichts zu begreifen vermochte, und schon den Entschluß faßte, das Kloster wieder zu verlassen. Auf sein inbrünstiges Gebet erschien ihm indessen eines Tages auf seiner Zelle die Mutter Gottes und fragte ihn, ob er auf dem Felde der Theologie oder der Weltweisheit ein Licht der Zeit zu werden wünsche? — Albertus entschied sich für das letztere; die Mutter Gottes gewährte ihm sein Verlangen, legte ihm aber, weil er die Gottesgelahrtheit nicht gewählt, die Strafe auf, daß er drei Jahre vor seinem Ende wieder ganz dumm werden solle. Dies geschah denn auch; Albertus blieb einst in seinem Lehrvortrage auf einmal stecken und wußte kein Wort mehr zu sagen. Es entstand daher das Sprichwort, daß er wunderbarer Weise zweimal aus einem Esel in einen Weltweisen, und aus einem Weltweisen in einen Esel verwandelt worden sey.

Durch die heilige Jungfrau begünstigt, war Albertus einer der ersten Gelehrten seiner Zeit geworden; er verstand sich auf alle mögliche Wissenschaften, namentlich Medicin und Mathematik, daher er auch eine Menge Maschinen, und, wie Einige sagen, sogar das Schießgewehr erfand. So hatte er eine Bildsäule gefertigt, die ihm auf seine Fragen Red' und Antwort gab; unglücklicher Weise wurde sie von seinem Schüler Thomas von Aquin aus Unwissenheit und Einfalt zerstört.

Von den wunderbaren Künsten, in denen Albertus erfahren gewesen, erzählt man gar Mancherlei. So geschah es um Weihnachten 1248, daß der zwanzigjährige römische Kaiser, Wilhelm II.

von Holland, mit einem stattlichen Gefolge in Köln erschien; es herrschte eine so schreckliche Kälte, daß der Rheinstrom bis auf den Grund eingefroren war. Kaum hatte der Kaiser sich von den Beschwerlichkeiten der Reise einigermaßen erholt, als er den berühmten Albertus zu sich entbieten und zum Abendbrot einladen ließ.

Der Gelehrte kam, und als man sich zur Tafel setzen wollte, bat ihn der Kaiser, einige von seinen Kunststücken zu zeigen. Albertus erklärte sich dazu bereit, nahm einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte, und aus dem Humpen knisterten blaue Flämmchen. Dann goß er den Wein gegen die Decke, und die herabfallenden Tropfen wurden zu buntgefiederten Vögelein, die lustig an den Wänden herumflatterten und liebliche Weisen flöteten. Der Kaiser und seine Herren ergötzten sich an diesem Kunststücke gar sehr; bald aber begannen die letzteren saure Gesichter zu schneiden, denn wenn sie den Becher an den Mund setzen wollten, fuhren die hellen Flammen heraus und sie mußten auf den Trank verzichten.

Hierauf ging Albertus einigemal um die Tafel und die Speisen des Winters wurden auf einmal in die schmackhaftesten Nahrungsmittel und Früchte, die nur der Sommer erzeugt, verwandelt. Leckeren Mundes setzten sich die Gäste zu den einladenden, lieblich dampfenden Schüsseln und griffen zu, doch alsobald war Albertus mit der ganzen schönen Mahlzeit verschwunden. Es war ein wunderliches und possirliches Schauspiel, zu sehen, wie die Ritter und Edelherren einander den Finger in den Mund gesteckt hatten, bei den Nasen sich zupften, oder an den Zipfeln ihrer Mäntel kauten. Am lustigsten war der Narr des Kaisers anzuschauen: unter dem Tische kauernd, hatte er den Schweif eines Rüden in den Mund gesteckt. Anfänglich wollten sich die Herren zwar ärgern, doch mußten sie zuletzt sämmtlich über den höchst drolligen Streich lachen.

Am folgenden Morgen machte der Kaiser mit seinem Gefolge dem Albertus einen Besuch im Kloster. Als die Herren sich überall umgesehen, fragte der Gelehrte den Kaiser, ob er nicht einmal seinen Blumengarten sehen wolle. Alle brachen in lautes Lachen aus, denn die Kinnladen wackelten ihnen vor Kälte. Albertus führte sie durch ein Pförtchen, und siehe da, sie waren in dem schönsten Garten, den sie je gesehen. Wie im Mai blühten hier die anmuthigsten Blumen und spendeten ringsum süßen Duft;

die schönsten und seltsamsten Vögel flatterten durch die blühenden Bäume und Sträuche und sangen ihre Lieder. Springbrunnen warfen ihre Wasserstrahlen hoch empor und die Sonne spiegelte sich darin in den reichsten und mannichfaltigsten Farben. Alle geriethen in Staunen über die angenehme Erscheinung; sie konnten sich nicht genug wundern und pflückten auch wohl einige der eben so schönen als seltsamen Blumen. Der Narr des Kaisers hatte vor Lust seine Schellenkappe auf einen Baum geworfen und rutschte hinauf, um sie wiederzuholen. Auf einmal war die ganze schimmernde Frühlingspracht verschwunden und die Gäste befanden sich sämmtlich im Refektorium. Wer sich eine Blume gebrochen, hielt jetzt eine gelbe Rübe, ein verdorrtes Reis u. dgl. in Händen. Hoch in einem Fenster, zwischen dem Gitterwerke eingeklemmt, stak der Narr des Kaisers und schrie jämmerlich, indem er weder vorwärts noch rückwärts konnte. Alle mußten ob der wunderbaren Täuschung lachen und nahmen, höchlich ergötzt, nicht ohne ein gewisses Grauen von dem Künstler Abschied. — Dies geschah, wie die Sage meldet, um Weihnachten des Jahres 1248. —

153.

Die Schlacht bei Worringen.

(B. II. S. 185.)

Siegfried von Westerburg war von der Geistlichkeit zum Nachfolger Engelberts II. auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln gewählt worden, mußte sich aber mit Gewalt der Waffen behaupten, weil ihm Konrad, Graf von Berg, den die Bürger von Köln gewählt, das Erzbisthum streitig machte. Die Verbündeten des letzteren waren Adolph Graf von Berg und Wilhelm Graf von Jülich. Siegfried kämpfte mit Glück gegen seine Feinde: er verheerte die Länder des Grafen von Jülich mit Feuer und Schwert und schloß mit der Stadt Aachen, deren Vogt Graf Wilhelm war, ein Bündniß gegen denselben. Der Graf selbst, im Begriffe, Aachen anzugreifen und zu überrumpeln, wurde von den Bürgern samt seinem Sohne erschlagen. Siegfried bemächtigte

sich darauf der festen Schlösser des Jülicher Landes und schleifte selbst die Mauern der Hauptstadt Jülich.

Der Herzog von Limburg fiel in die kölnischen Länder und der Graf Adolph von Berg rüstete sich gegen die Stadt Köln. Siegfried war indeß in Zülpich belagert und ein schreckliches Loos drohte ihm und seinen Besitzungen, als der Papst Martin IV. noch zu rechter Zeit den Frieden vermittelte. Kaum war dies aber geschehen, als Siegfried eine andere Fehde eröffnete. Er fiel in die Lande des Grafen von Brabant, belagerte ihn in Kerpen und zog dann in die bergischen Länder gegen Adolph, den er zwang, seine Befestigungen in Mühlheim und Manheim zu zerstören. In seinen eigenen Fehden bis jetzt glücklich, wagte Siegfried es sogar, dem unter Rudolph von Habsburg in Würzburg gehaltenen Reichstage Widerstand zu thun; er wollte nämlich in seinen Besitzungen eine Steuer nicht anerkennen, die für ganz Deutschland ausgeschrieben war.

Indeß war der Herzog von Limburg ohne Erben gestorben, und es entstand um seine Besitzungen eine heftige Fehde zwischen dem Herzoge Johann von Brabant und dem Grafen Reinold von Geldern. Auf der Seite des Ersteren waren der Bischof von Lüttich, die Grafen von Brabant, von Jülich, von Berg, von der Mark und auch die Bürger von Köln, die, wie schon gesagt, den Grafen Konrad von Berg gegen Siegfried von Westerburg zum Erzbischof gewählt hatten. Dieser Letztere dagegen schlug sich auf die Seite des Grafen von Geldern, mit dem es auch die Grafen von Westerburg und Falkenburg hielten.

Siegfried von Westerburg hatte Brühl und Worringen mit Wällen und Graben befestigt und Besatzungen dahingelegt, um sich hier im äußersten Falle gegen die Bürger Kölns behaupten zu können. Diese letztern zogen unter Anführung des Herzogs von Brabant nach dem Städtchen Worringen und nahmen auf einem Wagen die Stadtschlüssel von Köln mit sich, ein Zeichen, daß derjenige Theil, der diese Schlüssel gewinnen würde, auch Herr der Stadt seyn sollte. Dieser Gebrauch herrschte damals, um die Bürger zur Vertheidigung ihrer bürgerlichen Freiheit anzufeuern; der Wagen mit den Stadtschlüsseln war bei den Kölnern gleichsam das, was einst bei den Israeliten die Bundeslade, bei den Spartanern der heilige Herd galten, die, wenn es zur Schlacht ging, ebenfalls auf Wagen mitgeführt wurden.

Während die Kölner die bei Worringen angelegte Veste hart

bedrängten, eilte der Erzbischof mit seinen Verbündeten zum Entsatz herbei und nun kam es zu der denkwürdigen Schlacht vom 5. Juni 1288. Beide Theile kämpften mit der größten Anstrengung und lange schwankte der Ausgang; endlich wurden der Graf von Geldern und der Erzbischof gefangen, und dieses Ereigniß sicherte den Kölnern einen ruhmvollen Sieg. Mehr als tausend Edle waren auf der Seite des Erzbischofs geblieben, die Veste zu Worringen wurde geschleift, und auf der Wahlstatt, wo die Gefallenen begraben, später eine Kapelle erbaut.

Siegreich zogen die Kölner mit den kühn und muthvoll errungenen Schlüsseln nach ihrer Stadt und feierten ein prachtvolles Fest, bei welchem der Herzog von Brabant sich als Bürger Kölns aufnehmen ließ und die Kölner als freie Herren ihrer Stadt anerkannt wurden.

154.

Starkenburg.

Auf einem hohen Bergrücken an der Mosel bei Trarbach liegt das Dörfchen Starkenburg, dessen Häuser auf seiner außerordentlichen Höhe, von unten gesehen, ganz klein erscheinen. In der hier einst befindlich gewesenen Burg residirten die Grafen von Spanheim-Starkenburg; sie wurde wahrscheinlich im eilften Jahrhundert erbaut. Aber auch schon früher, erzählt die Sage, und namentlich zu Dagoberts Zeiten, soll hier ein Schloß gestanden haben. Jetzt ist von der Burg der Grafen von Spanheim keine Spur mehr vorhanden, die Landleute zeigen nur noch den Ort, wo sie gestanden, und nennen ihn die Burg.

Johann I. Graf von Spanheim nannte sich zuerst von Starkenburg, während sein Bruder Gerlach zu Kreuznach residirte. Der Sohn des Erstern, Johann II., war der eigentliche Stifter der besondern Linie Spanheim zu Kreuznach, die sich auf eine förmliche Theilung gründete.

Starkenburg ist vor allem durch die Gefangenschaft historisch bekannt, welche der mächtige Erzbischof Balduin von Trier († 1354), im Alter von etwa 40 Jahren, hier — als Gefangener eines Weibes — aushalten mußte.

Graf Heinrich von Spanheim-Starkenburg war entweder — dies ist nicht ausgemacht — gestorben oder im heiligen Lande abwesend, und seine Wittwe oder Gattin Lauretta von Salm residirte allein mit drei unmündigen Kindern auf der Burg, als es dem Kurfürsten Balduin in den Sinn kam, das Erzstift auf Kosten der Gräfin zu stärken. Er erbaute auf gräflich Starkenburgschen Grund und Boden zu Birkenfeld eine Burg und besetzte sie mit Mannschaft, die von hier aus die Spanheimschen Besitzungen ausplünderte und die Unterthanen beschädigte.

Die Gräfin Lauretta vermochte diese Unbill nicht lange zu ertragen. Mit männlichem Muthe bot sie ihre Vasallen auf, leistete kräftigen Widerstand und drängte die Trierschen in ihre Grenzen zurück. Balduin, der dies von einer Frau nicht erwartet hatte, fühlte seinen Stolz beleidigt, brachte ein Heer zusammen, und drohte die ganze Grafschaft Starkenburg mit Feuer und Schwert zu verwüsten.

Die Gräfin sahe wohl ein, daß sie dieser Macht nicht gewachsen sey, vielmehr sich in die Zeit schicken müsse; ein Betragen, wobei sie zugleich klüglich ihre Kräfte schonte. Sie sandte, um den Streit beizulegen, Heinrich von Spanheim, Dompropst zu Aachen, und Emrich, Grafen von Oberstein, einen Domherrn zu Köln, an den Erzbischof, und diese eben so gewandten als treuen Bevollmächtigten wußten ihn bald dahin zu stimmen, daß er Waffenstillstand bewilligte. So war einstweilen die Sache vertragen, und es schien, als könne Balduin gar nichts von der Gräfin zu fürchten haben. Diese aber hatte ihren Plan gemacht.

Es war im September desselben Jahres, als der Kurfürst mit einem kleinen Gefolge die Mosel hinab nach Coblenz fuhr. Die Gräfin erhielt Kunde davon; ihr Herz pochte. Der Tag der Vergeltung war gekommen. Sie berieth sich mit den Rittern Nikolaus von Neuburg, Volker von Starkenburg und einigen Andern; sie nahmen den Vorschlag der Gräfin mit Jauchzen auf und verabredeten die Ausführung.

Am Fuße der Starkenburg, etwas seitwärts, springt ein mit Buschwerk bewachsenes Vorland (die Portswiese) hinaus, wo sich eine Ueberfahrt befindet. Es erhebt sich an dieser Seite ein steiler Schieferfels; das Wasser hat hier eine unergründliche Tiefe ausgewühlt und der Strom scheint still zu stehen. Der Sage nach ließ die Gräfin nicht weit unterhalb dieser Stelle unter dem

Wasser eine Kette quer über die Mosel spannen, um es dem Kurfürsten jedenfalls unmöglich zu machen, zu entrinnen.

Unbesorgt kam Balduin mit seinem Schifflein an diese dunkle Stelle: da brachen auf einmal mehrere Kähne mit Mannschaft aus der Bucht hervor und fielen über sein Fahrzeug her. Widerstand hätte zu nichts gefruchtet. Balduin ließ sich also mit den Seinigen den steilen Felsenpfad hinauf nach der Starkenburg bringen.

Die Haft war ehrenvoll und die Gräfin behandelte ihren Gefangenen als einen verehrten Gast, der durch Stand und Rang, wie durch persönliches Verdienst Ehrfurcht erheischt. Dabei wurden der Kurfürst wohl bewacht und die Thore und Mauern sorgfältig verwahrt.

Inzwischen ließ man allerlei Drohungen gegen die Gräfin laut werden. Die ganze hohe und niedere Geistlichkeit fühlte sich in der verletzten Würde des Erzbischofs gekränkt; das gesammte Erzstift Trier stand unter den Waffen, und viele deutsche Stände mißbilligten die Handlung der Gräfin gegen ein so erlauchtes Haupt. Die Letztere aber ließ sich nicht irre machen: ihre Burg war fest, und sie betrachtete den Erzbischof als ein hinlängliches Unterpfand gegen die Unternehmungen der Feinde.

Durch diese Beharrlichkeit brachte die Gräfin es dahin, daß man die gütlichen Unterhandlungen der Gewalt vorzog. Sie ließ sich willig finden und versprach, den Gefangenen frei zu geben, wenn er sich eidlich verpflichte, das Schloß Birkenfeld unvollendet liegen zu lassen und dann ein Lösegeld von 30,000 Pfund Hellern bezahle.

Der Kurfürst ging diese Bedingungen ein und stellte eine Urkunde und Bürgschaft aus, daß er ferner mit dem Schlosse Birkenfeld nichts zu schaffen haben wolle. Der Friede wurde geschlossen und Balduin zog frei ab, indem er scherzte, daß die Gräfin ihm, der damals der reichste Fürst Deutschlands war, nicht größere Summen abgenöthigt hätte, da es doch in ihrer Macht gestanden. Eine Menge Siegel hingen an der Friedensurkunde und bewiesen, wie sehr der Gräfin von allen Seiten zugesetzt worden war, und wie standhaft und ritterlich sie sich gehalten. Das ganze Triersche Domkapitel, eine Menge deutsche Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und freie Städte hatten sich für die Freilassung Balduins bemüht. Mehrere Fürsten, unter andern der König Johann von Böhmen, so wie eine Menge Herren und Städte

(Ober-Wesel, Boppard, Koblenz, Montabaur) verbürgten sich für den Kurfürsten und unterzeichneten die Urkunde. Balduin übergab darin zum Unterpfande seines Versprechens der Gräfin und ihren Erben die Schlösser Cochem, Bernkastel und Manderscheid mit den Burgmannen und dem dazu gehörigen Gut, nicht blos so lange, bis die 30,000 Pfund Heller bezahlt seyn würden, sondern auf seine Lebenszeit zur Sicherheit der Sühne; auch übernahm er die Unterhaltung der Schlösser und der Mannschaft. Drei Rathmänner wurden gesetzt über zukünftige mögliche Zweiung; klagt Trier, so fahren die zwei ersten Rathmänner, Paul von Eich für Trier, Volker von Starkenburg für Spanheim, zu Bernkastel ein. Klagt die Gräfin oder ihre Erben, so sollen sie in Croy oder Enkirch einfahren und sich da vereinigen binnen den nächsten vier Wochen. Geschieht dies nicht, so wird die Sache vor den dritten Rathmann gebracht, der die beiden andern zu vereinigen sucht und zwar in vierzehn Tagen. Geschieht auch dies nicht, so bleiben sie alle drei auf eigene Kosten beisammen, bis die Sache abgemacht. Zuletzt schlossen beide Theile ein Bündniß, sich gegenseitig gegen ihre Feinde Beistand zu leisten.

So war die Sache für die Gräfin auf eine glänzende Weise abgemacht. Nun aber fand der Papst sich ein: die Gräfin hatte ein hohes Haupt der Geistlichkeit verletzt und konnte nicht ungezüchtigt bleiben. Johann XXI. sprach die Exkommunikation gegen sie aus und diese konnte in der damaligen Zeit für die Gräfin von den nachtheiligsten Folgen seyn.

Da zeigte Balduin sich in seiner edlen Ritterlichkeit. Entweder hatten der Muth und der Geist der schönen, noch jungen Gräfin ihm imponirt, oder er fühlte Theilnahme für ihre unmündigen Kinder. Er wandte sich daher selbst an den Papst und bat um Aufhebung des Bannes. Diese erfolgte denn auch. „Obwohl es ein entsetzliches Vergehen ist," heißt es in dem päpstlichen Breve, „an geistliche Väter die verruchten Hände zu legen und denjenigen nicht geziemt, die Hülfe der Kirche anzurufen, die selbige so bitter in ihren ehrenwerthen Gliedern verletzten: so erweiset sich doch gern die Kirche als Mutter, die nie den rückkehrenden Kindern den Schoß zu verschließen pflegt, sondern den Reuigen an den Busen der Barmherzigkeit wieder aufnimmt. Freilich sagt das Bittschreiben unserer in Christo geliebten Tochter, der edlen Frau Lauretta Gräfin von Spanheim, Frau zu Starkenburg, Trierscher Diöces, daß sie vorlängst mit einigen

Genossen und Helfershelfern ihre ruchlose Verwegenheit so weit getrieben, daß sie unsern ehrwürdigen Bruder Balduin, Erzbischof von Trier, so wie auch einige Begleiter geistlichen und weltlichen Standes, gefangen und zu ihrem Schlosse gebracht und einige Zeit da festgehalten, hernach aber sämmtlich allerdings wieder in Freiheit gesetzt habe u. s. w.; indessen wollen wir doch nicht die Strafe nach der Strenge auflegen, sondern nur folgende Pönitenz bestimmen. Sie sollen sich persönlich an einen ansehnlichen, der Stadt Trier ziemlich nahe gelegenen Ort begeben, weil sie nach ihrer Aussage, ohne Lebensgefahr zu bestehen, in die Stadt Trier zur Vollziehung der Pönitenz sich nicht begeben können. An einem Festtage, auf Pfingsten, wenn es seyn kann, oder auch auf Johannistag sollen die vorbesagten Ritter barfuß in unverbrämten Kleidern, ohne Kapuzen, und Jeglicher mit entblößtem Haupte, jeder eine wenigstens vierpfündige brennende Wachskerze in der Hand tragend, von dem Eingange des Orts an bis hin zur Kirche ziehen, dort die brennenden Kerzen andächtig und demüthig opfern, ihre Schuld öffentlich bekennen, zu einer Zeit, wo die Volksmenge am zahlreichsten versammelt ist. Sollte aber vorbesagte Gräfin eine so schwere Kerze nicht tragen können, so mag sie eine kleinere in die Hand nehmen und jene größere von einem Andern vor sich hertragen lassen, so, wie es ihr am gelegensten scheint. Ferner soll die Gräfin funfzig Mann an einem Festtage nach Trier schicken. Diese sollen vom Thore der Stadt an bis hin zur Hauptkirche barfuß ziehen, mit brennenden Wachskerzen in der Hand, und dieselben auf den Hauptaltar stellen, auch bei zahlreicher Versammlung, Namens der Gräfin, ihre Schuld öffentlich bekennen. Ferner soll die Gräfin vier silberne Leuchter anfertigen lassen, zwölf Mark schwer, die sie durch besagte Abgeordnete auf den Altar zum ewigen Eigenthum desselben setzen läßt, und gewisse Einkünfte bestimmen, um sie auf ewige Zeiten im Brennen zu unterhalten, worüber eine authentische Urkunde ausgefertigt werden soll. Außerdem solle sie zwei Jahre hindurch zu gewisser Zeit fasten und einen Armen speisen u. s. w."

Ohne Zweifel nahm Balduin es mit der Vollziehung dieser Buße ebenfalls nicht sehr strenge.

155.

Die Porta nigra.

(Aus der Vorzeit von Trier.)

Die **Porta nigra** in Trier ist ein uraltes Gebäude, dessen Ursprung und Bestimmung nicht mehr zu ergründen ist. Das Mauerwerk besteht aus sehr schweren Steinmassen, die ohne Mörtel über einander liegen, ein Umstand, der für ein außerordentliches Alter des Gebäudes spricht; denn die Tempel in Sicilien, welche 450 v. Chr. errichtet wurden, sind eben so gebaut. Dennoch scheint die Erbauung der Porta nigra nicht vor die römische Zeit gesetzt werden zu können, wie aus den theils rein griechischen, theils rein römischen Buchstaben hervorgeht, die auf den Steinen eingehauen sind. Im Gegentheil scheint dieser Umstand zu beweisen, daß der Bau des Gebäudes in die ersten Zeiten der römischen Invasion in Gallien falle, wo man anfing, die römische Sprache und Schrift kennen zu lernen, ohne daß noch die alte Sprache und Schrift (die Gallier bedienten sich nach Cäsars Zeugnisse der griechischen Buchstaben), verdrängt worden wäre. Weil das Gebäude zwei Bogengewölbe hat, durch die man vormals in die Stadt ging, und die Steine vom Alter schwarzgrau gefärbt sind, hat es den Namen des schwarzen Thors erhalten.

Im eilften Jahrhundert, unter dem Erzbischof Poppo, wurde die Porta nigra in eine christliche Stiftskirche verwandelt, und, da sie vorher offen gewesen, mit einem Dache versehen. Die Thore wurden verschüttet, der Boden erhöhet, breite Treppen darüber errichtet und an die östliche Seite der Chor angebaut, wodurch die ursprüngliche Form des Gebäudes größtentheils verloren ging. Napoleon befahl, das in seiner Art einzige Kunstwerk von den dasselbe entstellenden Seitengebäuden zu befreien, und es in seiner ursprünglichen ehrwürdigen Gestalt wieder herzustellen. Man kam jedoch mit den Arbeiten nicht ganz zu Stande, und erst unter preußischer Regierung ist die Porta nigra von dem Schutte, der das Erdgeschoß bedeckte, ganz befreit worden.

Alterthumsforscher behaupten, daß die Porta nigra das Gemeindehaus der alten Trevirer und dann das Kapitolium der Römer gewesen sey, wogegen Erzbischof Poppo in der Stiftungs-

urkunde der St. Simeonskirche sagt, dieselbe sey, der Ueberlieferung nach, dem Mars geweiht gewesen.

156.

Cochem.

Auf einem an der Mosel neben der Stadt Cochem sich erhebenden Felsen liegen die Ruinen der einst so bedeutenden als berühmten Burgfeste gleichen Namens, bestehend in einem hohen Thurm und sehr bedeutenden Ueberresten der Ringmauer. In den frühesten Zeiten war sie Eigenthum der Pfalzgrafen von Aachen. Die Pfalzgräfin Richenza schenkte um das Jahr 1051 Stadt und Burg ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Heinrich **I.**, der mit dem Erzbischofe Hanno in Fehde lag und diesen in Köln belagerte. Sein Sohn Heinrich **II.** vermachte, da er keine Kinder hinterließ, Cochem seinem Stiefsohne, dem Pfalzgrafen Siegfried von Ballenstädt, dessen Sohn, der Pfalzgraf Wilhelm, oft in Cochem residirte. Als derselbe im Jahre 1140 unvermählt mit Tode abging, nahm Kaiser Konrad **III.** von den Allodialgütern des Pfalzgrafen und auch von der Burg Besitz; plötzlich aber bemächtigte sich Hermann von Stahleck der letzteren, und der Kaiser sah sich genöthigt, einen Feldzug gegen ihn zu eröffnen, um sie ihm wieder zu entreißen. In den Kämpfen zwischen Philipp von Schwaben und seinem Gegenkönige Otto **IV.**, fiel die Burg in die Hände des Ersteren (1198). Sie hatte ihre eigenen Burggrafen und Burgmannen. Im Jahre 1298 übertrug König Albrecht Cochem der Trierschen Kirche zu Lehn. — Im dreißigjährigen Kriege wurde die Burg bald von kurfürstlichen und kaiserlichen, bald von spanischen, schwedischen und französischen Truppen eingenommen; 1689 vertheidigten brandenburgische Soldaten sie gegen die Franzosen, die der junge Graf von Grignan, Enkel der Frau von Sevigné, anführte. Fünfmal wurde gestürmt und beim letzten Sturme Stadt und Burg genommen; die Besatzung von 1600 Mann erschlagen oder gefangen genommen, die Einwohner größtentheils ermordet, ihre Häuser samt dem Schlosse verbrannt und in einen Schutthaufen verwandelt.

157.

Bacharach.

Bacharach ist eine der ältesten Städte am Rhein und hat noch viele alterthümliche Mauern und Thürme. Gleich unterhalb der Stadt befindet sich eine Rheininsel von etwa dreißig Morgen Größe, zwischen welcher und dem rechten Rheinufer ein Stein liegt, der gewöhnlich der Elter- oder Altarstein, lateinisch aber ara Bacchi genannt wird. Nur bei niedrigem Wasserstande kann er gesehen werden und soll dann auf ein gutes Weinjahr deuten. In solchen Jahren, meldet die Ueberlieferung, sollen die Römer diesen Stein als einen Altar gebraucht und dem Bacchus darauf geopfert haben; daher auch angeblich sein Name und die Benennung der Stadt. Schon die Römer trieben hier ohne Zweifel Weinbau und gaben dem Weine den Namen Vinum muscatum; die Grafen oder Vögte setzten den Anbau auf dem sogenannten Vogtsberge fort und nannten ihn Muskateller. Dieser Wein hat einen angenehmen würzhaften Geschmack und gab späterhin wahrscheinlich der Zechgesellschaft oder den Zechherren von Bacharach ihr Entstehen. Der Zweck dieser uralten Gesellschaft war ursprünglich kein anderer, als Erheiterung und Erhaltung und Beförderung geselligen Frohsinns im heitern brüderlichen Kreise. Der Name Zechgesellschaft darf aber nicht in dem Sinne genommen werden, den man jetzt damit zu verbinden pflegt; im Gegentheil sollte er eine Innung, Zunft oder Gilde bezeichnen, mithin eine engere, abgeschlossene Gesellschaft oder Brüderschaft, die, sich einem gewissen Zwecke widmend, diesen nach einer bestimmten Ordnung und gewissen Gesetzen zu erreichen strebt. Die Zechgesellschaft in Bacharach war im unveräußerlichen Besitze gewisser liegender Güter (Weingärten und Ackerfelder), von deren Ertrag sie die Kosten ihrer Gastereien und den Trunk bei ihren Zusammenkünften bestritt. Sie hatte acht Mitglieder oder Zechherren, eine Zahl, die nicht überschritten werden durfte. Starb ein Mitglied der Gesellschaft, so wurde (oft noch bei seinen Lebzeiten, mit seiner Zuziehung) ein anderes Mitglied aus den in ein Verzeichniß eingetragenen Kandidaten an seine Stelle erwählt. Der in das Kandidaten-Verzeichniß Aufzunehmende mußte von einem wirklichen Mitgliede der Gesellschaft in Vorschlag ge-

bracht werden. Zu Mitgliedern der Zechgesellschaft durften nur ehrbare, rechtliche, verträgliche und sonst qualificirte Männer genommen werden. Der Gewählte gab einen Schmaus, zu welchem die Zechherren auch ihre Frauen mitbrachten. Hierauf wurde er in den Zechbund aufgenommen, ihm der große Pokal zum Leeren gereicht und von sämmtlichen Mitgliedern des Bundes mit ihm Brüderschaft getrunken.

Von diesem Pokal ist nur noch die alte hölzerne, nicht ohne Kunst und Geschmack gearbeitete Kapsel vorhanden. Soll man von ihr auf den Becher schließen, so muß er nicht nur ziemlich groß, sondern auch von Werth gewesen seyn. Die Zechgesellschaft bestand — länger als ein halbes Jahrtausend — bis zur Besitznahme des linken Rheinufers durch die französische Regierung, die gänzliche Auflösung erfolgte jedoch erst um das Jahr 1818. —

Unter der saalfränkischen Dynastie wird von Bacharach im Jahre 1119 urkundliche Meldung gethan. Allgemein bekannt und berühmt wurde der Ort erst durch Hermann von Stahleck, der hier seinen Stammsitz und den der künftigen Pfalzgrafen gründete, welche die Stadt mit manchem schönen Bauwerke schmückten.

Dahin gehört die Wernerskirche, welche noch in ihren Ruinen einen schönen Anblick gewährt. Wie die Legende sagt, hatten (1287) die Juden den heiligen Werner, einen Knaben christlicher Aeltern, gebürtig aus dem Dorfe Warmraidt (Warmsrod), nach Wesel geführt, ihn, um sein Blut zu gewinnen, dort getödtet und seinen Leichnam bei nächtlicher Weile stromaufwärts nach Mainz bringen wollen; da habe sich ihnen aber der Rhein unweit Bacharach mit schäumenden Wogen widersetzt und sie genöthigt zu landen. Mit Anbruch des Tages hatten sie den Leichnam in einem Dornbusche versteckt; aber siehe da, ein heller Schein verbreitete sich um den Busch und zog die Menschen herbei. Nach mehreren Wundern, durch welche der Himmel den Märtyrer auszeichnete, wurde dieser zu Bacharach feierlich begraben, sodann heilig gesprochen und zuerst in einer kleinen Kapelle verehrt.

Die jetzige Werners-Kirche ist spätern Ursprungs, und mag um das Jahr 1420 erbaut worden seyn, wo der Leib des heiligen Werner aus der kleinen Kapelle erhoben wurde. Sie war im feinsten gothischen Stil aus röthlichem Sandsteine aufgeführt und ist, da sie lange Jahre weder zu gottesdienstlichen Werken

benutzt, noch unterhalten wurde, allmählig zur Ruine geworden. Architekten und Kunstkenner schätzen die wenigen noch vorhandenen Ueberreste um ihrer zarten Verhältnisse, feinen Ausführung und reichen Verzierungen. Sie gehört der katholischen Gemeinde zu Bacharach, der sie bei der Kirchen-Eintheilung im Jahre 1707 zufiel.

158.

Stahleck.

Die Ruinen dieser stolzen, jetzt dem Kronprinzen von Preußen gehörigen Veste erheben sich auf einem steilen und hohen Berge, dicht über der alten Stadt Bacharach. Hermann, Graf von Stahleck, im Jahre 1143 zur pfalzgräflichen Würde erhoben, nahm hier seinen Sitz, indem er zugleich die Vogtei über Bacharach als ein kölnisches Lehn ausübte und dieser Stadt eine gewisse Bedeutung verlieh. Nach Hermanns Fehden und Tod kam die Burg mit Bacharach zuerst an Konrad von Staufen (1156), dann durch dessen Erbtochter Agnes an Heinrich von Braunschweig (Bd. II. S. 85), und endlich durch des Letztern Tochter gleichen Namens an Otto von Wittelsbach. Die Wittelsbacher verschönerten und vergrößerten die Stadt. Sie ließen dem heiligen Peter zu Ehren die Pfarrkirche von Grund aus neu erbauen, stifteten auch dem heiligen Werner am Fuße des Berges die (S. 74 gedachte) schöne Kirche und legten dabei ein Hospital zum heiligen Geist für Arme und Kranke an. — Endlich umgab der Pfalzgraf Ludwig II. die Stadt mit neuen Mauern und Thürmen, die mit dem Schlosse Stahleck zusammenhingen und beide beschirmten.

Stahleck, eine sehr haltbare Burg, konnte wegen ihrer hohen Lage, ihrer festen Mauern und ihrer starken und weitläuftigen Außenwerke sowohl die Stadt als den Rhein beherrschen. Sie hatte einen runden Thurm, dessen Mauern vierzehn Schuh dick waren. Auch die Stadt war fest und nebst den an die Burg angeschlossenen Ringmauern mit sechszehn hohen und starken Thürmen versehen. Doch dies Alles schützte nicht gegen die Uebel der Zeit: Schloß und Stadt wurden in den Jahren 1620 bis 1640

achtmal belagert und erobert, viermal ausgeplündert, und endlich im Jahre 1689 von den Franzosen in Brand gesteckt und das Schloß ruinirt.

159.

St. Goar.

Wir haben bereits früher gesehen (Bd. II. S. 60), auf welche Weise Karl der Große dem heiligen Goar für seine Gastfreundschaft den Hof zu Näsen schenkte und ihm zu Ehren auch eine neue Kirche bauen ließ.

Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde später von dem Volke in eine lustige verwandelt und fortgesetzt. Die Mönche behaupteten, daß Karl der Große neben seinen andern Schenkungen dem Kloster auch jährlich noch 20 Mark hinterlassen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie gaben ferner vor, wie der dafür jährlich angeschaffte Wein nie ausgehen könnte, ja daß sogar einmal, als der Pater Kellner den Krahn am Fasse offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen sey. Aus diesen Sagen und Stiftungen ist bis auf die neueren Zeiten folgender gastlicher Gebrauch in Uebung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erstemal zu St. Goar einkehrte, mußte sich sogleich einen Pathen wählen, wenn er gastfreundlich aufgenommen, oder, wie man sich ausdrückte, gehänselt seyn wollte. Der Pathe legte ihm hierauf ein an dem Zollhause befestigtes messingenes Band um den Hals und fragte ihn: ob er in Wasser oder Wein getauft seyn wolle. Wenn er sich nun, wie gewöhnlich, für das letztere erklärte, so mußte er einen Beitrag an die Armenkasse geben und dreimal einen mit Wein gefüllten goldenen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn, und der Gesellschaft austrinken. Dann setzte man ihm eine vergoldete Krone auf, las ihm die Gesetze des lustigen Ordens vor und gab ihm die Fischerei auf dem Lurlei und die Jagd auf der Bank (d. h.. die Fischerei zu Lande und die Jagd zu Wasser) zum Lehn. Nach vollendeter Ceremonie mußte er seinen Namen mit Beifügung des Tages in das sogenannte Hänselbuch ein-

schreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Namen von vielen Jahrhunderten enthält.

160.

Löwenburg.

In einer der anmuthigsten Gegenden des Siebengebirges, unweit Honnef, liegen auf dem waldigen Wipfel eines steilen, beinahe 1900 Fuß messenden Felsen die Ruinen der Veste Lewenberg, gewöhnlich Löwenburg genannt. Hier herrschten berühmte deutsche Geschlechter und noch zeigen die dürftigen Ruinen von dem Glanze der Bewohner der Burg.

Die ältesten Nachrichten von der Herrschaft Lewenberg fallen in die Regierungszeit Kaiser Friedrichs **II.**, wo sie zu den Besitzungen der gräflichen Familie Sayn gehörte. Die Erbtochter des Grafen Heinrich von Sayn, Adelheid, vermählte sich mit Godefrid, Grafen von Spanheim, und so wurde die Herrschaft mit den Spanheimschen Landen verbunden. Von seinen Söhnen wurde Heinrich, Herr von Heinsberg, Besitzer von Lewenberg; Konrad von Hochstetten, Erzbischof von Köln, der als ein Verwandter des Saynschen Hauses Ansprüche auf die Güter des Letztern haben wollte, vertrieb ihn jedoch aus dem Besitz. Der hierüber entstandene Krieg gereichte zum großen Nachtheil der Umgebung von Lewenberg; er fand erst ein Ende, als es dem Grafen Heinrich gelang, einen kölnischen Ministerialen, Namens Heinrich, gefangen zu nehmen. Man schloß hierauf einen Vergleich, und der Erzbischof verzichtete gegen eine jährliche Zahlung von dreihundert Mark Albus auf seine Ansprüche.

Graf Heinrich starb im Jahre 1259; sein zweiter Sohn, Johann **I.**, wurde Dynast von Lewenberg, welchen Titel er und seine Nachkommen von nun an führten. Gleich seinem Vater in viele Kämpfe verwickelt, verlor er Lewenberg, erhielt es aber durch Vermittelung des Erzbischofs Engelbert von Falkenburg zurück. Er starb zu Ende des Jahres 1299 und hinterließ außer mehren natürlichen Kindern zwei legitime Söhne, Heinrich und Johann. Der Erstere folgte ihm im Besitze von Lewenberg, war

aber anfangs nicht sehr glücklich, indem ihm sein Bruder die Herrschaft zu entreißen suchte. Erst nach fünf und zwanzigjährigem Zwist und vielen Fehden versöhnten sich beide Brüder. Heinrich besaß einen biedern Karakter, that viel Gutes und wurde von seinen Unterthanen geliebt. Da es ihm an legitimen Kindern fehlte, verkauften er und seine Gemahlin Agnes viele ihrer Güter, errichteten fromme Stiftungen und gaben Honnef dem Erzstift Köln zum Lehn. Voraussehend, daß es nach seinem Tode über seinen Nachlaß zu Feindseligkeiten kommen werde, trat er zuletzt (1336) die Herrschaft Lewenberg noch bei Lebzeiten an seinen Vetter, den Grafen Dietrich von Loen, Herrn zu Heinsberg und Blankenberg, ab, und übertrug diesem die Ausführung seines letzten Willens.

Im Jahre 1341 starb er, von seinen Unterthanen betrauert, und Dietrich nahm die Güter in Besitz. Auch er war ein edler und gütiger Herr und strebte zunächst dahin, sich den Frieden in seinen Landen zu sichern, weshalb er mit seinen mächtigen Nachbarn, dem Erzbischofe von Köln und dem Grafen von Berg in ein Bündniß trat. Nichts desto weniger entstanden schon nach einem Jahre Streitigkeiten, deren Ende dahin ging, daß der friedliebende Graf ein Drittel von Honnef an das Erzstift abtrat.

Im Jahre 1350 übergab Dietrich die Regierung seinem Vetter Heinrich von Dalenburg, der aber bald darauf starb. Im Jahre 1390 wird Goddart, Graf von Loen, ebenfalls aus dem Hause Heinsberg und Bruder Heinrichs von Dalenburg, als Herr von Lewenberg genannt. Seine Gemahlin Philippa, eine Prinzessin von Jülich, soll eine sehr geistreiche Frau gewesen seyn; sie führte, da ihr Gemahl bereits achtzig Jahr alt war, eine Zeit lang das Regiment, wohnte auf Lewenberg und erzog hier ihren einzigen Sohn Johann.

Dieser Johann II. von Loen, welcher im Jahre 1393 zur Regierung kam, besaß einen unfreundlichen Karakter und liebte die Fehden. Lewenberg erlitt dadurch viele und harte Drangsale. Während er gegen den Herzog Philipp von Burgund zu Fehde lag, bemächtigte der Ritter Johann von Stein wegen einer Schuldforderung sich der Lewenburg; als Johann sie ihm wieder abjagen wollte und sich zu dem Ende mit einigen Raubrittern verband, vermittelte Erzbischof Friedrich III. Graf von Saarwerden den Streit.

Nicht lange nachher half Johann II. dem Herzoge Wilhelm

von Berg eine Fehde gegen Adolph den Klugen, ersten Herzog von Kleve, ausfechten, wobei er aber am 17. Juni 1397 in der Schlacht bei Cleverhamm mit vielen Rittern und Edlen gefangen wurde und sich mit hohem Preise auslösen mußte. Johann gerieth darüber in große Noth und Verlegenheit; um ihr ein Ende zu machen, suchte er seinen Sohn Wilhelm, damals ein zartes Kind, an ein mächtiges Haus zu vermählen. Zur Braut wählte er Elisabeth, eine Tochter des mächtigen Grafen Gerhard von Blankenheim, und am Lukastage 1399 fand eine Eheberedung statt. Johann versprach darin, seinem Sohne Wilhelm, sobald er das männliche Alter erreicht, eine von seinen beiden Herrschaften Lewenberg oder Heinsberg abzugeben. Die Wahl fiel auf Lewenberg und am 13. März 1410 erhielt, in einer weiteren Eheberedung, die Braut die Zusicherung, daß ihr, wenn sie Wittwe werden würde, aus Lewenberg eine Rente von achthundert Gulden als Leibzucht zu Theil werden solle.

Durch diese Verbindung kam Lewenberg wieder in Aufnahme und noch vortheilhafter gestalteten sich die Verhältnisse für Johann **II.** späterhin. Margarethe, die Herzogin von Burgund und Gräfin von Flandern und Artois, erhob ihn zum Statthalter von Limburg und der damit verbundenen Herrschaft Falkenberg (1404) und bei dem Tode Herzogs Reinolds von Jülich, seines Vetters, (1423) wurde er Mitbesitzer von Jülich. Diese und andere Glücksfälle erheiterten seine letzten Lebensjahre. Nachdem er 1432 noch einmal, jedoch ohne Erfolg, den Herzog Adolph von Kleve befehdet und noch einige wohlthätige Stiftungen gemacht hatte, starb er am 24. Januar 1438 und wurde in der Stiftskirche zu Heinsberg neben der Asche seiner ersten Gemahlin, Margarethe, beigesetzt, wo sein Grabmal noch zu sehen ist.

Graf Wilhelm **I.** von Blankenheim, an welchen Lewenberg hätte fallen sollen, hatte seine Ansprüche darauf an seinen ältern Bruder Johann abgetreten. Dieser, Johann **III.**, war ebenfalls ein sanfter und gütiger Herr, doch hinderte ihn seine beständige Kränklichkeit, lebhaften Antheil an der Verwaltung seiner Güter zu nehmen. Sein Schwager, der Erzbischof Dietrich von Köln, leitete für ihn die Geschäfte, und war den Unterthanen von Lewenberg ein väterlicher Gebieter. Johann **III.** starb am 1. Mai 1443 und liegt ebenfalls in Heinsberg begraben.

Johann **IV.**, sein Sohn und der Letzte seiner Linie, war ein stolzer und herrischer Mann. Er vergrößerte durch seine Ge-

mahlin Johanna von Diest seinen Güterbesitz beträchtlich, konnte aber mit der Herrschaft Lewenberg, wie sie damals war, nicht zufrieden seyn, und suchte mehrere davon abgerissene Stücke wieder mit derselben zu vereinigen. Er starb schon im Jahre 1448 und hinterließ nur eine zehnjährige Tochter, Johanna. Sein Schwager Philipp, Graf von Nassau, wurde Besitzer der Herrschaft Lewenberg, gab solche aber bald an seinen Bruder, den Grafen Johann von Nassau, der die Erbin Johanns IV. heimgeführt hatte und in Saarbrücken residirte. Dieser kam nur einmal, im Winter des Jahres 1458, nach Löwenberg, um seine Vasallen zu belehnen und bei dieser Gelegenheit ein glänzendes Turnier zu halten.

Nach seinem Tode (1472) wurde Löwenberg ein jülich-bergisches Erblehn. Da der Herzog Wilhelm von Jülich-Berg von seiner ersten Gemahlin Elisabeth, Tochter Johanns von Nassau, ohne Kinder geblieben war, vermählte er sich im Jahre 1481 zum zweitenmal mit Sibilla von Brandenburg, einer Tochter des mächtigen Kurfürsten Albrecht Achilles. Aber auch aus dieser Ehe ging nur eine Tochter Maria hervor. Um die wegen der Erbfolge drohenden Stürme im Voraus zu beseitigen, vermählte Herzog Wilhelm diese Tochter mit dem jungen und schönen Herzoge von Kleve, Johann III., bestimmte diesen zu seinem Nachfolger und ließ ihn als solchen durch Kaiser Maximilian anerkennen und bestätigen. Die kaiserliche Erklärung erfolgte am 13. Juni 1508; aus Dankbarkeit darüber erbauten Wilhelm und Sibilla das Karthäuser-Kloster bei Jülich. Nach drei Jahren starb Herzog Wilhelm in Düsseldorf. Seine Gemahlin Sibilla überlebte ihn noch dreizehn Jahre, welche Zeit sie größtentheils auf der romantischen Löwenburg verlebte. Sie that manches Gute, und soll, der Sage nach, auch die Kapelle des heiligen Servatius im Walde bei Honnef erbaut haben. Seitdem hat von den Herren von Lewenberg keiner wieder die Burg bewohnt; sie zerfiel allmählig in Trümmer bis auf den majestätisch emporragenden einzigen Thurm, den man aber vor einigen Jahren, zur Förderung von Landmessungen, um die Hälfte verkürzt hat.

161.

Honnef.

Honnef, am Fuße des Drachenfels, im Siegkreise, ist eins der ältesten Dörfer an den Ufern des Rheins. Noch jetzt zeigt man hier einen Thurm, den der heilige Hanno erbaute und in welchem Kaiser Heinrich IV. einen großen Theil seiner Jugendjahre verlebte. Honnef war in frühern Jahrhunderten so groß, daß es das Ansehen einer Stadt gewann; es hatte nicht nur über tausend Häuser, sondern ein prächtiges Schloß mit zwei hohen Thürmen, dessen Ueberreste noch vorhanden sind. Außer der Pfarrkirche zu Johannes dem Täufer zählte es mehrere Kapellen, von denen fünf jede von einem eigenen Vikar bedient wurden. Die Grafen von Löwenburg (Lewenberg), denen Honnef gehörte, und die es im Jahre 1317 zu einem kölnischen Lehn machten, begabten es mit Privilegien aller Art. Sie verliehen ihm unter andern ein besonderes Gericht mit dem Schwerte, dem ein Richter, ein Gerichtsschreiber und sieben Schöffen vorsaßen, und welchem mehrere andere untergeordnet waren. Zur Bewachung der Gefängnisse, so wie zur Sicherheit und Handhabung der öffentlichen Ordnung hatte Honnef das Recht, eine Mannschaft von 170 Soldaten halten zu dürfen. Diese Soldaten hießen Kugelschützen und standen unter dem Befehle des jedesmaligen Richters. Sie waren angesehene Leute, frei von allen Abgaben und Lasten, trugen eine glänzende Uniform, mit einem vergoldeten Hirschfänger an der Seite, und bildeten bei feierlichen Gelegenheiten die Eskorte des regierenden Herrn.

Alle Jahre am dritten Tage nach dem Feste des heiligen Gereon kamen aus dem Augustinerinnen-Kloster zu Merten vier Nonnen mit ihrem Prior nach Honnef, wo in der Pfarrkirche ein Jahrgedächtniß für die Hingeschiedenen aus der Familie derer von Löwenburg mit einem dreimaligen Glockengeläut gefeiert wurde. Die Nonnen mußten dabei vor dem Seelenamte die Todten-Vigilien absingen und nach demselben eine Kommendation beten und eine Kerze von einem Pfund Wachs opfern, welche Kerzen um das Todtengerüst gestellt wurden. Dabei fand der sonderbare Gebrauch statt, daß nach beendigtem Gottesdienste in einem Meier-

hofe zu Honnef (Mertenshof) ein Mittagmahl gehalten wurde, bei welchem sowohl die Ortsgeistlichen, als auch Küster und Chorsänger erschienen. Dieses Jahrgedächtniß war für ewige Zeit gestiftet, und wurde bis zum Jahre 1812, wo die Einkünfte ausblieben, wirklich gehalten.

162.

Die Ebernburg.

Die Ebernburg liegt bei Kreuznach an der Nahe. Nur wenige Trümmern sind von der Veste vorhanden, auf welcher einer der biedersten Deutschen — Franz von Sickingen hauste, und auf der er die wackern Männer in Schutz nahm, die der Parteihaß seiner Zeit verfolgte.

Die Ebernburg gehört zu den ältesten Schlössern dieser Gegend. Schon zur Zeit der salischen Kaiser existirte sie und war ihr Eigenthum. Allmählig kam sie lehnsweise an verschiedene Herren und endlich durch Kauf an die Kreuznacher Grafen von Spanheim. Durch Pfandrecht erlangte sie das Geschlecht Sickingen, auch auf die weibliche Linie zu vererben, wenn die männliche ausgestorben wäre; aus diesem Geschlechte machte Franz den edelsten Gebrauch von seinem Eigenthume, den je ein Ritter gemacht hat.

Franz von Sickingen stand in vorzüglicher Gunst bei Karl V., zu dessen Wahl er auf das eifrigste beigetragen hatte. Darum durfte er sich auch so ungescheut zum Schützer der Verfolgten aufwerfen. Auf seiner Burg fanden die Märtyrer der Wahrheit Schwebel, Aquila, Bucer und Oecolampadius eine Zuflucht; die Ebernburg gewährte Ulrich von Hutten Sicherheit für Leben und Freiheit. Von hier ließ Hutten seine glühendsten Schriften gegen die Mißbräuche des Pfaffenthums ausgehen; die Briefe an Karl V., Moritz von Sachsen, an den deutschen Adel, an das deutsche Volk, an die Fürsten, wurden auf Ebernburg geschrieben, und nicht um Lohn und Ehre. „Ich kann sterben," sagte Ulrich, „aber nicht dienen. Frei will ich bleiben und achte

den Tod nicht." Umsonst bot ihm Karl V. ein Jahrgehalt von zweihundert Goldgulden, wenn er schweigen wollte; er wollte aber sprechen wie ein Deutscher. Umsonst bot ihm Franz I. von Frankreich eine Besoldung von vierhundert Kronen, um ihn in seine Dienste zu ziehen; Ulrich war ein Deutscher und wollte ein solcher bleiben.

Hutten selbst nennt die Ebernburg eine Herberge der Gerechtigkeit. In dieser Herberge der Gerechtigkeit machte er Sickingen mit den Schriften Luthers bekannt und gewann dieses edle Gemüth für die Reformation. Auch der verfolgte Luther wurde angegangen, sich in den Schutz der starken Ebernburg zu begeben (B. I. S. 162.), zu einer Zeit, wo kaum die mächtigsten Reichsstände ihn zu schützen vermochten.

Aber auch die Ebernburg mußte der Gewalt unterliegen. Ein Trierscher Ritter hatte einen angesehenen Bürger aus Cell mit seinem Eidam gefangen und ihn auf einen Eid entlassen, daß er sich stellen würde, wann und wo der Ritter es verlangte. Erzbischof von Trier erklärte diesen Eid für nichtig. Sickingen, welcher Gewährsmann für dessen Erfüllung geworden war, versuchte lange den Weg der Güte, als dieser aber nicht zum Ziele führte, kündigte er dem Erzbischof Fehde an und rückte vor Trier.

Doch seine Kräfte waren denen seiner Feinde nicht angemessen. Der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen standen auf Richards Seite. Sickingen verlor das Leben in der Vertheidigung seiner Burg Landstuhl. „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar!" rief Luther aus, als er von seinem Schicksale hörte: „er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen!"

Auch Hutten stand nun wieder schutzlos in der Welt. Karl V. setzte es aus Achtung für Sickingens Tugend durch, daß seine Söhne die väterlichen Burgen behielten. Eine besondere Linie ihres Geschlechts nannte sich Sickingen von Ebernburg. Als der Letzte dieser Linie im Jahre 1768 ohne Erben starb, kam die Herrschaft Ebernburg an Pfalz und Baden.

163.

St. Adelheids-Pützchen.

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Bonn und Vilich, liegt in einer vom Rhein aus sanft ansteigenden und die belohnendste Aussicht gewährenden Ebene das Kloster und kleine Dorf Pützchen, merkwürdig durch den St. Adelheidsbrunnen, mit dessen Vorzeit wir uns hier beschäftigen.

Wie die Sage meldet, entstand in dieser Gegend zu Ende des zehnten Jahrhunderts eine so beispiellose Dürre, daß der Wassermangel sowohl für Menschen als Vieh drückend war. Da erbarmte die heilige Adelheid, Aebtissin des benachbarten Klosters Vilich, sich des Elends, stieß ihren Stab in die Erde, und siehe, es sprang eine Quelle hervor, die der allgemeinen Noth sofort ein Ziel setzte, und noch heutigen Tages St. Adelheids-Pützchen genannt wird.

Die dem Brunnen zugeschriebenen wohlthätigen Eigenschaften, namentlich seine Heilkraft bei Augenübeln, machten, daß wahrscheinlich gleich nach dem Entstehen desselben hier auch eine Einsiedelei und eine Kapelle gegründet wurde. In der ersteren wohnten zwei Eremiten. Sie stand an der Stelle, wo jetzt längs der Landstraße die Oekonomie-Gebäude des später erbauten Karmeliter-Klosters stehen, und wurde, den Einsturz drohend, im Jahre 1814 abgebrochen.

Im Jahre 1684 wurde der Brunnen neu ausgebessert und ausgemauert. Ein eisernes Rohr bringt den Wasserstrahl zum Abfluß; ein an einer Kette befestigter eiserner Löffel dient den Vorübergehenden zum Trinken und zum Waschen der Augen. Ueber dem Brunnen steht ein steinernes Kreuz.

Bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts floß das Wasser des Brunnens in einen unter demselben angebrachten überbauten Behälter, welcher das Badehäuschen hieß und als Bad für verschiedenartige körperliche Gebrechen gebraucht wurde.

Das Karmeliter-Kloster am Brunnen entstand erst zu Anfang des 18ten Jahrhunderts; eine Aufschrift auf dem Portal der Kirche zeigt, daß diese 1724 von dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz als Landesherrn errichtet worden ist. Um die

Kirche und die weitläuftigen Klostergebäude aufzuführen, mußte das wasserreiche Terrain erst durch Abzugs-Kanäle ausgetrocknet werden. Dies Alles ist so meisterhaft geleitet und ausgeführt, daß das starke Mauerwerk noch heut durchaus fest und haltbar ist.

Im Innern der Kirche hat Kurfürst Clemens August auf eigene Kosten den Altar, die Beichtstühle und andere Einrichtungen ausführen lassen; an ersterem sieht man noch das kurkölnische Wappen. Dieser Altar ist aus Holz, das noch die ihm von der Natur verliehenen Farben trägt, fleißig in Schnitzwerk gearbeitet und soll die Arbeit eines Klosterbruders seyn. Die Kirche steht frei ohne unterstützende Pfeiler, ist hoch, geräumig und freundlich. Noch wird sie zum täglichen Gottesdienste benutzt, während die Klostergebäude anderen Zwecken gewidmet sind.

Das Dorf Pützchen bestand zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nur aus wenigen, von Krämern und Wirthen bewohnten Häusern, die sich von den Pilgerfahrten der Gläubigen nährten. Diese Pilgerfahrten gaben Veranlassung zur Stiftung eines Jahrmarkts, der noch jetzt alljährlich am 8. September abgehalten wird und einen Anblick gewährt, als ob eine große viel besuchte Messe stattfände: es finden sich nämlich in der Regel nicht weniger als 1000, auch wohl 1200 Verkäufer ein. Aus allen Enden strömt das Volk herbei und lagert sich, wenn es nicht seinen Geschäften nachgeht, und sich in den Buden, Wirthshäusern und Belustigungsorten zerstreut, um den Adelheids-Brunnen, hier in frommer Verehrung das Heilwasser zu schöpfen, und solches nach erfolgter Weihung mit nach Hause zu nehmen.

Oft besuchte der menschenfreundliche Kurfürst Clemens August diesen Markt, um sich an dem Treiben der Menge zu ergötzen, auch wohl auf irgend eine Weise Leben in den Verkehr zu bringen. Einst ließ er seinen Postzug, gleichsam wie zufällig, mitten über die ausgebreiteten Töpferwaaren fahren und richtete dadurch eine große Zerstörung an. Die Verkäuferinnen erhoben ein Zetergeschrei, schimpften und gingen den Kurfürsten — der übrigens der allgemeinen Liebe seines Volks genoß — in den härtesten Worten an. Je mehr die Weiber sich in Schmähungen und Klagen ergossen, desto mehr ergötzte sich der Kurfürst; zuletzt warf er den Weibern seine goldgefüllte Börse hin und an die Stelle des Unwillens traten die Ausrufungen der Freude und der Ueberraschung.

In dieser Gegend war es auch, wo der berüchtigte Räuber-Anführer Fetzer oft sein Wesen trieb. Er besuchte den Jahrmarkt und hatte reichliche Ernte; einmal aber wurde er auch arg getäuscht. Er hatte sich unter die Pilger in der Kirche geschlichen und einer schlafenden Frau einen schweren Korb entwendet. Auf dem St. Adelheids-Platze wollte er seine Beute betrachten und fand in dem Korbe — ein Kind, das ihm laut entgegenschrie. Weislich setzte er den Korb hin und ging davon.

164.

Zülpich.

Zülpich, eine der ältesten Städte im Großherzogthum Niederrhein, liegt in einer schönen fruchtbaren Fläche am Neffelbache und wird für das Tolbiakum der Römer gehalten, dessen Tacitus schon um das Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung gedenkt, und das eine bedeutende Militair-Station gewesen seyn soll. Nur wenige Ueberbleibsel sind aus jener Zeit vorhanden; auf einer unweit Zülpich gelegenen Haide soll eine der bedeutendsten Römerschlachten geliefert worden seyn. Bei dem Untergange des Römerreichs wurde Zülpich, wie die andern Orte der Gegend, eine Beute der umherziehenden Völker. Im fünften Jahrhundert geschah hier jene Allemannen- und Franken-Schlacht, in welcher zwei Nationen um Sieg oder Vernichtung kämpften. Zahllose Heere strömten auf diesen Ebenen zusammen und kämpften hart. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Allemannen; da gab Chlodwig den Galliern einen neuen Sporn; zum erstenmal erhob er seine Hand zu ihrem Gott und seinem Sohne. Als die Gallier dies hörten, wollten sie zeigen, um wie viel mächtiger Jesus sey als die Götter Thor und Wodan; begeistert stürzten sie sich auf den Feind und die Allemannen widerstanden nicht mehr. Ihr Fürst lag erschlagen. „König der Franken!“ riefen sie aus, „schone Dein Volk, wir sind Dein.“ — Dies geschah im Dezember 496, und noch in demselben Jahre ließ Chlodwig sich taufen. Die Sage meldet, diese feierliche Handlung sey in Zülpich geschehen, auch zeigt man an der Peterskirche die Gruft oder unterirdische Kapelle, wo die Taufe stattgefunden haben soll, und

hält das Alter dieser Kapelle für viel höher als das der darauf gebauten Kirche. Mit dem Könige ließen sich dreitausend seiner Krieger taufen und bald darauf der größere Theil seiner Völker. Noch bezeichnet man die Dreikönigen-Gasse vor dem Kölner Thore als diejenige, durch welche Chlodwig und die übrigen fränkischen Fürsten nach erfochtenem Siege ihren Einzug gehalten haben sollen.

Wenige Jahrzehende später trug sich hier ein nicht minder denkwürdiges Ereigniß zu. Chlodwigs Sohn, der austrasische König Theodorich, fiel über den, wegen Ländertheilung gegen ihn wortbrüchig gewordenen Hermanfried, König der Thüringer, her, schlug ihn und lockte ihn darauf unter dem Vorwande der Ausgleichung und Versöhnung nach Zülpich, wo er ihn (um das Jahr 534) die Stadtmauer hinabstürzte.

Ein anderes Ereigniß in der Nähe von Zülpich war die Niederlage Theudeberts von Austrasien durch seinen Bruder Theuderich von Burgundien, Chlodwigs Urenkel (612). Jener floh nach verlorner Schlacht, aber Theuderich holte ihn bei Köln ein und tödtete ihn; eine Begebenheit, auf welche die Sage von der Gereons-Säule in Köln (B. II. S. 98) hinzielt.

Karl der Große hielt sich, der Lage wegen, oft und gern in der Zülpicher Pfalz auf. Bei der Theilung des fränkischen Reichs im Jahre 843 fielen Zülpich und seine Umgebung zu Deutschland. Im Jahre 881 wurde Zülpich durch die Normänner verwüstet, die bis hieher vordrangen. 925 eroberte König Heinrich I. Zülpich und es kam nun an die deutschen Könige aus sächsischem Stamm. Otto I. verlieh die Stadt dem Pfalzgrafen Hermann dem Kleinen (948), und dieser gab sie dem Grafen von Jülich zu Lehn oder vielmehr zum Pfande. 1230 wurde die Stadt von feindlichen Nachbarn abermals eingenommen und verwüstet, ohne daß jedoch die Jülichsche Oberherrschaft aufgehört hätte. Zwischen Zülpich und Lechenich fand ferner das Treffen zwischen Erzbischof Engelbert II., Erzbischof von Köln und dem Grafen Wilhelm von Jülich statt, in Folge dessen der Erstere drei Jahre in einem Käfige gefangen gehalten wurde (B. II. S. 192).

Im Jahre 1277, in der schweren Fehde mit dem Erzbischof Siegfried von Köln, war Graf Wilhelm III. von Jülich nebst seinem Sohne und vierhundert seiner Reisigen zu Aachen erschlagen worden (S. 64.). Siegfried eroberte nun das ganze Gebiet

seines Feindes und damit auch die Stadt Zülpich; er ließ diese von neuem befestigen, und daselbst die noch heut vorhandene schöne Burg erbauen. Als später der Papst diesen Streit vermittelte, erhielten die Grafen von Jülich Zülpich wieder zurück, bis Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, als Koadjutor von Köln die Stadt und das Amt mit allen Gerechtsamen wieder für das Erzstift einlöste.

Im Jahre 1469 wurde Zülpich von Friedrich dem Siegreichen, Bruder des damaligen Erzbischofs Rupert, der sich mit den Geistlichen und dem Adel nicht verständigen konnte und also mit ihnen in Fehde lag, eingenommen. Einige Jahre später kam die Stadt, wie man vermuthet, an Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, der die kölnischen Lande mit Krieg überzog.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Zülpich außerordentlich zu leiden, namentlich wurde die Stadt noch im Jahre 1642 durch die vereinten Hessen-Weimarschen Völker auf eine arge Weise ausgesogen. Auch unter Ludwig XIV. wurde sie durch Schatzungen und Requisitionen aller Art hart bedrückt, endlich in Folge der Kriege durch wiederholte Pest entvölkert. So verlor die Stadt an Häuser- und Einwohnerzahl wie an ihrem Aeußern; die Erinnerungen einer großen Vergangenheit aber vermögen die Uebel der Gegenwart nicht zu verwischen.

165.

Landskron.

Im Ahrthale, über dem Mineralbrunnen Heppingen, erhebt sich ein 1100 Fuß hoher Basaltkegel, auf dessen Spitze sparsame Mauertrümmer dem Wanderer sagen, daß hier einst eine stolze Veste gestanden habe. Herrlich ist die Fernsicht, erhaben schön das reiche Naturgemälde, das sich rings, so weit der Blick nur immer reicht, hier entfaltet.

Als Philipp von Schwaben in den Kämpfen mit seinem Gegenkönige Otto IV. und dessen Anhängern (1198) in der Thalebene bei Sinzig lagerte, erregte die freie Kuppe des Gymnicher Berges, die das ganze Thalgelände beherrscht, seine Aufmerksamkeit; er ritt mit einigen seiner Edlen hinan, war von der schönen

Aussicht bezaubert und rief aus: „Das ist des Landes Krone!“ Sofort beschloß er, hier eine Zwingburg zu erbauen, führte aber diesen Gedanken erst im Jahre 1205 aus, als die Kölner, treu an seinem Widersacher Otto IV. hangend, ihren Erzbischof Adolph von Altena, der auf Philipps Seite stand, abgesetzt und statt seiner den Dompropst Bruno IV., Grafen von Sayn, zum Erzbischof erwählt hatten. Von Adolph in Aachen gekrönt, zog Philipp gegen das Erzstift und ließ gleichzeitig mit großer Emsigkeit an der Veste bauen, die ihm bei seinen Unternehmungen gegen Köln zum Waffenplatze und Haltpunkte dienen sollte. Die Leute des Erzstifts mußten Frohndienste thun, und da zu derselben Zeit im Erzstift eine Theurung herrschte, zogen die Arbeiter in Menge herbei, um nur Brot zu haben. So wurde die Veste in Kurzem vollendet und erhielt den Namen Landskron. Von hier aus leitete Philipp seine Unternehmungen gegen das Erzstift; Bonn wurde verwüstet, Neuß erobert und das ganze offene Land verheert. Wie streng Philipp auch alle Ausbrüche der Rohheit bei seinen Kriegern bestrafte, indem er einzelne Soldaten in siedendem Wasser ersäufen ließ, nahmen doch Morden, Sengen und Brennen und alle Gräuel des ungebundensten Faustrechts nicht eher ein Ende, als bis der Gegenkönig völlig besiegt und Philipps Alleinherrschaft auch von Köln anerkannt war (1206).

Seitdem bildete die Veste mit mehren benachbarten Dörfern eine Reichsherrschaft und gab einem Geschlechte den Namen. Schon im Jahre 1276 findet sich ein Gerhard von Landskron von Kaiser Rudolph dem Habsburger mit dieser Herrschaft belehnt; seitdem ging sie zu verschiedenen Familien über und befindet sich jetzt in ihren Trümmern, im Besitze der von Stein. Schon 1689 wurde die Burg durch die Franzosen theilweise zerstört, wonächst sie allmählig verfiel. Nur eine einsame Kapelle, die nicht weit unter dem Gipfel auf einem terrassenförmigen Vorsprunge an eine Basaltgrotte angebaut ist, die ihr als Sakristei dient, hat sich erhalten und wird noch zuweilen zum Gottesdienste benutzt. Wie dieses Kirchlein entstanden, darüber meldet die Sage Folgendes.

Es geschah vor langen Jahrhunderten, daß die Burg Landskron von einem Ritter der Nachbarschaft, der vergeblich um eine der drei Burgfräulein — des Herrn von Landskron einzige Wonne — gefreit, bei nächtlicher Weile überfallen wurde, um das, was

durch Unterhandlungen nicht zu erlangen, mit Gewalt zu erreichen. Wiewohl nun der Ueberfall plötzlich und unvorhergesehen kam, vertheidigten doch der Ritter von Landskron und seine Leute die Burg aufs muthigste; zuletzt aber mußten sie der Uebermacht weichen. Die Mauern wurden erstiegen, die tapfern Vertheidiger größtentheils niedergemacht, Brandfackeln in die Burg geworfen. „Die brennende Burg," rief der Räuber aus, „soll meine Brautfackel seyn!" und erstieg die Sturmleiter.

Einem Raubthiere gleich, das seinem entgangenen Opfer nachjagt, eilte der Ritter von Gemach zu Gemach, ohne zu finden, was er suchte. Die drei Burgfräulein hatten in der Verwirrung ihr Kämmerlein verlassen und waren ungesehen über den Schloßhof nach dem untern Abhange des Bergweges gekommen, wo jetzt die Kapelle steht. Hier fiel ihnen der Gedanke an ihren Vater und an ihre Schutzlosigkeit schwer aufs Herz. Der Vorsprung des Felsen verbarg sie zwar einigermaßen, doch mußten sie fürchten, jeden Augenblick entdeckt zu werden. Thränenden Auges flehten sie zum Himmel, die Gefahr abzuwenden. Ihre Angst stieg, als sie die ruchlose Horde nahen und den Räuber seinen Leuten befehlen hörten, ihm die Fräulein lebendig oder todt zu überliefern. Näher und näher kommt er, schon ist seine schreckliche Gestalt, geröthet von dem Brande der Veste, zu sehen. Er gewahrt sie und stürzt mit teuflischem Hohnlachen auf sie zu. Die Fräulein empfehlen sich dem Willen des Allerhöchsten, und siehe da, der Felsen öffnet sich und birgt sie in seinem Schoße vor dem frechen Räuber.

Indessen war der Ritter von Tomberg seinem Freunde von Landskron zu Hülfe geeilt, und es gelang ihm, den Räuber in die Flucht zu jagen und den Flammen Einhalt zu thun. Unversehrt traten die Burgfräulein aus der Grotte zur höchsten Freude des bekümmerten Vaters, der, dem Herrn zu Lob und Dank, und zum Andenken der wundersamen Rettung seiner Töchter jenes Kirchlein fest an die Grotte baute.

166.

Laach.

Die vormalige Benediktiner-Abtei Laach liegt am südwestlichen Gestade des See's gleichen Namens und war eine der be-

rühmtesten und reichsten in Deutschland. Sie wurde im Jahre 1093 von Heinrich II. von Laach, Niederlothringischem Pfalzgrafen zu Aachen und erstem Pfalzgrafen am Rhein, gestiftet und mit beträchtlichen Gütern ausgestattet. In der Kirche, welche in einem gothischen Stil fast durchaus von Tuffsteinen erbaut ist, und erst im Jahre 1156 vollendet, und vom Erzbischof Hillenus von Trier eingeweiht wurde, befinden sich die Grabmäler des Stifters und vieler Grafen und Frauen aus dem Hause Leyen, welche aber, so wie die ganze Kirche, schon sehr beschädigt sind. Die Abtei war besonders durch ihre Hospitalität berühmt; ein eigener Flügel des Hauptgebäudes war für Fremde bestimmt, die hier so lange, als ihnen beliebte, bei wohl besetzter Tafel hausen konnten; ein anderer Flügel war den Armen und Kranken gewidmet. Die Wohnungen der Geistlichen, deren sich in der letzten Zeit 40 bis 50 hier befanden, waren keine enge Zellen, sondern große helle, mit großen Fenstern versehene Zimmer, und der Saal, wo die Fremden empfangen wurden, war prächtig dekorirt. Auch befand sich in diesem Kloster eine große reiche Bibliothek und eine ansehnliche Gemälde-Sammlung; beide haben sich während der Franzosenherrschaft verloren. Jetzt ist das ansehnliche, sechsthürmige Klostergebäude, mit dem dazu gehörigen Gute von 200 Morgen, da die Abtei im Jahre 1802 aufgehoben wurde, in eine Meierei verwandelt.

Die Kirche, eines der schönsten Meisterwerke byzantinischer Architektur, hat zwei Kuppeln, vier Thürme und zwei Chöre, ist 217 Fuß lang, 105 breit und im Mittelschiff 54 Fuß hoch. Der vor der Westseite befindliche Kreuzgang ist vortrefflich gearbeitet. Noch ist die Kirche Eigenthum des Staats und wiewohl sie nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken gebraucht wird, so ist sie doch bis jetzt vor der gänzlichen Zerstörung bewährt worden.

Beim Beschauen dieser Ueberreste kann der Wanderer nicht umhin, auch einen Blick auf den See zu werfen, an dessen Ufer sie liegen. Der Laacher-See, im Eifelgebirge, in der Mitte waldiger Berge gelegen, füllt die Vertiefung oder den Krater eines großen eingestürzten Vulkans, wie dies die umliegenden Schlakkenhaufen, Aschenschichten, Lavaströme und andere vulkanische Produkte beweisen. Seine Länge beträgt 8422, seine Breite 7643 Fuß; man braucht mehr als eine Stunde, um ihn zu umgehen. Er soll über 3000 Quellen haben und 214 Fuß tief seyn.

Das Wasser des See's ist hell, blaulich, und sehr kalt, und wirft, wenn es vom Winde stark bewegt wird, einen Sand aus, der vom Magnete angezogen wird. Er hat keinen natürlichen Ablauf, sondern fließt durch einen künstlichen Kanal ab, der bei der Oeffnung gewölbt und durch den Rand des Kraters gehauen ist. Am östlichen Ufer des See's befindet sich ein tiefes Loch in der Erde, wo die irrespirable kohlensaure Luft, welche sich darin entwickelt, die in seine Atmosphäre kommenden Thiere erstickt. Diese Grube soll viel Aehnlichkeit mit der bekannten Hundsgrotte am Lago d'Agnaro haben. Auch quillt nur wenige Schritte von dem See eine Mineralquelle hervor, die etwas säuerlich schmeckt und sehr angenehm zu trinken ist.

167.

Neuenahr.

In dem wildromantischen Thale der Ahr erhebt sich über dem Dorfe Beul ein Basaltkegel, der Neuenardberg genannt, auf dessen Kuppe einst die stattliche Veste Neuenahr oder Neuenaar stand. Die Grafen dieses Namens waren Abkömmlinge des alten Geschlechts der Grafen von Are und zählten eilf Ortschaften zu ihrem Besitzthum. Sie besaßen die Vogtei und das Hofmeisterthum des Erzstifts Köln bis zum Jahre 1589, wo der letzte männliche Sproß, Graf Adolph, ein eifriger Vertheidiger des Lutherthums, von einer Pulver-Explosion im Zeughause zu Arnheim beschädigt, mit Tode abging.

Von der Veste Neuenahr ist keine Spur mehr vorhanden; auch die Stätte, wo sie gestanden, kann nicht mehr angegeben werden. Als Friedrich III., Graf von Saarwerden, den Kölner erzbischöflichen Stuhl bestieg (1370), waren unter den Edlen des Erzstifts mancherlei Fehden ausgebrochen, die mit mächtiger Hand zu schlichten sein erstes Geschäft war. Nun standen wegen Erbschaftsstreitigkeiten auch die Grafen von Neuenahr und die Herren von Saffenburg einander mit dem Schwert gegenüber: ein Vergleich, der im Jahre 1362 geschlossen worden, wurde bald wieder gebrochen, und es entstand eine blutige Fehde zwischen Jo-

hann von Saffenburg und den Brüdern von Neuenahr. Jener, zu schwach gegen die Verbündeten, wurde mit Gewalt oder List aus seiner Veste Neuenahr getrieben, die nun Johann von Neuenahr in Besitz nahm. Johann von Saffenburg wandte sich an seinen Lehnsherrn, den Erzbischof von Köln, und dieser, sein Recht erkennend, bot sogleich die Untersassen des Erzstifts auf, um ihm beizustehen. Nicht lange, und die Veste wurde, namentlich mit Hülfe der von Ahrweiler, erobert und bis auf den Grund geschleift (1371). Die Hälfte der Grafschaft Neuenahr erhielt der Erzbischof zum Kostenersatz für seine Rüstung, und im Jahre 1383 kam ein Vertrag zu Stande, worin Johann von Saffenburg versprach, die Burg nicht wieder aufzubauen, den Berg auch dem Erzbischofe überließ.

168.

Altenahr.

Der Flecken Altenahr hieß, wie die Burg dieses Namens, in alten Zeiten, und bevor es ein Neuenahr gab, blos Are. Ruhig fließt die Ahr, beinahe 400 Fuß über der Nordsee, an der Abendseite des Flecken vorbei, eines der schönsten Thäler am Rheine bildend.

Von der Erbauung Altenahr's ist keine geschichtliche Kunde vorhanden; im frühen Mittelalter war es einer der angesehensten Orte des Ahrgaues und bei der spätern Eintheilung der kurkölnischen Lande, nachdem es in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts an das Erzstift gekommen, der Hauptort des Amtes Altenahr. — Eben so wenig ist die Zeit der Erbauung der Burg bekannt, deren Ruinen hoch über dem Flecken auf einem Felsenkegel thronen. Die Sage meldet, daß das Stammschloß der Grafen von Are, deren berühmtes Geschlecht schon um das Jahr 1010 erwähnt wird, ursprünglich auf der rauhen, ganz einzeln stehenden Felsmasse bei Altenburg oberhalb Altenahr am rechten Ahrufer erbaut gewesen sey. Später erwählten die Grafen den höchsten Gipfel des Ahrthales zu ihrem Sitze; ihre Hörigen und Ministerialen siedelten sich am Fuße des Berges an und so entstand Altenahr.

Zu den berühmtesten Gliedern der Familie, die bereits 1167 ausstarb, gehörte Graf Dietrich I., der tüchtigste Kämpe in den kölnischen Landen. Er war es, der im Oktober des Jahres 1114 bei Andernach unter den Anführern der Kölner, die ihren Erzbischof Friedrich, Grafen von Arnsberg, gegen die gewaltige Streitmacht Heinrichs V. unterstützten, den vollkommensten Sieg an der Spitze der Kölner erfechten half und den Kaiser zum Rückzuge zwang. Sachsen, Franken, Baiern, Allemannen und Burgunder standen den Kölnern entgegen, aber ihr Muth überbot die Zahl und Graf Dietrich entschied die Schlacht. Schon war Herzog Heinrich von Lothringen, der das Vortreffen der Kölner führte, geworfen; da drang Dietrich von Are mit einer Schaar edler Kölner in den Feind, warf Alles um sich herum zu Boden und — sein war der Sieg. Er machte auch den Herzog Berthold von Kärnthen zu seinem Gefangenen und verwahrte ihn in dem Schlosse Are, bis der Investiturstreit und die Unruhen in Deutschland geschlichtet waren.

Seit dem Jahre 1246 finden wir Are im Besitze des Erzstifts Köln und die Veste war seitdem eine Hauptstütze der Macht der Erzbischöfe, die hier ihre Burgmänner hatten. Auch eine Münzstätte legten sie hier an. — In den Kämpfen Konrads von Hochstetten und seines Nachfolgers mit den edlen Geschlechtern und der Gemeinde der Stadt Köln erlangte die Burg eine besondere Wichtigkeit, indem hier ein Theil der Edlen von Köln verwahrt wurde, die der Erzbischof treuloser Weise gefangen nehmen ließ (Bd. I. S. 301). Zwei Jahre hatten sie hier in einem scheußlichen Verließe geschmachtet, da vernahmen sie die Kunde, daß ihr unversöhnlicher Feind verblichen sey, und glaubten, die Stunde der Befreiuung sey gekommen. Aber ein gleich harter Zwingherr, Engelbert II., der Neffe Konrads von Hochstetten, wurde Erzbischof und handelte fort im Systeme des Hasses (B. II. S. 185). Kaum hatte ihm Köln gehuldigt, als er auf die Burg Are zog, um den Befehl zu ertheilen, die Gefangenen aufs strengste zu verwahren.

Die nächsten Verwandten der Gefangenen, namentlich Herr Rüdiger Oberstolz, Herr Daniel Jude, und Herr Costin von der Aducht hatten beschlossen, die erzbischöfliche Gnade in Anspruch zu nehmen und kamen deshalb nach Are. Das Verließ öffnet sich, die Freunde glauben den Gefangenen Erlösung zu brin-

gen. Aber nicht so; der Erzbischof hatte es anders im Sinne. Die schweren Thüren schlossen sich hinter den Eingetretenen, und höhnenden Spottes rief man den drei Rittern zu, sie möchten ihren gefangenen Freunden die Zeit vertreiben helfen. Eilf der Edlen schmachteten jetzt hier, ein Opfer des schmählichsten Verraths. Schwere Ketten klirrten an ihren Füßen, Wasser und Brot war ihre Nahrung.

Der einzige Zeitvertreib der Gefangenen war zuletzt eine Maus, die einer von ihnen, Herr Gottschalk Oberstolz, dergestalt gezähmt hatte, daß sie ohne Scheu auf seinen Ruf herbeikam, und die Brotkrumen aus seiner Hand fraß. Manche traurige Stunde verkürzte das Thierchen den Gefangenen: eines Tages aber rufte ihm Herr Gottschalk umsonst. Er grub dem Loche nach, in welches die Maus geschlüpft war, und fand — eine starke scharfe Feile und einen eisernen Meißel. Mit Thränen im Auge dankten die Ueberglücklichen dem Himmel für ein Rettungswerkzeug, über dessen Benutzung sie lange mit sich uneins waren. Endlich wurde die Flucht beschlossen; man arbeitete gemeinschaftlich, und gegen Abend waren die Gitterstäbe des Fensters durchgefeilt, auch die Fesseln theilweise gelöst. Aus ihren Decken machten sich die Gefangenen eine Art Ueberschuhe, um, da es Winter und harter Frost war, auf den Felsen nicht auszugleiten. Die übrig gebliebenen Decken und Theile ihrer Kleider knüpften sie an einander, und ließen sich so von dem Thurme, der hoch auf dem Gipfel des Berges lag, bis auf das Dach der mit Linden umpflanzten Burgkapelle und von diesem auf die Erde hernieder. An der östlichen Stelle des Berges rutschten sie nunmehr über einen grausigen Abhang, wo jeder Fehltritt den Tod bringen konnte und kamen glücklich in den Wald. Hier theilten sie sich; die Einen schlugen den Weg nach Sinzig ein, die Andern nach der Burg Tomberg.

Herr Gerhard Oberstolz, Herr Costin, Herr Peter Jude und sein Bruder Daniel gelangten bis zum Mönchhofe bei Adendorf, wo der Verwalter des Hofes, Bruder Hermann, sie freundlich aufnahm und ihnen Rast und Stärkung gewährte. Sie entledigten sich der Fesseln, mit denen sie zum Theil noch belastet waren und ließen sich wohlschmecken, was der Mönch auftischte. — Am frühen Morgen wollten sie ihre Flucht fortsetzen, als der Mönch die Schreckensbotschaft brachte, daß reisige Leute von der Burg Are in Anzuge seyen. Rasch hatte er indessen einen

Entschluß gefaßt und verbarg seine Schützlinge in einem großen Käsekasten. Unglücklicher Weise waren die Ketten liegen geblieben, die, als die Reisigen kamen, ihnen sogleich ins Auge fielen. Die Anwesenheit der Gefangenen war nunmehr nicht zu läugnen, und nur durch die Versicherung konnte Bruder Hermann ihnen nützen, daß sie bereits wieder fortgegangen seyen. Die Reiter verließen den Hof, nachdem sie Alles durchsucht, jedoch an dem Kasten vorbeigegangen waren.

Endlich durfte der Mönch den Kasten öffnen. Halb erstickt kamen die Ritter wieder ans Licht und schlugen nun auf Bruder Hermanns Rath den Weg nach Remagen ein, um sich hier über den Rhein setzen zu lassen. — Es war am Tage Mariä Verkündigung 1262, als sie Abends in Remagen ankamen und bei einem Fischer einkehrten. Schon glaubten sie aller Gefahr entgangen zu seyn, als plötzlich ein Mann eintrat, sie bei ihrem Namen nannte, freundlich grüßte und ihnen eine bessere Herberge anbot. Alsobald eilte er zu Herrn Aliff, dem Richter von Remagen, und vertraute ihm seine Entdeckung mit dem Anerbieten, ihm gegen einen Lohn von dreißig Mark die Gefangenen auszuliefern. Herr Aliff sagte ihm dies zu und der Verräther führte die Flüchtlinge nach der Wohnung des Richters, der ihnen aber, sobald Jener sein Haus verlassen, den Bubenstreich erzählte, ihnen Trost und Muth zusprach und sich erbot, sie am andern Tage, trotz des eben stattfindenden furchtbaren Eisgangs, über den Rhein zu schaffen. Der edle Mann hielt sein Wort und die Flüchtlinge waren gerettet. —

Jahrhunderte lang war und blieb Are eine der stärksten Vesten und erlebte in den Fehden der Zeit mancherlei Schicksale. Ihre Zerstörung erfolgte erst im Jahre 1714, wo ein Raubnest aus ihr geworden war; sie wurde auf Befehl des Kurfürsten Clemens mit Gewalt erstürmt, theilweise unterminirt und in die Luft gesprengt. Von ihrer Stärke und Festigkeit zeugen die stattlichen Ruinen.

gez. v. Holbein. gest. v. A. Schätzig.

DER LANDTAG ZU USEDOM.

169.

Konrad von Thüringen, Hochmeister des deutschen Ordens.

Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts herrschte in Thüringen Landgraf Konrad, dessen älterer Bruder Ludwig der Gemahl der heiligen Elisabeth war. Er verehrte die Kirche, war fromm bis zur Schwärmerei und begünstigte die geistlichen Stiftungen; dabei aber auch unerbittlich streng gegen die Geistlichen, die von Stolz, Anmaßung oder Habsucht geleitet, ihren Beruf schändeten, das Volk bedrückten und das Recht verletzten.

Nun ereignete es sich, daß der Erzbischof Siegfried von Mainz, ein kühner und herrschsüchtiger Prälat, die geistlichen Stiftungen seines Sprengels mit einer starken Abgabe belegte, um von dem Ertrage die Schulden seines Vorgängers in Rom zu bezahlen. Er verlangte die Abgabe auch von dem Kloster Reinhardsbrunn, welches von den Vorfahren des Landgrafen Konrad von aller Steuerleistung befreit worden war. Als der Abt die Steuer verweigerte, that ihn der Erzbischof in den Bann und drohte ihm mit Entsetzung vom Amte, wenn er sich nicht der Strafe unterwürfe: drei Tage hindurch in des Erzbischofs Gegenwart auf bloßen Rücken mit Ruthen gepeitscht zu werden und dann die Abgabe zu bezahlen. Der Abt unterwarf sich der Strafe und zwei Tage lang war dieselbe bereits an ihm vollzogen. Da kam am dritten Tage von ungefähr der Landgraf Konrad nach Erfurt, und beschloß, in der Kirche des dortigen Marienstifts die Frühmesse zu hören. Da bot sich ihm ein seltsames Schauspiel: er sah den Abt in der Kirchenhalle entkleidet vor dem Erzbischofe stehen, und neben ihm die geistlichen Züchtiger mit den Ruthen in den Händen. Konrad hatte kaum vernommen, um was es sich handle, als er zornentflammt auf den Erzbischof losfuhr und ihn zur Erde riß. Er wollte ihn durchbohren, aber dieses wurde glücklicher Weise verhindert.

In Folge dieses Ereignisses entstand zwischen dem Erzbischof und dem Landgrafen bittere Fehde. In dieser zog Konrad (1232) eines Tages auch vor Fritzlar, brannte die Vorstädte nieder und verheerte die Gegend mit Feuer und Schwert. Die Stadt selbst vertheidigte sich tapfer, und eben wollte der Landgraf wieder abziehen, als die Frauen von den Mauern herab ihn schnöde verhöhnten und dadurch seinen Zorn von neuem erregten. Noch einmal ließ er angreifen; die ergrimmten Krieger erstürmten die Mauern und ein furchtbares Gericht vergalt den Hohn. Weder Göttliches noch Menschliches wurde geschont: während Alles umher in Flammen stand, und hier und da Frauen und Kinder verbrannten, erbrach ein Ritter von Treffurt Kirchen und Klöster, raubte die Heiligthümer und Kirchenschätze, schändete die Reliquien, vernichtete die Bücher und kirchlichen Gewande und mißhandelte die Geistlichen ohne Schonung und Erbarmen. In diesem Greuel ging die ganze Stadt in Flammen auf und ein großer Theil der Einwohner kam auf die schrecklichste Weise um das Leben.

Konrad hatte sich nach dieser That mit seinen Fehdegenossen Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Grüningen auf seine Burg Tenneberg bei Gotha zurückgezogen. Da sah er eines Tages auf dem Burghofe ein leichtfertiges Weib, dessen Aeußeres aber vom tiefsten Elende zeugte. Er trat zu ihr, ergoß sich in bittere Worte und warf ihr ihr lüderliches Leben in harten Worten vor. Sie brach in Thränen aus und erwiederte, wie sie ihre Vergehungen tief bereue; aber nur Jammer und Noth hätten sie dahin geführt.

Das reuige Bekenntniß griff tief in die Seele des Fürsten. Er sorgte für den Unterhalt der Frau mit der Bedingung, daß ihr Lebenswandel ein besserer werde. Aber der Gedanke an die Büßende verließ ihn nicht; in die stillen Gemächer der Burg zurückgekehrt, überblickte er, sich selbst prüfend, sein vergangenes Leben und seine Thaten, und das Greuelbild von Fritzlar trat mahnend vor seine Seele. Kein Schlaf kam in die Augen des Landgrafen; indem er Vergleichungen zwischen sich und der unglücklichen Frau anstellte, fiel das Resultat zu seinem Nachtheile aus, und er sah sich, mitten in der Fülle seiner Reichthümer, weit schwerer belastet als jene Elende. Da offenbarte Konrad seinen Kummer den beiden Freunden Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Grüningen, und siehe, auch in dem Herzen

Dieser erwachte die Reue. Gemeinschaftlich beschlossen sie nun zur Büßung ihrer Sünden eine fromme Wallfahrt, gingen barfuß zur Kirche des heiligen Nikolaus nach Gladbach in Hessen und flehten hier, am Altar knieend, um Vergebung ihrer Sünden. Da ertheilte ihnen der Beichtiger den Rath, als Brüder des deutschen Ordens im Kampfe für die Kirche und als Pfleger unglücklicher Leidenden und armen Kranken die jugendliche Sünde zu büßen.

Inzwischen war auch der rachsüchtige Erzbischof von Mainz bemüht gewesen, in Rom die Handlungen des Landgrafen im schwärzesten Lichte darzustellen, und bald sprach der heilige Vater den Bann über den Letztern aus. Von neuem tief erschüttert, und mit zerrissenem Herzen wanderte Konrad nach Fritzlar, um da, wo er sich mit der Schuld beladen, sich auch mit Gott und Welt zu versöhnen. Unbedeckten Hauptes, barfuß, eine Bußruthe in der Hand, bat er vor den Kirchthüren die unglücklichen, tief gekränkten Bewohner der Stadt knieend um Verzeihung und Vergebung seiner schweren Schuld. Tagelang flehte er die Vorübergehenden um Züchtigung zur Buße: die Bürger von Fritzlar fühlten Mitleid mit dem unglücklichen Fürsten und enthielten sich der Rache. Nur ein Weib gab ihm einige Streiche. So versöhnt mit den Hartbeschädigten und ihnen Vergütung der gehabten Einbuße verheißend, wanderte Konrad im Jahre 1233 nach Rom, wo der Papst ihm die Pflicht auflegte, durch Pflege der Armen, durch Versöhnung mit dem Erzbischof von Mainz und mit allen seinen Feinden, durch den Eintritt in den deutschen Orden, durch Beschenkung der geplünderten Kirchen und durch den Aufbau eines Klosters vor Fritzlar seiner Reue ein Denkmal zu stiften und dem Himmel genug zu thun. Der Landgraf verhieß dies Alles zu erfüllen und speisete schon in Rom täglich mit eigener Hand vier und zwanzig Arme.

Nach der Rückkehr ins Vaterland schloß Konrad Friede mit dem Erzbischof von Mainz, that in Fritzlar nochmals Buße, beschenkte die Kirchen, erbaute ein neues Münster und trat hierauf (im Jahre 1234) mit Hartmann von Heldrungen, Dieterich von Grüningen und vier und zwanzig anderen Rittern im Hospitale zu Marburg in den deutschen Orden, dem er gleichzeitig reiche Gaben und Geschenke machte. Hermann von Salza, wenn er nach Deutschland kam, war gern in Konrads Gesellschaft; nicht minder stand dieser bei dem Kaiser Friedrich in Gunst, und auch

der Papst war mit ihm versöhnt. Ein Beweis, daß Konrad zu den edelsten und besten Gliedern des Ordens gehörte.

Als nun Hermann von Salza im Jahre 1239 gestorben war (S. 14), fanden die zur Wahl eines neuen Meisters versammelten Ordensgebietiger keinen würdigerern Nachfolger, als den einstigen Landgrafen Konrad, und einstimmig wurde ihm das Meisteramt zugesprochen. Gleichzeitig fiel die Wahl eines neuen Landmeisters für Preußen auf den Ordensritter Heinrich von Wida; in Liefland behielt Dieterich von Grüningen die Verwaltung.

In Preußen hatte unterdessen der Ordensmarschall Dietrich von Bernheim die Belagerung von Balga unternommen und diese Veste erobert (B. II. S. 115). Ein großer Fortschritt des Ordens war damit geschehen. Ein anderer Gewinn lag darin, daß der Orden das Gebiet von Löbau, auf welches die Herzoge von Masovien Ansprüche machten, für immer in Besitz nahm. Dies geschah bei der Ankunft des neuen Landmeisters Heinrich von Wida. Und wenn auch um diese Zeit der Papst dem Orden, um seiner Anhänglichkeit an den Kaiser willen, abhold wurde, so stieg derselbe um desto höher in der Gunst der deutschen Fürsten. Otto, Herzog von Braunschweig, zog ihm zu Hülfe und rettete die Besatzung von Balga gegen die Angriffe der Preußen. Ein ganzes Jahr hielt er sich hier auf und brach, vereint mit dem Kriegsvolke des Ordens, bald in Warmien, bald in Natangen, bald ins tiefere Barterland ein. Aus allen diesen Gebieten waren die besten Hauptleute und Krieger in den Kämpfen vor Balga gefallen; unfähig, Widerstand zu leisten, ergaben sich diese Völker in ihr Schicksal, gelobten dem Orden Gehorsam und Annahme des Christenthums, stellten Geißeln zur Versicherung ihrer Treue und erhielten vom Herzoge Otto die Zusage, daß ihre Freiheit nicht unterdrückt, ihr Landbesitz ihnen gelassen und nur ein jährlicher Zins an den Orden entrichtet werden solle.

Die erworbenen Landschaften zu sichern, war des Ordens nächste Sorge. So entstanden die Burgen Kreuzburg, Bartenstein, Schippenbeil und Rössel. Von hier aus dachte der Orden an die Eroberung Galindiens, der nächsten preußischen Landschaft, die sich ihm darbot. Das Ordensheer brach in das Gebiet Galindiens und drang fast ohne Widerstand bis tief in das Innere ein. Es gelang den Rittern sogar, die Bewohner zur Gründung einer Stadt zu vereinigen, welche, wie man vermuthet, Neidenburg gewesen seyn soll.

Auch in das Innere von Warmien drangen die Ordensritter ein und errichteten hier die beiden Burgen Hellsberg und Braunsberg — Alles in Folge der wichtigen Siege bei Balga. Herzog Otto von Braunschweig war inzwischen in seine Heimath zurückgezogen, nachdem er die Ordensritter mit allen Bedürfnissen versehen hatte, die er ihnen gewähren konnte. Auf ein ganzes Jahr hinterließ er ihnen Lebensmittel; auch schenkte er ihnen Waffen, Pferde, und was er sonst zur Kriegführung mitgebracht, ferner Jagdzeug, Jagdhunde und Federspiele. Er ließ ihnen zwei Jäger, und wer sonst von seinem Gefolge im Lande zurückbleiben wollte, blieb und wurde vom Orden gern aufgenommen. Viele, die dem Heere des Herzogs mit Weib und Kind schon in der Absicht nachgezogen waren, um Niederlassungen zu suchen, blieben ebenfalls im Lande und wurden, als getreue Unterthanen des Ordens, mit Gütern, Vorrechten und Freiheiten begabt.

Es konnte nicht fehlen, daß die bezwungenen Preußen, nachdem der Friede wiederhergestellt und die erste Bestürzung vorüber war, ernster über das Geschehene nachdachten, daß sie die deutschen Einzöglinge mit feindlichem Auge betrachteten, daß ihr eigenes Loos ihnen in jeder Weise schrecklich und unerträglich schien. Der Orden vernachlässigte die Eingeborenen zwar in keiner Weise, er beschenkte sie, so bald sie bekehrt, gleich den Deutschen mit Gut und Eigenthum, mit Vorrechten und Begünstigungen; die Ritter zogen die Edlen des Landes an sich und suchten sie zu gewinnen; Priester und Mönche sorgten für die Bildung und Belehrung des Volks; man bemühte sich, den Ackerbau und damit auch den Wohlstand des Landes zu befriedigen. Aber die Freiheit war verloren und die Gegenwart gewährte keinen Ersatz für die Vergangenheit. Das Gefühl, mehr oder minder nur Sklave des freien geachteten Deutschen zu seyn und in bürgerlicher wie in moralischer Beziehung unter ihm zu stehen, wurmte die Preußen und ging in Erbitterung über, die sich nach Gelegenheit umsah, die Schmach des heimischen Herdes zu rächen.

Nun begann im Jahre 1241 die verheerende Ueberschwemmung Polens durch die Mongolen (Bd. II. S. 124); der Orden mußte, um die Grenzen zu sichern, den größten Theil seiner Streitmacht aus den eben erst eroberten nördlichen Provinzen zurückziehen, und die Liebe zur alten Freiheit drohte demnach hier mit den gefährlichsten Excessen. Zwar bemühten sich die Ordensritter auch jetzt, die Vornehmeren und Angesehenen unter dem

bezwungenen Volke auf jede mögliche Weise, durch Gastgelage, durch Begünstigungen u. s. w. zu gewinnen und an sich zu ziehen und solchergestalt auch auf das Volk zu wirken: wenn dies aber auch an einzelnen Orten gelang, so blieb die Gesammtheit des Volks doch in der alten Stimmung. Oft geschah es, daß die Deutschen bei Bestellung ihrer Aecker überfallen und erschlagen wurden, so daß Mancher diese Arbeit nur bei nächtlicher Weile vorzunehmen wagte. Waren die Felder aber auch wirklich bebaut, so plünderten oder vernichteten die Preußen die Ernte. Die Folge war, daß die Einwanderer, wie die Ordensritter, Mangel an Nahrungsmitteln und Bekleidungsgegenständen litten und daß, um jene Ausschweifungen zu verhindern, größere Strenge angewendet wurde. Daraus aber erzeugte sich bei den Preußen ein noch bittererer Haß, und ihr Widerwille gegen das aufgedrungene Joch brach bei jeder Gelegenheit hervor.

In dieser Zeit geschah es, daß eine Verbindung der unterjochten Preußen mit dem Herzoge Suantepolk von Pommern stattfand, der, eifersüchtig über die täglich wachsende Macht des Ordens schon früher zu dessen Nachtheil gehandelt hatte (S. 14). Eine Gesandtschaft der Preußen an ihn gab den Vorwand, zuerst als Vermittler aufzutreten. Er sandte demgemäß an den Landmeister Heinrich von Wida eine Botschaft, bat, unter Darlegung der Beschwerden der bedrückten Preußen um Abstellung und mildere Behandlung, deutete auch wohl auf die ausdrückliche Verordnung des Papstes hin, daß die Neubekehrten nicht beknechtet, unterdrückt oder mit hohen Anforderungen belastet, sondern mit Milde und Liebe behandelt werden sollten. Als der Landmeister aber die Sache mit Kälte aufnahm und die Verwendung ohne Erfolg blieb, soll der Herzog sich selbst zu ihm begeben und ihm Vorstellungen gemacht haben, die aber der Landmeister, die Absichten Suantepolks durchschauend, zurückwies.

Bekannt mit der damaligen üblen Stimmung des päpstlichen Hofes gegen den Orden, beredete jetzt der Herzog die Preußen zu einer Gesandtschaft nach Rom, um ihre Klagen dem Papste selbst vorzutragen; er seinerseits sendete ebenfalls einen Bevollmächtigten dahin ab. Die üblen Insinuationen zu vermeiden, benachrichtigte Heinrich von Wida ohne Zweifel sofort dem Hochmeister von dem Vorgegangenen und dieser begab sich (im Sommer 1241) selbst nach Rom, um die Sache seines Ordens sowohl in Bezug auf jene Anklage, als wegen gewisser Prä-

tensionen, die der Johanniter-Orden gegen denselben gemacht hatte, zu führen. Die Aufregung, welche damals zwischen Kaiser und Papst stattfand, hinderte indessen die rasche Entscheidung des Streits; dazu kam, daß der Hochmeister bald nach seiner Ankunft in eine schwere Krankheit verfiel, und an dieser bereits am 24. Juli 1241 verstarb. Der ehrwürdige Abt von Haina empfing seine letzte Beichte: er sprach die Bitte aus, daß er in der von ihm so herrlich begonnenen Elisabethkirche zu Marburg, wo schon die Gebeine der heiligen Elisabeth ruhten, beigesetzt werden möge. Dies geschah, und ein schönes Grabmal, den Hochmeister in Lebensgröße vorstellend, mit der Linken das gefaltete Gewand haltend, auf dem Mantel das schwarze Ordens-Kreuz — bewahrt dort sein Andenken bis auf diesen Tag.

170.

Bischof Christian.

(B. II. S. 109.)

Christian, der Mönch von Oliva und nachherige erste Bischof von Preußen, war es, der die Idee anregte und mit Hülfe des Herzogs Konrad von Masovien ausführte, den deutschen Orden ins Preußenland zu ziehen. Seine Absicht war anfänglich ohne Zweifel ziemlich rein und im Interesse des Evangelii gefaßt; das Werk aber gestaltete sich unter seinen Händen anders, als er erwartet. Vom Papste zum ersten Bischofe von Preußen ernannt, wollte Christian hier eine geistliche Hierarchie errichten, deren bloßes Werkzeug der Orden gewesen wäre: die Männer des Ordens aber waren zu kräftig, ihre Einsichten zu gesund, als daß sie ihr Blut um solche Zwecke hätten vergießen sollen. So wuchs der Orden dem Bischofe über den Kopf, und es entstanden jene Verdrießlichkeiten, die den ehrenwerthen Mann bis ins Grab verfolgten — Verdrießlichkeiten, die leider in seiner Persönlichkeit lagen und aus seinen Zwecken hervorgingen.

Wir haben gesehen, wie die Zwietracht zwischen dem Bischof und dem Orden sich bereits unter Hermann Balk entwickelte (S. 3); bei Lebzeiten dieses wackern Landmarschalls wollte es je-

doch dem Bischof nicht gelingen, etwas gegen den Orden durchzuführen. Erst nach dem Tode desselben, und nachdem auch der große Hermann Salza vom Schauplatz abgetreten war, glaubte er eine günstige Gelegenheit zu finden, um mit schwerer Anklage gegen die deutschen Ordens-Ritter in Preußen hervorzutreten. Er beschuldigte dieselben nicht nur des Undanks, weil sie sich um seine Befreiung aus der Gefangenschaft der Preußen (S. 7) gar nicht bekümmert, sondern auch des Eidbruchs, indem sie, zum Nachtheil der Kirche, aus eigennützigen Absichten die Ausbreitung des Christenthums selbst zu verhindern suchten. Es ist jedoch nicht bekannt, daß diese Anklage irgend einen bedeutenden Erfolg gehabt habe. Wie rein oder unrein die derselben zum Grunde liegende Absicht gewesen, kann füglich unerörtert bleiben: genug, daß die Art und Weise, wie diese Klage angebracht wurde, dem Bischofe nicht zur Ehre gereicht.

Christian tritt seitdem wieder in den Hintergrund und erst am Ende seiner Tage erscheint er noch einmal, und zwar abermals nicht zu seiner Ehre.

Siegreich waren die Ritter aus dem bedenklichen Kampfe mit Herzog Suantepolk hervorgegangen, und Papst Innocenz IV., ein Gönner des Ordens, übertrug seinem Legaten Wilhelm von Modena, der alle Verhältnisse des Landes kannte, die kirchliche Eintheilung und Gestaltung Preußens. Christian, der sich mit Stolz den ersten Bischof von Preußen genannt, sah sich dadurch aufs neue gekränkt. Der päpstliche Legat erstattete Bericht über die mancherlei Eingriffe und Anmaßungen, die Christian sich erlaubte und ein Mandat an diesen, das ihn ernstlich zum Gehorsam verwies, war die Folge davon. Gleichzeitig wurde ihm eröffnet, in welcher Weise die kirchliche Gestaltung Preußens beschlossen sey: wie es in vier Bisthümer getheilt werden und wie deren eines das Bisthum Kulm seyn solle. Von jedem Bisthum sollten zwei Theile dem Orden für seine Gefahren, Mühen und Lasten mit allem Einkommen und Gewinn, der dritte Theil aber dem Bischofe mit aller Gerichtsbarkeit und allen Rechten zufallen, doch dergestalt, daß auch in den zwei Landestheilen des Ordens alle die Rechte dem Bischof zukommen sollten, die nur durch einen Bischof ausgeübt werden könnten. Dem Bischofe Christian wurde freigestellt, sich eines der Bisthümer auszuwählen, zugleich aber geboten, sich mit einem Drittheile der Diöcese zu begnügen und von den zu diesem Theile der Diöcese gehörigen Landen und

Rechten ohne ausdrückliche Erlaubniß des päpstlichen Stuhls nichts zu verlehnen, zu entfremden oder zu vergeben. Jede Disposition dieser Art, die etwa schon vorgenommen seyn möchte, erklärte der Papst für nichtig und ungültig.

Dieses harte Mandat, verbunden mit einer Zurechtweisung, die er durch den Prior des Prediger=Ordens in Magdeburg auf päpstlichen Befehl erhielt, brachen dem Bischofe Christian das Herz. Wie sehr auch sein persönlicher Karakter Tadel verdienen mochte: immer sah es aus, als habe er Undank erlitten, für alles das, was das Land und die christliche Lehre ihm verdankte. Vom Grame niedergedrückt, starb er, wie vermuthet wird, im Jahre 1243.

171.

Zartowitz.

Auf einer kegelförmigen Anhöhe am Weichselstrom, eine Meile nordwärts von Schwetz, bei dem heutigen Dorfe Sartowitz, lag vor alten Zeiten die Burg Zartowitz. Südlich durch eine tiefe Bergschlucht isolirt, im Osten unter dem schroffen Abhange der Weichselstrom, nach Norden hin durch ein tiefes Weichselthal abgeschieden und im Westen (damals) durch einen breiten Graben und ein weites und tiefes Thal gesichert, beherrschte die Burg den Weichselstrom und galt für die stärkste und sicherste Veste des Herzogs Suantepolk von Pommern. — Jetzt ist von ihr keine Spur mehr vorhanden: das Blut, welches hier vergossen wurde, ist verraucht und vergessen. An der Stelle der Burg steht eine kleine katholische Kapelle, und neben ihr ein Bild der heiligen Barbara, deren Haupt, in einem Kriege mit Sachsen erbeutet, einst in der Burg verwahrt wurde und dieser einen ausgezeichneten Ruf und Glanz verlieh.

Von hier aus eröffnete Suantepolk jenen wüthenden Vertheidigungskrieg, den er, erst in heimlicher, dann in offener Gemeinschaft mit den Preußen, gegen den deutschen Orden führte. Von Zartowitz aus schnitt er den Ordensrittern die Nahrungsmittel ab, die sie in den nördlich gelegenen Burgen bedurften.

Zartowitz wiederum war, in dem Vertheidigungskriege des Ordens, der erste Punkt, welchen die Ritter angriffen.

Auf der Burg Kulm eingeschlossen, hatte der alte tapfere Ordens-Marschall Dietrich von Bernheim erkundet, daß die Burg Zartowitz nur schwach besetzt sey. Er beschloß, sie zu erstürmen und hoffte, daß der Herzog dadurch aus dem Gebiete des Ordens hinweggezogen und sich genöthigt sehen werde, zur Vertheidigung seines eigenen Landes über die Weichsel zurückzueilen.

Das Unternehmen war eben so kühn, als schwierig auszuführen; Dietrich aber ersah dazu eine günstige Zeit. In der Winternacht des 3. Dezembers 1242, am Vorabende des Gedächtnißfestes der heiligen Barbara, zog er in aller Stille aus seiner Burg; nur vier Ordensbrüder und 24 Reisige begleiteten ihn. Auf bereit stehenden Kähnen über die Weichsel setzend und die um Zartowitz liegenden Bergschluchten ersteigend, gelangte der Marschall an die Mauern der Burg, deren Besatzung in tiefem Schlafe lag, und ließ die Sturmleiter anlegen. Erst, als die Mauer erstiegen war, verbreitete sich in der Burg das Geschrei, der Feind sey eingebrochen. Die Besatzung, aus 50 tapfern Kriegern bestehend, stürzte zu den Waffen und stellte sich zum Kampf. Je kleiner die Zahl der Streiter auf beiden Seiten war, mit desto mehr Hartnäckigkeit wurde gefochten: bald schien der eine, bald der andere Theil zu erliegen. Erst nach mehreren Stunden, und mit Anbruch des Tages erklärte sich der Sieg für den Marschall und sein kleines Häuflein. Fast die ganze Mannschaft der Burg lag erschlagen und nur wenige retteten sich durch die Flucht. Eine Menge Frauen wurden gefangen und gefesselt, die Räume der Burg geplündert und die beträchtlichen Schätze, welche der Herzog hier verwahrt, weggenommen. Das Kostbarste — das Haupt der heiligen Barbara — fanden die Ritter in einem Gewölbe, im Schrein in einer silbernen Büchse. Auf den Knieen dankten die Krieger Gott, daß er sie des Glückes gewürdigt, dieses Heiligthum zu finden: es schien ihnen die herrlichste Belohnung der kühnen That, die erfreulichste Vorbedeutung für die Zukunft.

Der überglückliche Dietrich ordnete Alles zur sichern Bewachung und Bemannung der Burg, indem er die Tüchtigsten aus seinem Häuflein dort ließ. Mit den Uebrigen trat er die Rückkehr nach Kulm an. In die Nähe dieser Stadt kommend, zogen ihm die Geistlichkeit und das Volk in Prozession entgegen

und empfingen das Heiligthum knieend, unter Gesang, Musik und Glockenklang. Nachdem in der Kirche große Messe gehalten worden, brachte man es zur Sicherheit in die Burg. Länger, als zwei Jahrhunderte haben die Mauern von Kulm das Heiligthum verwahrt. Die zahlreichen Wunder, die es gethan, sicherten ihm die dauernde Verehrung des Volks, die sich später zugleich auf den Orden, und namentlich auf den Helden erstreckte, durch dessen Kühnheit das heilige Haupt dem Preußenlande gewonnen wurde. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde das Heiligthum nach Marienburg verpflanzt. Suantepolk seiner Seits erfuhr die Kunde von dem Vorgegangenen mit nicht geringem Zorn, und beschloß, Zartowitz um jeden Preis wieder zu gewinnen. Zu diesem Ende vereinigte er ein zahlreiches Heer von Preußen aus allen Landschaften unter seinem Banner, zog damit vor die Burg und stürmte sie (26. Decbr. 1242). Er hatte jedoch den Muth der Besatzung, die um zweihundert tüchtige Kriegsleute verstärkt worden war, zu gering angeschlagen: der erste Angriff blieb völlig fruchtlos, eben so der zweite, dritte u. s. w. An sieben Wochen lang waren die Belagerungswerkzeuge abwechselnd in Bewegung und immer ohne Erfolg. Der Ordensritter Konrad von Reineck leitete die Vertheidigung. Die Geduld des Herzogs ermüdete, er ließ einen Theil seines Heeres vor der Burg zurück und zog mit dem andern über den gefrornen Weichselstrom zu Raub und Plünderung wieder hinüber ins Kulmerland (Februar 1243).

Mittlerweile hatte der greise Marschall Dietrich von Bernheim einige Hülfstruppen von dem Herzoge Kasimir von Kujavien erhalten, der, von Suantepolk beeinträchtigt und beleidigt, diese Gelegenheit zur Rache gern ergriff. Dietrich brach auf, ereilte Suantepolks plündernde Haufen, und neunhundert Kriegsleute aus ihnen wurden nach heftigem Kampfe erschlagen. Die Uebrigen entflohen; auch Suantepolk ergriff, von Wenigen begleitet, die Flucht und rettete sich über die Weichsel in das Lager von Zartowitz. Die ganze im Kulmerlande gemachte Beute und außerdem vierhundert Pferde des feindlichen Heeres fielen den Ordensrittern in die Hände. Mehr noch aber hatte der Orden in moralischer Hinsicht gewonnen. Der alte Muth, die alte Zuversicht auf den Sieg im Streite für das Evangelium war wieder erwacht und damit die Kühnheit des Gedankens und der That; Herzog Suantepolk und sein Heer dagegen hatten Vertrauen und

Muth verloren. Der greise Dietrich, gleichsam von jugendlichem Feuer belebt, dachte schon nicht mehr auf die Abwehr des Feindes; er beschloß ihn in seinen eigenen Landen anzugreifen.

Zunächst zog der Marschall gegen Zartowitz, in der Absicht, das Lager des Herzogs anzugreifen, und gleichzeitig auch von der Burg aus angreifen zu lassen. Dazu ließ es indessen der Herzog nicht kommen: zaghaft wich er dem Kampfe aus und gab das ganze Lager dem Feinde preis. Der vorsichtige Ordens-Marschall, ihm nicht ganz trauend, begnügte sich, das verlassene Lager zu verbrennen, sorgte für stärkere Befestigung und Bemannung der Burg und zog wieder nach Kulm zurück, von hier aus seine weiteren Unternehmungen zu beginnen.

172.

Rondsen.

Rondsen, ein Dorf an der Weichsel und am See Rondsen (einst Rensen), bewahrt die alterthümliche Erinnerung an die Schlacht, welche im Jahre 1244 bei diesem See geliefert wurde.

Weit ausgedehnt in einem Wiesengrunde, den im Westen der hohe Uferrand des Weichselstromes begrenzt, liegt der See, in seiner Wassermasse durch ein Flüßchen genährt, welches von Süden herabfließt. Im Osten des See's, südwärts von dem jetzigen Dorfe Rondsen, steigt aus der Ebene eine Anhöhe empor, welche, einzig in der Umgegend, früher vielleicht weit beträchtlicher gewesen seyn mag, da sie jetzt als Ackerland bepflügt wird und von Jahr zu Jahr noch immer mehr an ihrer Höhe verliert. Südwärts von ihr breitet sich ein weiter Wiesengrund aus, der westlich hin an dem See endigt, noch jetzt fast überall morastiges Bruchland und in alter Zeit von modrigem, faulem Wasser tief durchfressen. Weiter hinauf gen Süden zieht sich in einer großen Ebene festes Erdreich, in der Ferne von einer ziemlich hohen Bergkette begrenzt, die sich von Osten her gegen die Weichsel ausdehnt.

Auf dieser festen Ebene hatte Herzog Suantepolk auf seinem Verwüstungszuge durch das Gebiet des deutschen Ordens, von Kulm kommend, sich gelagert, um seinen Kriegern einige Erholung zu gönnen. Die Stellung war ungünstig, und da man dies in Kulm erfuhr, beschlossen sofort der alte Marschall Dietrich von Bernheim und Berlewin, der seit Kurzem sein Nachfolger im Marschallamte geworden war, den Herzog anzugreifen. Der Sieg war nach der Ansicht Aller nicht zu verlieren.

Eiligst war das Aufgebot zum Kampfe auch an die Kriegsleute in Thorn erlassen worden. Die Ankunft derselben aber wurde nicht erwartet, aus Furcht, die gelegene Stunde möchte vorübergehen. In der Nacht brach Berlewin mit seinen Ordensrittern und vierhundert Mann aus Kulm auf; der alte graue Dietrich von Bernheim wollte nicht zurückbleiben. Als sie jene südliche Bergreihe überstiegen hatten und dem Lager des Feindes schon ziemlich nahe waren, hielt man einen Rath, wie der Angriff am glücklichsten geschehen könne. Der graue erfahrene Dietrich und die ältern Ordensritter hielten dafür, man müsse vorerst sich still verhalten und die Mannschaft aus Thorn erwarten, hierauf das feindliche Heer, sobald es aufbreche, bis zur Hälfte über das Bruchland hindurch ziehen lassen und den zurückgebliebenen Theil schnell überfallen; er werde besiegt und meist erschlagen seyn, bevor der andere, schon über das Gebrüch hindurch gezogene Haufe ihm zu Hülfe eilen könne. Unglücklicher Weise hörte man nicht auf diesen Rath: der Ordensmarschall Berlewin hielt es für besser, den andern Theil zuerst anzugreifen, weil dieser, durch den Zug im morastigen Bruchlande ermüdet, am leichtesten besiegt werden könne. Diese Ansicht ging durch, die Ordensritter brachen auf, zogen am Rudnicker See vorüber und kamen solcher Weise dem Feinde ins Angesicht. Muthig stürzten sie sich am Morgen plötzlich auf den Theil des feindlichen Heeres, der eben das Gebrüch verlassen hatte, warfen ihn in die Flucht, verfolgten ihn und erschlugen eine große Zahl; andere wurden in den nahen Wald getrieben und dort größtentheils vernichtet.

Schon träumte man vom Siege, hatte aber dabei nicht an diejenigen gedacht, die beim Angriffe noch jenseits des Bruchlandes standen. Indem die Krieger des Ordens sich schon theilweise zerstreut, traf der Ordens-Marschall auf jener Anhöhe neben dem Gebrüche plötzlich auf eine Schaar von viertausend kampffertigen Preußen. Sobald diese den Marschall mit der Heerfahne, von

nur drei und zwanzig Kriegsmännern begleitet, erblickten, umringten sie ihn und erschlugen ihn mit all den Seinen. Eiligst wandten sie sich dann auch gegen die übrige Mannschaft, welche, zerstreut und ermüdet, keinen Widerstand mehr leisten konnte: sie wurde aufgerieben, auch der tapfere Dietrich von Bernheim erschlagen, und nicht mehr als zehn von der ganzen Schaar retteten sich durch die Flucht in den nahen Wald.

Jetzt erst erschienen die Ordensritter aus Thorn mit zweihundert Kriegsleuten; pünktlich zu der Stunde, die der Ordens-Marschall ihnen vorgeschrieben hatte. Bei ihrer Annäherung ein wildes Schlachtgeschrei vernehmend, eilten sie, die Ihrigen zu unterstützen. Als sie aber deren Keinen mehr fanden, vielmehr Alle erschlagen erblickten, erfaßte sie der Schrecken vor dem Schicksale der Besiegten und sie ergriffen die Flucht, auf welcher jedoch noch der größte Theil eingeholt und niedergemacht wurde.

Herzog Suantepolk jubelte über diesen Sieg und sein ganzer Uebermuth erwachte von Neuem. Den errungenen Vortheil eiligst zu verfolgen, zog er abermals vor Kulm, das seiner besten Streiter beraubt war. Doch nicht neue Lorbeern, sondern nur Schmach wurden ihm hier zu Theil.

173.

K u l m.

Kulm war eine der ersten Städte, die von den Rittern des deutschen Ordens im Lande Preußen gegründet wurden. Sie fanden hier bereits eine Burg und stellten sie wieder her, nachdem dieselbe bei der Eroberung des Landes zertrümmert worden war. Um unter den deutschen Ansiedlern dieser Gegend einen Rechtszustand zu begründen und das Eigenthum zu sichern, ertheilte der Landmeister Hermann Balk (1232) die berühmte kulmische Handfeste, die später zu einer Quelle des in Preußen geltenden Rechts wurde. Anfangs nur für die Städte Thorn und Kulm ertheilt, erhielt sie später auch in den meisten übrigen preußischen Städten und auf dem Lande Geltung. Sie verlieh den Bürgern das Recht, aus ihrer Mitte ihre Richter und obrig-

keitlichen Personen zu wählen. Der Orden entsagte dem Vorrechte, Grundstücke in den Städten anzukaufen. Die Bürger waren von allem Kriegsdienste außerhalb der Grenzen ihrer Provinz befreit. Alle Bestimmungen der Handfeste waren auf deutsche Art und Sitte gegründet und zeigten von einem Geiste der Gerechtigkeit und Milde, der viel dazu beitrug, die Herrschaft des Ordens ausbreiten zu helfen.

Kulm wurde gleich anfangs ein Schauplatz vielen Blutvergießens. Von hier aus begann der alte Marschall Dietrich von Bernheim seine Unternehmungen gegen den Herzog Suantepolk von Pommern (S. 105.) und zwang ihn später zum Frieden, wobei der Herzog seinen eigenen Sohn Mestwin und viele Edlen als Geißeln stellte. Eben dieser Friede aber wurde bald nachher gebrochen und Suantepolk erschien, nachdem er das Land ringsum verwüstet, mit einem Haufen räuberischen Volks vor Kulm. Hier trieb er erst einen ganzen Tag sein Spiel mit Muthwillen und übermüthiger Neckerei im Angesichte der Burgbesatzung, um dadurch die schwache Mannschaft zum Kampfe ins offene Feld zu locken. Als dies mißglückte, zog er gegen Abend hinweg, die Weichsel abwärts auf dem Wege nach Graudenz hin und schlug, um dem ermüdeten Kriegsvolke einige Ruhe zu gönnen, bei dem See Rensen sein Feldlager auf, in Willens, am folgenden Morgen mit frischer Kraft ein beschwerliches Gebrüch zu überschreiten, das ihm gegen Norden lag. Wie die Ritter von Kulm ihn hier erspähten und angriffen, ist bereits erzählt zugleich mit der großen Niederlage des Ordens (S. 110). Dieser Tag gab der Sache des Herzogs plötzlich eine andere Wendung; schon sah er im Geiste den Orden aus diesen Landen vertrieben. Schnell kehrte er vor die Mauern von Kulm zurück, in der Absicht, diese Hauptstadt des Landes zu erobern und dadurch zugleich seinen Sohn Mestwin und die übrigen Geißeln zu befreien. Die Eroberung schien ihm nicht schwierig: die Stadt war, wie einige Gefangene ihm versicherten, ohne Vertheidiger und wehrlos, und nur noch mit Weibern und Kindern bevölkert.

Bei Kulm anlangend, fand der Herzog die Sachen anders, als er erwartete. Die Mauern waren ringsum mit Vertheidigern besetzt, die mit kräftigem Muthe die Stürmenden abhielten. Es waren die Frauen von Kulm, welche Rüstungen und Kleider ihrer in der Schlacht gefallenen Männer angelegt und sich unter die noch vorhandenen streitbaren Männer gemischt hatten, um,

Männern gleich, die Stadt zu vertheidigen. Da verzweifelte der Herzog an der Eroberung derselben, ließ im Zorne die Gefangenen, von denen er sich getäuscht glaubte, sämmtlich ermorden und griff zu List und Verrath, um seinen Zweck zu erreichen.

Heimlich entsandte er einen Boten in die Stadt und versah ihn mit Briefen an den Schultheißen Reinecke und einige andere vornehmere Bürger, denen er hohe Belohnungen versprach, wenn sie ihm seinen Sohn freistellen würden. Man nahm die Boten mit den Briefen auf, ohne daß Eberhard, der Komthur der Burg, um Erlaubniß gefragt oder auch nur davon benachrichtigt wurde. Da ließ ein betagter Bürger, Johannes Schorn, welcher schwer in der Schlacht verwundet, darniederlag, den Komthur eilig zu sich bitten, ihm ein Geheimniß zu entdecken. „Herr," sprach der alte treue Diener, „seyd gewarnt; es wollen Manche aus unserer Mitte die Stadt und Eure Burg in die Hände des Herzogs liefern. Zwar werde ich schwerlich von meinen Wunden genesen; ich bitte Euch aber, lasset mich in die Burg auf die Wehre bringen, damit ich dort als getreuer Diener des Ordens sterben kann. Aber nochmals: seyd gewarnt und gestattet Keinem den Eingang in Eure Burg, Ihr wäret denn stärker als die, welche zu Euch wollen." — Der Komthur kannte den Mann, der lange als Diener auf dem Hause gelebt hatte, und vertraute seinem Worte. Als nun bald darauf der Schultheiß mit mehreren seiner Genossen an das Burgthor kam und vom Wächter Einlaß begehrte, erschien der Komthur, begab sich vor das Thor der Burg und entgegnete dem Schultheiß: „So Ihr selb drei oder vier zu mir kommen wollt, so tretet ein; mehr aber lasse ich jetzt nicht auf das Haus." — „Wir sind es wohl nicht gewohnt," entgegnete der Schultheiß, „daß man die Thore vor uns schließet; denn wir kommen als Freunde; jedoch folgen wir Eurem Willen." So trat er mit Wenigen in die Burg und bat den Komthur mit gewandter Rede und mit Klagen über den Verlust der Bürger im Kampfe am Rensen-See, um Hülfe und Rath zur Vertheidigung der Stadt gegen den außenliegenden Feind. — „Auch wir möchten die Gefallenen beklagen," sprach der Komthur, „wenn wir sie dadurch ins Leben zurückrufen könnten. Gottes Wille hat über sie geboten. Ihr aber, Herr Schultheiß, solltet Eure Ehre bedenken vor Welt und Nachwelt. Ihr habt Suantepolks Botschaft und Briefe aufgenommen ohne unser Wissen. Wir kennen Euer Vorhaben und Eure Gesinnung." — „Verzeihet, Herr,"

entgegnete der Schultheiß bestürzt, „das Volk ist sehr betrübt; gebt uns Rath!“ — Der Komthur hieß sie am folgenden Tage wiederkommen, wo sie seine Meinung vernehmen würden.

Eberhard berieth sich nun mit seinen Ordensbrüdern und sie kamen, mißtrauisch gegen die Treue der Bürger, darin überein, Suantepolks Sohn in folgender Nacht heimlich nach Zartowitz zu bringen, damit Niemand wisse, wo er hingekommen sey. Demgemäß wurde, als die geeignete Stunde erschien, der junge Fürst unter sicherer Bedeckung über die Weichsel gesetzt und dem Hauptmann auf Zartowitz zur Verwahrung übergeben. Als nun am andern Tage der Schultheiß von Kulm wieder in der Burg erschien, gab der Komthur ihm zur Antwort: „Haltet Euch mit Euren Bürgern, wie es ehrbaren und getreuen Leuten geziemt; stellt Euch zur Wehr gegen die Heiden, wie Eure Vorfahren gethan. Neigt Ihr Euch aber zu Herzog Suantepolk, so wisset, daß wir die Ersten sind, die Eure Stadt verderben. Bewahret Eure Mauern, wie wir die Burg bewahren! Bald wird uns Hülfe aus Deutschland kommen, wohin der Landmeister gezogen ist. Herzog Suantepolks Sohn ist übrigens nicht mehr in dieser Burg; wir haben ihn nach einem fremden Orte gebracht, wo weder Ihr, noch wir ihn haben können.“ — Der Schultheiß bat den Komthur, daß er dieß auch dem Herzoge melden und sobald als möglich Frieden schließen möge. Dann ging er in die Stadt zurück und ließ die Mauern mit neuen Vertheidigern besetzen.

Herzog Suantepolk seiner Seits, als er seine List mißglücken sah, auch erfahren hatte, daß sein Sohn sich nicht mehr in Kulm befinde, zog von Kulm hinweg und verheerte und verwüstete von Neuem das umliegende Gebiet, so wie das kujavische Land. Von hier zurückkehrend, dachte er mit seinen Horden bei Kulm über die Weichsel zu gehen. Mit zweitausend Mann an dem Strome gelagert, erwartete er die Fahrzeuge, die, von Thorn herabkommend, ihn nach Pommern übersetzen sollten. Gerade jetzt aber war das allgemeine Elend aufs Höchste gestiegen: das Volk im Kulmerlande raffte sich auf. Edle und Bürger traten in Kulm zusammen, und verlangten von den Ordensrittern, dem Herzoge entgegengeführt zu werden, um ihm den gemachten Raub zu entreißen, und die Gefangenen, ihre Angehörigen, von dem ihnen zu Theil gewordenen grausamen Loose zu befreien. Wohl zauderten die Ritter erst, denn die Mannschaft schien ihnen zu schwach gegen die Macht des Herzogs. Als sie jedoch des Volkes Muth

und Entschlossenheit erkannten, stellten sie sich an die Spitze und gingen dem Feinde getrost entgegen. Die Leute des Herzogs ahnten dies nicht: Viele hatten sich zu Raub und Plünderung ins Land zerstreut, andere sich sorglos der Ruhe hingegeben, als der Herzog sich plötzlich überfallen sah. Eilig raffte er Alle, die um ihn waren, zusammen und ein blutiger Kampf begann. Die gerechte Sache siegte. Die Horden des Herzogs ergriffen die Flucht nach der Weichsel, um sich auf den zum Theil schon angelangten Fahrzeugen zu retten. Aber ein heftiger Sturmwind hatte diese vom Ufer hinweggetrieben und nur dem Herzoge mit einigen Begleitern glückte es, einen Kahn zu erreichen und über den Strom zu setzen. Die übrige Mannschaft wurde vom Feinde theils erschlagen, theils in den Strom gesprengt, wo sie ihren Tod fand.

Unter diesen Umständen hatte das Bisthum, welches im Jahre 1243 in Kulm gestiftet wurde, und dessen erster Vorsteher Bischof Christian (S. 103) seyn sollte, keinen Fortgang haben können. Als Christian starb, war sein getreuer Gehülfe, der in seinen Bemühungen um das Evangelium rastlos thätige Prediger-Mönch Heidenreich zu seinem Nachfolger bestellt worden. Bei dem Antritte seines Amts fand er das Land verheert und entvölkert: in Kulm selbst waren beinahe nur noch Greise, Knechte, Wittwen und Kinder vorhanden, so daß der Bischof die Frauen ermahnen mußte, sich mit ihren Knechten zu verehelichen, um der Stadt neue Vertheidiger und Bürger zu geben.

174.

Marienwerder.

So hieß, zu Ehren der heiligen Jungfrau, eine Burg, welche der deutsche Orden im Jahre 1233 gegen das Volk der Pomesanier anlegte. Besorgt, daß dieses Volk (der tapfere und kampflustige Stamm der Risen oder Resier) die Bauleute nicht lange arbeiten lassen möchte, ließ der vorsichtige Hermann Balk alles zum Aufbau Benöthigte zuvor bei Kulm vorbereiten, fuhr dann, begleitet von dem Burggrafen Burchard von Magdeburg, ohne daß die Pomesanier solches ahnten und die Herbeibringung

der Baumaterialien bemerkten, zu Schiffe die Weichsel abwärts bis zum Werder Quidin (ein Landstrich zwischen der alten Nogat und der Weichsel) in die Gegend der jetzigen Stadt Marienwerder, landete, und errichtete, etwas nördlich hinab, am alten Nogatflusse, ungefähr da, wo jetzt das Schloß Mareese liegt, auf einem etwas erhabenen Orte die Burg, die er, sie der heiligen Jungfrau widmend, Marienwerder benannte; doch dauerte daneben auch der frühere Name Quidin (Quidzin) noch eine Zeit lang fort. In der größten Eile aufgebaut, sollte sie nur zur Abwehr der ersten, nächsten Gefahr dienen, namentlich aber dem Orden den Eingang in das Land eröffnen. Bald nachher erschien der Landmeister, von dem Burggrafen und einer starken Schaar Kriegsvolkes begleitet, von Neuem und versetzte die Burg an den Ort hinüber, wo jetzt Marienwerder liegt. Damals floß die Weichsel vielleicht nahe bei der Stadt; jetzt ist sie beträchtlich davon entfernt. Der deutsche Orden scheint den Boden der Stadt gegen das Einstürzen durch eine Mauer aus Feldsteinen von etwa 30 Fuß Höhe gesichert zu haben, die noch heutigen Tages den Fuß des Berges umzieht und zugleich Fundament des Schlosses und der Kirche geworden ist. — Der Ordensritter Ludwig, welcher sich nachmals den Namen des Werders zueignete, und Ludwig von Queden oder Quiden hieß, wurde zum ersten Verweser der Burg eingesetzt.

Auch Marienwerder erlitt, gleich den übrigen Ordensburgen, schon im ersten Jahrzehend in den Kriegen mit den Preußen und dem Herzoge Suantepolk mancherlei Schicksale. Im Jahre 1243 wurde es der Sitz des ersten Bischofs von Pomesanien, des Prediger-Mönchs Ernst aus Torgau, eines der würdigsten Geistlichen des Landes. Die Stadt- oder Domkirche ist ein 286 Fuß langes, gewaltig hohes, ehrwürdiges Gebäude. Achteckige Säulen stützen das Gewölbe und jede Seite des Achtecks beträgt ungefähr 5 Fuß. Ueber dem Eingange der Kirche ist Johannes aus musivischer Arbeit in einem Kessel abgebildet, worin er, der Legende zufolge, in Oel gesotten werden sollte; sein Haupt ist dabei mit einer großen Bischofsmütze geschmückt.

Die Kirche hängt mit dem Schlosse, jetzt dem Sitze der Regierung, zusammen, und von der Seite des Schlosses, die nach der Niederung geht, läuft der Danziger den Berg hinab, jetzt ein Kriminalgefängniß.

Die frühere Bestimmung dieses Gebäudes ist unbekannt.

Man glebt es für die Citadelle von Marienwerder aus. Es besteht aus fünf Bogen, deren jeder nach dem Verhältniß seiner Entfernung vom Schlosse höher wird; der letzte, folglich der höchste dieser Bogen hat 120 — 150 Fuß Höhe. Die Pfeiler, aus welchen sie bestehen, sind einander gleich. Es sind längliche Vierecke; die beiden längeren Seiten haben jede 20, die beiden kürzern jede 12 Fuß, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Pfeiler in der Mitte hohl sind. Am Ende des Gebäudes steht ein Thurm, der sich aber blos durch viele kleine Schießscharten als ein besonderes Festungswerk kenntlich macht. Zu diesem Thurme geht, über die Bogen aus dem Schlosse, ein Gang von 20 Fuß Breite und ungefähr 250 Fuß Länge. In diesem Gange sind in zwei Stockwerken übereinander die Gefängnisse; jedes von ungefähr 8 Fuß Breite und 12 Fuß Länge. Der übrige Theil des Ganges ist frei und man kommt am Ende in ein Zimmer des Thurms, welches eine vortreffliche Aussicht über die Niederung gewährt. An den Wänden findet man noch Spuren von Fresko-Malerei. Das ganze Gebäude ist durchgehends von Ziegeln erbaut und Sachkundige versichern, daß jetzt eine halbe Million Thaler zur Erbauung eines solchen Gebäudes erforderlich seyn würden.

Ein ähnliches Gebäude, auf dieselbe Art erbaut, aber nur aus 3 Bogen und am Ende aus einem Thurme bestehend, steht auf der andern Seite des Schlosses; im Thurme ist ein tiefer Brunnen angebracht. Henneberger erzählt, ein ausschweifender Domherr habe diesen Gang zum Kloak angelegt, und muthmaßt, es sey dieses Nikolaus gewesen, der im Jahre 1463 Bischof geworden und in der Domkirche zu Marienwerder mit einem umgekehrten Bischofsstabe gemalt sey. Das Zimmer im Thurm mag auch vielleicht für ihn zum Gefängnisse gedient haben.

Der schon genannte Brunnen versah das Schloß, wenn es belagert wurde, mit Wasser. Die hoch liegende Stadt empfängt ihr Wasser ebenfalls durch ein Werk des deutschen Ordens; durch einen Springbrunnen, dem es von einer außerhalb der Stadt liegenden Höhe zugeführt wird. Die Bauart ist so dauerhaft, daß, als zu Ende des vorigen Jahrhunderts einige Ausbesserung nöthig war, Niemand die Röhren, ja nicht einmal den Ort anzugeben wußte, von welchem die Stadt das Wasser erhielt.

Im Schlosse zu Marienwerder zeigt man noch das Gemach,

worin die heilige Dorothea gewohnt haben soll, die als eine besondere Schutzheilige Preußens betrachtet wird und deren Bildniß in verschiedenen Kirchen befindlich ist.

175.

Gastfreundschaft der alten Preußen.

Die alten Preußen waren ursprünglich ein friedliebendes, mit allen jenen Tugenden ausgestattetes Volk, die dem patriarchialischen Zeitalter eigen sind. So besaßen sie denn auch die Tugend der Gastfreundschaft und übten sie in ausgezeichneter Weise. Ihre Bereitwilligkeit zur Hülfleistung gegen Unglückliche, besonders auf der See, hatte ihnen im Auslande einen guten Ruf verschafft, und man rühmte sie als menschenfreundlich und mildthätig.

Die Preußen betrachteten den Fremdling, der ihre Hütte betrat, als ein von den Göttern ihnen zugesandtes Glück. Konnte er bei dem Eintritt in das Haus den Namen des Wirths nennen, so stand ihm Alles zu Gebot, was das Haus enthielt und er blieb so lange, als es ihm gefiel. Den Gast gegen jede Gewalt und Gefahr zu schützen, war die heiligste Pflicht; eine Beleidigung des Gastfreundes im Hause ward mit dem Tode bestraft, denn sie galt für eine Verschmähung des Geschenks der Götter. Man hielt es für tadelnswerthe Sorglosigkeit um den Gast, wenn man mit ihm am Trinkgelage nicht bis zu voller Trunkenheit gesessen hätte. Der Sitte gemäß mußte man beim Trinkgelage sich gegenseitig zum Genuß von gleichen und unmäßigen Getränke-Portionen verpflichten. Kam nun ein Gast ins Haus, so überreichte ihm jeder Hausgenosse ein gewisses Maß von Getränken unter der Anmuthung, daß, wenn er getrunken habe, der Gast dasselbe Maß entgegentrinke, und diese Darbietung wurde dann so oft wiederholt, bis der Gast mit allen Hausgenossen, die Frau wie der Mann, die Tochter wie der Sohn, völlig berauscht waren. Nun erst war der Gast geziemend bewirthet und die erste Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt.

Unter den Preußen gab es keine Bettler. Trägheit und Arbeitsscheu waren unbekannte Laster; wer aber müde war vor

Alter, der durfte ruhen, und wurde, wenn er dessen bedurfte, von Haus zu Hause verpflegt und gespeist. Frei durfte er in jedes Haus einkehren und empfing zur Sättigung, was man hatte. Daher fand auch nur selten ein Diebstahl statt, und wenn Speisen oder Getränke heimlich oder mit Gewalt entwendet wurden, so entschuldigte man dies leicht mit dem Vorwande der Gastfreundschaft.

176.

Otto II. Markgraf von Brandenburg.

Otto I. (S. 23) hinterließ bei seinem Tode drei Söhne: Otto II., Heinrich I. und Albrecht II., welche gemeinschaftlich regierten. Heinrich I., Graf von Gardelegen, war indessen zur Frömmelei geneigt und brachte sein Leben unter allerlei geistlichen Bußübungen zu. Albrecht II., Graf von Arneburg, gelangte erst im Jahre 1204 zur Majorennität. Otto II. war daher der eigentliche Regent und als solcher seiner Vorgänger würdig. Er bestätigte das von seinem Bruder Heinrich gestiftete Domkloster zu Stendal (I. 291). „Ich weiß wohl," heißt es in dem Bestätigungsbriefe, „daß man den Himmel nur durch reichliches Almosengeben, durch unablässiges, andächtiges Beten, durch stetes unverdrossenes Wachen und andere dergleichen gute Werke erlangen kann. Aber die Schwäche meiner Natur hat mir die Gabe, an allem Diesem Geschmack zu finden, versagt und immer reißt mich der Muthwille, welcher bei jungen Männern von feurigem Geiste zu Hause zu seyn pflegt, zu entgegenstehenden Handlungen hin. Ich will indessen doch insoweit für mein nothwendiges Seelenheil sorgen, als ich das durch Fremder Arbeiten erhalten kann, was ich durch meine eigenen nicht zu erringen vermag. Ich halte es daher für besser, mir anderer heiliger Männer Wohlwollen mit allem Eifer zu erwerben, damit ihr Gebet und ihre guten Werke mir zu statten kommen."

Otto gelangte, wie aus diesen Worten zu schließen ist, früh zur Regierung und mag bei deren Antritt vielleicht 20 Jahre alt gewesen seyn. Bald sah er sich in Krieg und Fehden verwickelt,

die er tapfer ausfocht. Zuerst eilte er seinem Oheim Bernhard (S. 23), der sich gegen Heinrich den Löwen nicht zu behaupten vermochte, zu Hülfe; sodann trug er zur Wiedereinsetzung des von seinen Ländern verdrängten Grafen von Schaumburg und Holstein, Adolph III., bei. Im Begriff, sich dem Kreuzzuge ins heilige Land anzuschließen (1196), gerieth er in Verwickelungen mit Knud IV. von Dänemark, der unter Anführung des Kanzlers und Bischofs Peter von Rothschild ein Kriegsheer landen ließ, um das Gebiet des Markgrafen zu verwüsten. Der Letztere eilte dem Feinde noch zu rechter Zeit entgegen, empfing ihn an der Grenze und brachte ihm nicht nur eine völlige Niederlage bei, sondern bekam auch den Anführer Peter gefangen. In der Absicht, ihn nur gegen Erlangung gewisser Vortheile freizulassen, verwahrte er ihn auf das sorgfältigste; Peter aber bediente sich einer List. Er erregte, indem er die Schmerzen seiner Wunden größer machte, als sie waren, das Mitleid des Markgrafen, und dieser gestattete ihm, in der Gesellschaft eines einzigen Aufsehers sich auf alle Weise Erholung zu verschaffen. Der Aufseher ließ sich bestechen und der Bischof entfloh. —

Otto war einst, wie die Sage meldet, von dem Erzbischof Ludolph von Magdeburg, der so fett war, daß er nicht von der Stelle gehen konnte, sondern sich überall mußte tragen lassen, in den Bann gethan worden. Der weltlustige Markgraf aber achtete dies nicht, vielmehr spottete er darüber. „Ich habe oft gehört," sagte er eines Tages bei Tische, „daß von Einem, der mit dem Banne belegt worden ist, nicht einmal ein Hund ein Stück Fleisch nehmen soll; wir wollen die Probe machen." — Damit warf er seinem Hunde ein Stück Fleisch hin; aber dieser beroch es und ließ es liegen. Otto ließ ihn darauf drei Tage lang mit dem Fleische einschließen und ihm weiter nichts reichen. Aber der Hund wäre eher gestorben, als daß er das Fleisch berührt hätte.

Dieser Vorfall soll Ursache gewesen seyn, daß Otto in sich ging, Buße that und ein gehorsamer Sohn der Kirche wurde. Angeblich um seine Sinnesänderung zu bekräftigen, soll er mit Zustimmung seines Bruders und Mitregenten Albrecht (November 1196) den größten Theil seiner Güter, beinahe die ganze Altmark, die Pfalzgrafschaft Sommerschenburg, die Grafschaft Groitsch und einige Theile der Mittelmark an Ludolph verschenkt haben, indem er sich von ihm mit jenen Ländern belehnen ließ.

Am Ende seines Lebens half Otto noch den Kaiser Philipp gegen seinen Gegenkaiser Otto vertheidigen, und starb dann im Jahre 1205 ohne Erben, vielleicht gar unvermählt. Er wurde im Kloster Lehnin an der Seite seines Vaters beerdigt.

177.

Johannes I. und Otto III., Markgrafen von Brandenburg.

Nach dem Tode Otto's II. (S. 118.) regierte sein Bruder Albrecht II., der sich früher meist zu Arneburg in der Altmark aufgehalten hatte und davon den Namen eines Grafen von Arneburg führte, die Mark allein, und erwarb sich eben so durch seine wackeren Gesinnungen, wie durch seine Tapferkeit, die Achtung von Freund und Feind. Er vertheidigte, gleich seinem Bruder, die Rechte Philipps, bis dieser durch Mörderhand fiel und die Krone an Otto IV. gelangte. Durch treue Anhänglichkeit und große Dienstleistungen wußte er sich die Achtung und Freundschaft des neuen Kaisers zu erwerben, der seine Ansprüche auf das Herzogthum Pommern (S. 23.) bestätigte.

Albrecht starb im Jahre 1220, und fand seine Ruhestätte ebenfalls in Lehnin. Seine beiden Söhne, Johannes I. und Otto III., der Gütige oder Fromme, folgten ihm in der Regierung, beide noch bevormundet durch ihre Mutter Mechtild und ihren Vetter Graf Heinrich I. von Anhalt.

Mechtild sorgte sowohl für die zweckmäßige Erziehung ihrer Söhne, als für die Ruhe des Landes, und kaufte dem Erzbischof von Magdeburg seine Ansprüche an das Land (S. 119.) für 1900 Mark Silbers ab; ein Opfer, das ihre Söhne später nicht gut hießen.

Beide gelangten im Jahre 1226 zur Regierung und handelten ganz im Sinne ihrer Vorgänger, indem sie nicht nur ihr Land nach außen zu vergrößern, sondern auch den innern Wohlstand desselben zu erhöhen suchten. In dieser Beziehung waren sie vielleicht die ausgezeichnetesten Regenten aus der Anhaltschen Familie. Jugendliche Unerfahrenheit machte, daß sie zu früh sich

in einen verdrießlichen Handel verwickelten. Unzufrieden mit der Magdeburgschen Lehnsherrschaft und mit der Größe des Opfers, welches, wie oben gedacht, ihre Mutter zur Ablösung der Schutzgerechtigkeit gebracht hatte, auch gekränkt durch Beleidigungen, welche ihrem Schwager, dem Herzoge Otto von Lüneburg, von dem Erzbischof Albert zugefügt worden waren, ließen sie sich in einen Kampf mit diesem Priester ein, ohne zu bedenken, daß er an sich sehr mächtig und noch dazu durch den Bischof Ludolph von Halberstadt unterstützt war. Ihre gesammten Lehnsleute und eine Menge wendischer Völker aufbietend, fielen sie ins Magdeburgsche und richteten große Verwüstungen an. Aber schon die bloße Nachricht von dem Anzuge des feindlichen Heeres bewog sie, den Rückweg zu suchen, wobei sie durch Unvorsichtigkeit in die größte Gefahr geriethen. Indem sie sich unterhalb Brandenburg über die Plaue zurückzogen, hatten sie einen Damm, der nicht zu umgehen war, mit Heergeräth und Kriegsgepäck dergestalt verrammelt, daß der hintere Theil des Heeres, von dem vorderen völlig abgeschnitten, nicht unterstützt werden konnte. Der Erzbischof ließ also den Hinterzug angreifen, eine Menge Leute niederhauen, andere ins Wasser werfen und die übrigen zerstreuen. Hierauf eilte er bis vor die Thore von Brandenburg, wo der Befehlshaber eben noch Zeit gewann, die Thore zu schließen. Indem er aber in der Eile die Freunde wie die Feinde ausschloß, geriethen noch viele in die Gefangenschaft des Erzbischofs; nur die Markgrafen gewannen Zeit, sich nach Spandau zu retten. Der Erzbischof wollte seinen Vortheil nicht weiter verfolgen; er zog sich mit seinen Gefangenen und seiner Beute nach Magdeburg zurück.

Im Jahre 1231 erhielten die Markgrafen eine abermalige Bestätigung der Lehnsherrschaft über Pommern, und sie schienen nunmehr lediglich dem innern Wohl ihres Landes leben zu wollen. Der Frieden wurde jedoch im Jahre 1238 gestört, indem um die beiden Städte Köpenick und Mittenwalde eine Fehde mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen und später mit den geistlichen Fürsten von Magdeburg und Halberstadt entstand. Anfangs unglücklich, gingen die Markgrafen doch am Ende siegreich aus dieser Fehde hervor: sie zwangen Heinrich, seinen Ansprüchen, und den Erzbischof von Magdeburg, seiner Lehnsherrschaft zu entsagen (1241).

178.

Mittenwalde.

Mittenwalde, eine ummauerte Stadt zwischen der Notte und dem Hutgraben, welcher den Rangsdorfer See mit derselben verbindet, gehört zu den ältesten Orten der Mark und kommt namentlich in der Geschichte des Jahres 1239 vor, wo es zu einem Gegenstande des Kampfes zwischen den Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg und dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen wurde.

Markgraf Heinrich behauptete, daß Mittenwalde und Köpenick ein Zubehör der Niederlausitz seyen und unterstützte seine Ansprüche sogleich durch bewaffnete Macht. Die Markgrafen von Brandenburg, durch früheres Unglück vorsichtig und friedliebend geworden, wünschten gütliche Vermittelung und übergaben die beiden Städte einem dritten Parteilosen, dem Erzbischof Willibrand von Magdeburg, um sie bis zum Austrage der Sache gegen einen etwanigen Angriff beider Theile zu schützen.

Der geistliche Herr indessen zeigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens ganz unwürdig; er überlieferte die Städte dem Heinrich von Meißen und brachte durch diese Treulosigkeit die Mark in die traurigste Lage. Otto III. selbst wurde von Willibrands Verbündeten, dem Bischofe Ludolph von Halberstadt gefangen und konnte sich erst nach einem halben Jahre mit 1600 Mark Silber auslösen. In dieser niederbeugenden Lage und mitten unter den Verwüstungen der feindlichen Heere zeigten die Markgrafen eine seltene Unerschrockenheit und Stärke der Seele und nur dadurch gelang es ihnen, ihrem Untergange zu entrinnen. Otto führte den größeren Theil des Heeres, welches mit unsäglichen Schwierigkeiten zusammengebracht wurde, gegen Heinrich von Meißen und brachte ihm bei Mittenwalde eine völlige Niederlage bei. Gleichzeitig hatte Johann eine Menge von Bürgern, Bauern und andern ungeübten und schlecht bewaffneten Leuten zusammengebracht, womit er nach der von den Bischöfen grausam verwüsteten Altmark zog. Er überfiel die Mordbrenner und brachte ihnen ebenfalls eine solche Niederlage bei, daß der Erzbischof von Magdeburg, mit schweren Wunden be-

deckt, ihm kaum entging, der Bischof von Halberstadt aber nebst sechszig Rittern gefangen wurden. Der Letztere mußte jetzt die 1600 Mark Silbers, die er sich für Otto's Befreiung hatte zahlen lassen, wieder zu seiner eigenen Auslösung verwenden, auch alle eroberten Besitzungen herausgeben. — Der Erzbischof von Magdeburg versuchte zwar noch einmal, in die Mark einzudringen: er erlitt aber eine neue empfindliche Niederlage. —

Der Geschichtsschreiber Haftitz gedenkt eines Ritters Siegmund von Nieverschrocken, dessen Schild noch in der Kirche zu Mittenwalde hangen soll. Er befand sich am Hofe des Markgrafen Wilhelm, Erzbischofs von Riga, und besaß, wiewohl klein von Person, doch eine solche Unerschrockenheit und einen so kekken Muth, daß alle seine Genossen ihn beneideten. Darum suchten sie ihn bei dem Bischof in Ungnade zu bringen.

Eines Tages baten sie den Letztern, der vor dem Kamine saß, den Ritter zu sich zu rufen und ihn unter dem Schein, als wolle er ihm etwas Heimliches mittheilen, „anzuschnarchen." Würde dann der Ritter erschrecken, so wollten sie über ihn als einen Hasenfuß sich lustig machen. — Der fromme Bischof ließ sich überreden und rufte den Ritter zu sich; als dieser ihm aber das Ohr hinhält und der Bischof ihn „graulich anschnarcht," versteht der Ritter unrecht und giebt dem Bischofe eine Maulschelle, daß er mit dem Sessel umfällt, und geht davon.

Die Neider des Ritters sprangen dem Bischofe zu Hülfe und frohlockten schon, daß Jener nun in Ungnade seyn würde. Der Bischof aber ließ den Ritter vor sich rufen und sprach zu ihm: „Du sollst fortan mein vertrauter Diener seyn, auf den ich mich sicherlich verlassen will. Denn da Du meiner selbst nicht schontest, wirst Du meiner Feinde noch weniger schonen." — Und er hatte ihn lieber, denn je zuvor. —

179.

Hans Kohlhas.

(Bd. I. S. 237.)

Es war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, zur Zeit der ersten Verbreitung der Reformation in der Mark, als

in Köln an der Spree ein wohlhabender Bürger, Hans Kohlhas genannt, lebte. Er trieb einen ausgebreiteten Handel mit Vieh, namentlich Pferden, und war ein für jene Zeit sehr unterrichteter und gebildeter Mensch: er besaß eine große Gewandtheit im mündlichen Vortrage und wußte sich in den Umgang der vornehmsten Herren zu finden. Sein Hauswesen war einfach bürgerlich; sein Weib Elisabeth liebte er mit herzlicher Treue und seine Kinder erzog er zu allem Guten. Seinen Knechten und Dienstboten war er ein leutseliger und gerechter Brotherr, und sahe sich darum von ihnen wie ein Vater geliebt. Man konnte an ihm nichts tadeln, als höchstens eine allzugroße Empfindlichkeit im Punkte des Rechts und dieser Karakterzug gereichte leider zu seinem Verderben.

Im Frühjahr 1536 verließ er eines Tages, seinem Berufe nachgehend, sein Haus in Köln an der Spree, begab sich zuerst nach seiner Viehmast auf dem Köpnicker Werder und trat von da, mit einer Koppel wohlgenährter schöner Pferde die Reise zur Leipziger Messe an.

Auf sächsischem Gebiete in der Nähe der Elbe ankommend, fand er auf dem Grund und Boden der Herren von Tronka zu seiner großen Verwunderung einen Schlagbaum, der früher nicht vorhanden gewesen war. Er erfuhr, daß der alte Edelherr das Zeitliche gesegnet habe, und sein Sohn, Junker Wenzel, in steter Geldverlegenheit, auf den Einfall gekommen sey, seine Erwerbsquellen durch den hier angelegten Zoll zu vermehren. Kohlhas zahlte den ziemlich hohen Satz ohne Weiteres und setzte seinen Weg fort. Als er aber an dem äußern Thurme des Herrnschlosses vorüberbog, hörte er Halt! rufen; der dicke Burgvogt trat aus dem niedrigen Pförtchen des alten Gemäuers und verlangte die Vorzeigung des Paßscheins.

Diese Forderung war für jene Zeit, wo es weder Sicherheits-Polizei noch Pässe gab, ganz ungebührlich und versetzte den Roßkamm in das höchste Erstaunen. Siebenzehnmal, entgegnete er, sey er hier bereits vorübergezogen und Niemand hätte weder Zoll noch Zeugnisse von ihm verlangt. Jenen hätte er erlegt; auf die Beschaffung des Letztern bitte er diesmal zu verzichten, da er dergleichen weder bei sich führe, noch vorausgesehen habe, daß man sie ihm abfordern werde; er sey übrigens im ganzen Sachsenlande als ein rechtlicher und unverdächtiger Mann bekannt. — Der Vogt nahm von dieser Vorstellung keine Notiz, sondern ent-

gegnete barsch, daß er ihn ohne Paßschein nicht ziehen lassen könne; es sey denn, deutete er ihm zugleich an, daß er sich darüber mit ihm abfinde. Kohlhas, über diese Wegelagerung aufgebracht, stieg vom Pferde und ging in das Schloß, um den Junker selbst zu sprechen, den er mit einigen Trinkbrüdern an der Tafel fand. Der Roßkamm erhielt keinen angemessenen Bescheid auf seine Beschwerde, vielmehr verlangte die Gesellschaft, seine Pferde zu sehen. Diese gefielen allgemein und man machte ihm einige Gebote, die indessen so niedrig ausfielen, daß Kohlhas sich darauf nicht einlassen konnte. Vergebens erneuerte er seine Bitte, daß man ihn weiter ziehen lassen möchte; auch der Junker bestand auf dem Paßschein und äußerte, daß die Pferde leicht gestohlen seyn könnten. Damit ging er ins Schloß zurück, ehe noch Kohlhas, der sich mühsam zu fassen suchte, ihm etwas zu erwiedern vermochte. An seiner Stelle trat der Vogt herbei, sagte, das beste sey, wenn er, bis der Paß gelöst worden, ein Pfand hier lasse, und hieß ihn zwei Rappen ausspannen, die sich in der Koppel befanden. Es half nichts, daß der Roßkamm versicherte, die Pferde verkaufen zu wollen, und solchergestalt durch deren Zurücklassung in namhaften Schaden zu kommen: der Vogt erklärte seinen Willen, ihn nicht ziehen zu lassen.

Kohlhas mußte nachgeben, spannte die beiden Rappen aus und führte sie in den vom Vogte angewiesenen Stall. Seinen Knecht Herse, einen treuen zuverlässigen Burschen versah er mit Geld und ließ ihn mit dem Auftrage zurück, die Rappen wohl zu pflegen. Darauf setzte er seine Reise nach Leipzig fort und verkaufte seine Pferde zu guten Preisen. Anstatt aber, wie sonst geschehen, sogleich heimzukehren, reiste er an den Hof des Kurfürsten von Sachsen, um sich über die Rechtmäßigkeit des ihm abverlangten Zolls und die Nothwendigkeit eines Passes zu befragen. Er erfuhr hier, daß das Verfahren des Junkers von Tranka auf bloßen Eigenmächtigkeiten beruhe, ließ sich eine schriftliche Weisung an denselben ertheilen, die beiden Rappen sofort herauszugeben und verfügte sich damit nach dem Schlosse. Hier erfuhr er zwar keinen Widerstand, als er seine Rappen verlangte, er fand aber zugleich die stattlichen wohlgenährten Thiere in dürre Klepper verwandelt und hörte zu seinem noch größeren Erstaunen, daß Herse, angeblich weil er sich frech und ungebührlich betragen, aus dem Schlosse gebracht worden sey.

Kohlhas war von der Unschuld seines Knechts überzeugt, verlor aber darüber kein Wort und beschwerte sich nur über das schlechte Aussehen der Pferde. „Ei," belehrte ihn der freche Vogt: wir haben uns der Mähren zur Feldarbeit bedient; umsonst konnten wir sie doch nicht füttern; seyd froh, daß sie noch leben und zieht ab, ehe ich die Hunde loslasse."

Der Junker, welcher hinzukam, stimmte seinem Vogte bei, und machte sich mit seinen Spießgesellen über den Roßkamm lustig. — „So wie sie sind, mag ich die Pferde nicht," schrie der empörte Kohlhas; „aber ich will mir schon Recht verschaffen wider Euch und wenn ich es vom Himmel holen sollte." Damit schwang er sich auf sein Roß und verließ die Burg.

Zweifelnd, ob er nach Wittenberg eilen, oder erst nach Hause reisen müsse, um von seinem Knechte, der wahrscheinlich hierher zurückgekehrt war, nähere Auskunft zu fordern, entschloß er sich für das Letztere. Nach einigen Tagen kam Kohlhas glücklich in seiner Behausung an; er grüßte Weib und Kinder herzlich, aber nicht mit dem gewohnten heitern Sinne, und seine erste Frage war nach Herse. Dieser hatte sich eben von seinem Lager erhoben und begrüßte seinen Herrn, der ihn kaum wiedererkannte, so übel war er zugerichtet, mit wehmüthiger Freude.

„Kaum wart Ihr fort, lieber Herr," — so lautete seine Erzählung, „so verlangte man, daß ich die Pferde zur Feldarbeit hergeben sollte. Lange weigerte ich mich, zuletzt aber bedachte ich, daß, wenn ich länger Widerstand leistete, die armen Thiere leicht schlechtes Futter kriegen möchten, und so willigte ich ein, alle Vormittage drei Fuder Heu durch sie einfahren zu lassen. Dies war ihnen aber nicht genug; sie verlangten, daß ich die Pferde auch des Nachmittags einspannen sollte, und da ich dies nicht that, gab mir der Vogt einen so elenden Stall für die Pferde, daß sie darin nicht einmal aufrecht stehen konnten. Als ich darüber losen Mund führte, erhielt ich eine Tracht Prügel, die armen Thiere aber wurden auf die Hälfte des Futters gesetzt. Seitdem merkte ich, daß die Bösewichter nach einer Gelegenheit haschten, mich los zu werden. Nun konnte ich den Zustand der Thiere nicht länger mitansehen, und beschloß, sie wenigstens in die Schwemme zu reiten. Da ich aber unter das Thor kam, hörte ich den Vogt mit Knechten, Bullen und Hunden hinter mir her und Alles schrie: Halt auf! er will sich mit den Mähren aus dem Staube machen. Vergebens suchte ich das Volk

zu bedeuten, daß ich nur zur Schwemme ritte und Geschirr, Dekken und meine Wäsche im Stalle liegen hätte. Ich wurde vom Gaul heruntergerissen, mit Füßen getreten, mit Knitteln geschlagen, von den gehetzten Hunden zerfleischt. Schmerz und Wuth, Schrecken und Angst benahmen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir kam, lag ich draußen auf der Landstraße, von zwei alten Bettlerinnen, die des Weges zogen, beklagt."

Diese Erzählung enthielt mehr Stoff, als nöthig war, um das strenge Rechtsgefühl des Roßkamms zur Leidenschaft zu entzünden. Er schwor den Bösewichten, die so freche Willkühr übten, blutige Rache, und beschäftigte sich seitdem ausschließlich mit diesem Gedanken. Die Liebkosungen seines Weibes und seiner Kinder hatten keinen Reiz mehr für ihn, sein Geschäft wurde vernachlässigt. Der ganze Mensch war erschüttert und umgewandelt.

Noch hatte er Besinnung genug, nicht gleich zum Aeußersten zu greifen. Er reisete nach Wittenberg, in der Absicht, hier Gerechtigkeit zu suchen, wiewohl er nur ein schwaches Vertrauen zu dieser Hülfe hatte. Ein Doktor der Rechte, dem er den Hergang der Sache vortrug, entwarf ihm eine Beschwerde, mit der er sich in die kurfürstliche Kanzlei verfügte. Nach zwei Tagen gab man ihm hier zu verstehen, wie er wohlthun werde, sich mit dem Junker von Tronka in Güte zu vereinigen, die Pferde von ihm zu holen und die Sache zu vergessen. Kohlhas, dem dieser Bescheid nicht unerwartet kam, fragte dennoch nach den Gründen und erhielt im Vertrauen die Mittheilung: ein Oheim des Junkers sey vor wenigen Tagen Mundschenk des Kurfürsten geworden und es würde ihm nicht schwer halten, jede Beschwerde als eine unnütze Querele darzustellen.

Der Roßkamm sah dies ohne Weiteres ein, ließ sich aber dennoch von seinem Sachwalt noch ein Gesuch an den Kurfürsten schreiben, worin er um geneigtes Gehör bat. Erst als er darauf den Bescheid erhielt, der Kurfürst könne mit solchen Querelen sich nicht befassen, verließ Kohlhas das Sachsenland, indem er die furchtbare Drohung aussprach, es solle sein gedenken mit Angst und Zittern. Zu männlich, um sich solchergestalt übermüthig unterdrücken zu lassen, beschloß er ohne Weiteres sich selbst Recht zu verschaffen, ohne erst seinen eigenen Landesherrn, den Kurfürsten Joachim **II.** von Brandenburg, um Hülfe anzugehen.

Nach Hause zurückgekehrt, bewog Kohlhas seine Gattin, mit ihren beiderseitigen Kindern nach Meklenburg zu gehen, wo sie

Geschwister hatte. Ungern leistete das treue Weib Folge: es war ihr, wie nicht minder ihrem Gatten, in der Scheidestunde zu Muthe, als ob sie sich für immer Lebewohl sagten. Sie sprachen ihre traurigen Ahnungen nicht in Worten aus, aber ihre Umarmungen, ihre thränenschweren Blicke, die stürmische schmerzliche Hast, mit welcher der Vater seine beiden Kinder zu wiederholten Malen küßte und an sein Herz preßte — sagten mehr als Worte. Kaum waren die Treuen entfernt, als Kohlhas sein Grundstück in Köln an der Spree veräußerte, sich in seine Meierei auf dem Köpnicker Werder zurückzog und mit seinem Vetter Georg Nagelschmidt, einem wilden liederlichen Gesellen, gemeinschaftliche Sache machte. Dieser Verbündete ermunterte ihn nach Kräften in seinem Vorhaben. „Recht, Vetter Hans," rief er, „diesen Schimpf kannst Du nicht auf Dir sitzen lassen. Zähle auf mich; ich bin Dein mit Leib und Leben. Gieb mir einen vollen Seckel und ich will Dir Burschen zuführen, die es mit der Reichsarmee aufnehmen. Du sollst Deine Schmach im Blute der Sachsen abwaschen." — Es dauerte nicht lange, so waren zwanzig verwegene Gesellen angeworben, zu denen auch der wiedergenesene Herse trat. Kohlhas machte sie beritten, sandte dem Kurfürsten von Sachsen einen Absagebrief und verließ seine Meierei, die er der Obhut eines alten treuen Knechts anvertraute. —

Das Schloß des Junkers von Tronka war das nächste Ziel. Bei nächtlicher Weile an die Elbe gelangend, setzten die kühnen wohlberittenen Gesellen unverzagt in den Strom und bald standen Rosse und Reiter unversehrt am jenseitigen Ufer. Vorwärts stürmte die Rotte; bald krachten unter ihren Stößen und Schlägen die Flügel des äußeren eichenen Thores und hinein in den Hof drang sie mit wildem Gebrüll, den Thürhüter niederwerfend und zertretend. Der Mehrzahl der Rotte gestattete Kohlhas nun die Plünderung; ihn selbst gelüstete nicht nach Beute, sondern nur den heißen Durst nach Rache gedachte er zu befriedigen. Aber nur zur Hälfte konnte er diesen stillen: der Junker war entronnen und nirgends aufzufinden, nur den Vogt brachte Herse an den Haaren herbeigeschleppt und der übermüthige Diener büßte durch einen martervollen Tod die vielfachen Ungerechtigkeiten, welche er verübt. Trotz seines Flehens und Heulens wurde er in die Flammen des angezündeten Gebäudes geworfen und starb unter dem Hohnlachen seiner Mörder.

Inzwischen hatte Kohlhas mehr als die Hälfte seiner berittenen Schaar nach allen Richtungen hin ausgesendet, um des Junkers wo möglich habhaft zu werden. Doch diese Anstrengung war vergebens und bald ging die Kunde ein, daß Wenzel von Tronka nach Wittenberg entkommen sey. Der Pferdehändler ergoß sich in die schrecklichsten Flüche und haderte mit dem Schicksale, daß es ihm seinen Todfeind entführt. Nach Wittenberg konnte er ihn mit seiner kleinen, wiewohl kühnen Schaar nicht verfolgen; dennoch hatte er beschlossen, sich dem Kurfürsten von Sachsen, den er jetzt eben so sehr haßte, wie den Junker, als einen nicht zu verachtenden Feind zu zeigen. Er zog also längs der Elbe hin, überfiel ein kurfürstliches Kammergut, plünderte es rein aus, trieb einen Theil des Viehes fort und warf beim Abzuge die Brandfackel in die Scheunen. Vom Erlös der verkauften Beute vertheilte er zwei Drittheile unter seine Leute. Diese lebten ein lustiges Leben, priesen ihren freigebigen Herrn und erhielten dadurch neue Anhänger unter den Müßiggängern und dem Gesindel. Wiewohl Kohlhas sich unter denen, die sich meldeten, immer nur die kräftigsten und gewandtesten Burschen auslas, war sein Haufen doch binnen kurzer Zeit bis auf hundert Köpfe angewachsen — damals eine Schaar, die ein Herzogthum in Schrecken setzen konnte, weil man die stehenden Heere noch nicht kannte. Kohlhas zog mit diesen Leuten, die fast zur Hälfte beritten waren, an der Elbe zwischen Torgau und Wittenberg auf und nieder und machte besonders die Lochauer Heide sehr unsicher. Die kühnsten seiner Gesellen wagten sich sogar bis in die Vorstädte von Wittenberg und legten einigemal Feuer an. In ausgestreuten Brandbriefen machten sie bekannt, daß die Abbrennenden ihr Unglück dem Junker Wenzel von Tronka zuzuschreiben hätten, der sich in den Mauern der Residenz aufhalte. Die Geschichte des dem Roßhändler wiederfahrenen Unrechts wurde nun allgemein bekannt und das Volk sah in dem Junker den eigentlichen Urheber der Landplage, von der es jetzt heimgesucht wurde. Es verfluchte ihn und suchte seiner habhaft zu werden, so daß Wenzel, seines Lebens nicht mehr sicher, nur dadurch gerettet werden konnte, daß der Kurfürst ihn heimlich bei nächtlicher Weile an einen andern Ort bringen und dort verwahren ließ.

Kohlhas seiner Seits machte sich auf dem sächsischen Gebiet immer furchtbarer und führte von Woche zu Woche kühnere Streiche aus. In der Nähe von Treuenbriezen nahm er einen

zu Wittenberg ansäßigen Reichskrämer, Namens Georg Reiche, der in großem Ansehen stand und Hoflieferant des Kurfürsten war, gefangen, führte ihn nach seiner Meierei auf dem Köpnicker Werder und hielt ihn dort in Haft, bis ein großes Lösegeld für ihn erlegt wurde. Durch diese und andere kühne Unternehmungen sah sich der Kurfürst von Sachsen endlich veranlaßt, auf Vergleichs-Verhandlungen einzugehen, welche in Jüterbogk gepflogen wurden. Auf ein von sächsischer Seite ergangenes Ansuchen schickte auch der Kurfürst von Brandenburg Abgeordnete dahin, die als Vermittler auftreten sollten. Wiewohl Kohlhas sein Unterthan war, hatte Joachim II. sich zeither um sein wildes Treiben nicht ernstlich bekümmert, da er das brandenburgsche Gebiet respektirte.

Auch der Roßhändler wurde nach Jüterbogk entboten, unter Zusicherung freien Geleits. Er lachte über diese Zusicherung und erschien mit vierzig Reitern, indem er meinte, diese seyen das zuverlässigste Geleit. Nach manchem fruchtlosen Wortwechsel kam wirklich ein Vergleich zu Stande, zufolge dessen Kohlhas versprach, die sächsischen Lande weiter nicht mehr zu beunruhigen, seine Rotte zu entlassen und ferner ein christliches und gesetzliches Leben zu führen; dagegen wurde ihm verheißen, daß man das Vergangene vergessen wolle.

So schien die Sache abgemacht und der Roßhändler eine glänzende Genugthuung erlangt zu haben. Aber er traute dem Frieden nicht: Mißtrauen und Argwohn verleideten ihm das Leben. Er verhielt sich still auf seiner Meierei, ohne mehr als zwei Drittheile seiner Leute zu entlassen; die übrigen, einige dreißig, behielt er noch in seinen Diensten, brachte sie theils in Berlin, theils in benachbarten Dörfern unter, verkaufte auch nur die Hälfte seines Bestandes an Pferden. Die ansehnliche Beute, welche er durch seine Plünderungen im Sachsenlande zusammengebracht, setzte ihn in den Stand, eine so bedeutende Anzahl von Knechten und Vieh auf geraume Zeit unterhalten zu können. Bald fand er Ursache, sich seiner Vorsicht zu freuen: er erhielt Kunde, wie mehrere von seinen entlassenen Leuten an verschiedenen Orten in Sachsen aufgegriffen und als Rebellen und Landesbeschädiger ohne Weiteres hingerichtet worden seyen. Kohlhas erkannte in diesem Verfahren einen Bruch des mit ihm geschlossenen Friedens und war vor Wuth außer sich. „So wird es auch uns ergehen, wenn sie uns habhaft werden," äußerte Na-

gelschmidt; „sie werden Alles aufbieten, um uns in ihre Gewalt zu bekommen und leicht könnte sich ihnen Gelegenheit dazu bieten.“

Durch diese und ähnliche Worte noch mehr aufgereizt, schwor der Roßhändler von neuem blutige Rache, und ehe acht Tage vergingen, stand er mit einer Bande von funfzig Köpfen wieder an der Grenze und ließ in Absagebriefen kund thun, wie Sachsen zuerst den Vertrag von Jüterbogk gebrochen habe, und wie er deshalb als Rächer seiner hingewürgten Leute erscheine. Umsonst ließ der Kurfürst von Sachsen in mehreren hier und da angeschlagenen Plakaten entgegnen, daß die Hingerichteten den Tod nicht als eine Strafe für frühere Vergehungen, sondern nur darum erlitten, weil sie neue gesetzlose Handlungen verübt hätten. Der Angriff war nicht mehr zurückzunehmen und Kohlhas trieb sein Wesen ärger als im vergangenen Jahre. Nicht nur die Bewohner der Dörfer und die Reisenden hatten vor ihm zu zittern, sondern auch die Städte waren vor seinem Racheschwerte und seiner Brandfackel nicht sicher. Er überfiel z. B. das Städtchen Zahna, plünderte es aus und brannte es bis auf wenige Häuser nieder. Von der Lausitz bis zu den Grenzen von Anhalt wurde sein Name mit Schrecken genannt; die durch ihn zu Grunde Gerichteten verwünschten aber auch gleichzeitig ihren Landesherrn, dem sie die Schuld an ihrem Unglücke beimaßen.

Von dem Kurfürsten von Sachsen wiederholt aufgefordert, that nun auch Joachim II. einen Schritt und erließ zuvörderst einen Befehl an Kohlhas, daß er unverzüglich die Waffen niederlegen solle. Als diesem Gebot nicht gehorcht wurde, mußten vier und zwanzig brandenburgsche Kriegsknechte längs der märkischen Grenze umherziehen, um den widerspenstigen Unterthan zu fangen. Kohlhas aber, wiewohl er die verwegensten Streiche ausführte, entging der Gefahr. Nicht immer stand er an der Spitze seiner Bande; oft zertheilte sich diese nach mehreren Orten. Dann trieb er sich manchmal unter verschiedenen Gestalten in den Wirthshäusern und andern öffentlichen Orten umher, um sich auf Kundschaft zu legen. Dabei traf es sich nicht selten, daß er gerade in die Gesellschaft seiner Verfolger gerieth: er aß und trank ganz unbefangen mit ihnen, erzählte manches Stückchen von dem bösen Kohlhas, zog wacker gegen ihn los und wußte durch Schlauheit, Verstellung und Entschlossenheit seine Feinde stets glücklich zu täuschen. Mit den Wirthen, die ihn kannten, lebte er im besten Einverständniß: er ließ immer gut aufgehen und bezahlte

Alles dreifach. Diejenigen von diesen Leuten, die nicht der Eigennutz regierte, verriethen ihn aus Furcht nicht, denn sie hielten sich seiner Rache verfallen und glaubten, er habe den Teufel zum Bundesgenossen; ein Vorurtheil, in dem sie Kohlhas gelegentlich zu bestärken suchte.

So glücklich, wie der Roßhändler, waren seine Leute nicht. Vierzehn von ihnen wurden nach und nach durch die brandenburgschen Kriegsknechte eingefangen und hingerichtet. Auch manchen Unschuldigen traf das Loos, für einen Gesellen der Bande gehalten und am Leben gestraft zu werden. Ein bloßer Verdacht reichte hin, um den Eingefangenen auf die Folter zu bringen; um des Höllenschmerzes los zu seyn, gestand der Gemarterte bald Alles ein, was man nur immer verlangte.

So wurden unter andern (1538) zwei arme wandernde Schneidergesellen im Kloster Zinna verhaftet und der Theilnahme an den Freveln des berüchtigten Landbeschädigers beschuldigt. Vergebens betheuerten die Unglücklichen ihre Unschuld; sie wurden ohne Barmherzigkeit mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht. Kohlhas erfuhr diesen Justizmord und fühlte sich empört. In nächtlicher Stille schlich er mit einigen seiner Knechte zum Hochgericht, nahm die zerschmetterten Körper vom Rade herunter und schickte sie, wie Kaufmannsgut, in einem verschlossenen Kasten, mit einem in derben Ausdrücken abgefaßten Begleitschreiben nach Wittenberg an den Kurfürsten von Sachsen. An den Galgen aber ließ er eine Tafel mit dem inhaltsschweren lateinischen Spruch befestigen: „O Menschenkinder, richtet recht, wenn Ihr richten wollt, damit Ihr nicht auch gerichtet werdet." —

Kohlhas hatte schon lange Zeit dem weltlichen Arme zweier Fürsten Trotz geboten: nun wendeten sich diese an den Doktor Luther und nahmen seine geistliche Vermittelung in Anspruch. Luther schrieb an den Roßhändler in warnenden ermahnenden Worten, führte ihm seine an der Menschheit begangenen Frevel zu Gemüth und forderte ihn um seiner Seelen Seligkeit willen auf, augenblicklich von dem bösen Treiben abzulassen und auf den Weg des Guten zurückzukehren. Kohlhas, der neuen Lehre anhängend, fühlte für Luther eine außerordentliche Verehrung und sein Schreiben machte daher tiefen Eindruck auf ihn. Er dachte, was er im wüsten Strudel der Leidenschaft seit langer Zeit nicht gethan, ernstlich über sein Treiben nach, gestand sich, daß er nicht immer blos aus gerechter Nothwehr gehandelt oder nur strenges Vergel-

tungsrecht geübt habe, sondern häufig weiter gegangen sey, als sein Gewissen rechtfertige. Diese Betrachtungen und der Gedanke an einen höhern Richterstuhl erfüllten ihn mit Schrecken und Wehmuth. Er las den Brief des großen Gottesgelehrten zu wiederholten Malen und immer mächtiger griff die Reue in seinem Innern um sich. Die Erinnerung an eine glücklichere, harmlose Vergangenheit trat zugleich vor seine Seele; er weinte Thränen und sehnte sich an die Brust seiner entfernten Lieben. Ein niederschlagender Gedanke war es gleichzeitig für ihn, daß Luther, dieser große verehrungswürdige Mann, ihn verdammte und fast in die Reihe der gemeinen Räuber und Mordbrenner stellte. Dieses Bewußtseyn war ihm unerträglich; er beschloß sich vor Luther zu rechtfertigen.

Ohne zu äußern, was er eigentlich vorhabe, übergab Kohlhas seinem Vetter Nagelschmidt einstweilen den Befehl über die Bande, schärfte ihm aber ein, sich während seiner Abwesenheit ruhig zu verhalten und nur im Falle der Nothwehr die Waffen zu gebrauchen. Hierauf hüllte er sich in die Kleidung eines thüringischen Bauers, schwärzte sein Gesicht und ritt allein, nur mit Pistolen und Dolch versehen, nach Wittenberg, der Residenzstadt des Fürsten, den er so beharrlich befehdete.

Es war gegen Abend, als der Roßhändler in der Vorstadt von Wittenberg eintraf und in einer Herberge einkehrte. Er fand eine zahlreiche Gesellschaft, die bei der Bierkanne sich die schauerlichsten Geschichten von ihm erzählte, mischte sich ins Gespräch, und trug wie gewöhnlich das Seinige dazu bei, den Namen Kohlhas noch berüchtigter zu machen. Noch vor Thoresschluß verfügte er sich in die Stadt und ging durch die Straßen; nur erst, als die Nacht völlig eingebrochen, schlug er den Weg nach Luthers Wohnung ein. Hier schimmerte ihm durch die Fenster des Erdgeschosses der matte Schein einer Lampe entgegen; Kohlhas schloß daraus, daß der Doktor noch beim Studiren sitze. Leise klopfte er an die Scheiben. Und wirklich war es der fromme Mann selbst, welcher öffnete und fragte, wer da in so später Nacht noch Einlaß begehre. „Ein großer Sünder," entgegnete der Roßhändler; „doch verlangt seinen Namen nicht zu wissen, Hochwürdiger." — Luther fragte, ob der Vermummte Kohlhas sey und erhielt bejahende Antwort. Er überlegte hierauf einige Augenblicke, ob er den Mann eintreten lassen dürfe; der Gedanke, daß er ja auch heute, wie immer, unter dem Schutze des Höchsten

stehe, entschied, und er hieß den Feind seines Landesherrn näher treten. Luther äußerte seine Verwunderung, daß Kohlhas es gewagt habe, in Wittenberg zu erscheinen. Niemand kennt mich hier in diesem Gewande, versetzte der Roßhändler; Ihr aber, hochwürdiger Herr, werdet den Mann, der vertrauensvoll zu Euch gekommen, nicht verrathen und in die Hände seiner Feinde liefern; thätet Ihr es aber, so würde mich diese Mordwaffe (er riß hier sein Obergewand auf und zeigte auf sein Pistol) augenblicklich leblos zu Euren Füßen hinstrecken.

„Schrecklicher Mensch!" rief Luther. „Also auch auf den Selbstmord bist Du vorbereitet und mit einer entsetzlichen Sünde wolltest Du die Reihe Deiner Frevel beschließen?"

Eine große Schuld lastet auf mir, entgegnete Kohlhas. Aber größere lastet auf denen, die durch empörende Ungerechtigkeit mir den Frieden der Seele entrissen, die böse Saat in meine Brust geworfen haben. Sie ist zu giftiger Frucht emporgeschossen; wer hat es zu verantworten?

„Du!" entgegnete Luther. „Du kanntest das Unkraut, Du wußtest, wie es wuchert, wenn man ihm Raum läßt; Du hättest es ausrotten sollen im Entstehen. Dachtest Du nicht an den, der am Kreuze für Dich litt? Ward er nicht auch geschmäht und gemißhandelt, und duldete er nicht und vergab seinen Feinden?"

Wohl stände es besser um mich, wenn ich ihm nachgeahmt hätte, versetzte Kohlhas. Aber es lag nicht in meiner Natur. Erwägt, hochwürdiger Herr, wie der Uebermuth mich in den Staub trat; erwägt, daß ich vergebens um Gerechtigkeit flehte, daß ich lange zögerte, ehe ich der Rache Gehör gab. Erwägt, daß ich ein schwacher Mensch bin, und, übermannt vom heißen Blute und der Gewalt der Leidenschaft, nicht zu widerstehen vermochte, und richtet gerecht!

„Nicht den Irrenden verdamme ich," entgegnete Luther; „nur den verstockten Bösewicht, der hartnäckig auf seinen Sünden beharrt. Bist Du dieser nicht, wie es mir scheint, so verdienst Du meine Theilnahme. Aber weise nicht stolz und trotzig die Hand der Gnade zurück, wenn sie Dir entgegenkommt."

Indem hörte man Männertritte und bald darauf ein paar Schläge gegen die Hausthür. Kohlhas erschrack, faßte sich aber bald und griff mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit unter sein Obergewand. „Laß das Werkzeug der Sünde stecken, Unsinni-

ger," sagte Luther zu ihm; „mein Haus soll nicht mit dem Blute eines Selbstmörders befleckt werden. Die da kommen, sind fromme Männer, von denen Du nichts zu fürchten hast. Sie erscheinen, um das Wohl der Kirche mit mir zu berathen; doch werden heute wohl andere Dinge hier verhandelt werden."

Er hieß ihn in das nahe Kämmerchen treten und ging die Thür zu öffnen. Nach einigen Augenblicken traten Philipp Melanchthon, Buggenhagen und noch einige andere Freunde und Mitgehülfen des großen Reformators ein. Luther eröffnete ihnen, welchen Gast er beherberge, und die geistlichen Herren erschracken, als der Name Kohlhas über seine Lippen ging. Er beruhigte sie mit der Versicherung, daß gerade hier ein gutes Werk zu stiften sey und der Boden sich empfänglich zeige für gedeihliche Saat.

Kohlhas wurde gerufen und man sprach über seine Angelegenheiten bis tief in die Nacht. Die geistlichen Herren gaben ihm zuletzt die Versicherung, wie sie Alles anwenden wollten, um ihren Landesherrn zur Sühne zu bewegen; der Roßhändler dagegen versprach durch einen Handschlag, dem Lande Sachsen keinen Schaden mehr zu thun, wenn man ihn nicht durch neuen Treubruch dazu reize.

Schon dämmerte der Morgen, als Kohlhas das Haus verließ; die Ermahnungen der frommen Männer hatten ihn tief gerührt. Unerkannt und unaufgehalten kam er aus der Stadt, bezahlte in der Herberge seine Zeche und ritt davon.

Die Unterhaltungen der vergangenen Nacht hatten in der That eine Sinnesänderung bei dem Roßhändler begründet. Mit dem ernstlichen Vorsatze, dem gesetzlosen Leben, welches er seit zwei Jahren getrieben, zu entsagen, erreichte er seine Bande, vertheilte ansehnliche Geschenke unter sie und entließ sie abermals zu seines Vetters Nagelschmidt großem Verdrusse. Nur etwa zehn Männer, die ihm die liebsten waren, behielt er in seinen Diensten und zog mit ihnen auf seine Meierei. Vorerst schrieb er jedoch einen in den geziemendsten Ausdrücken abgefaßten Brief an seinen Herrn, den Kurfürsten von Brandenburg, und bat um Aufhebung der gegen ihn eingeleiteten Verfolgungen, indem er sich von nun an als ein gehorsamer und friedlicher Bürger und Unterthan zeigen wolle. Joachim **II.** gewährte dieses Gesuch um so leichter, als Kohlhas sich nicht unmittelbar gegen ihn vergangen hatte. Der kurfürstlichen Verzeihung vergewissert, begann

der Roßhändler sein altes Gewerbe wieder zu treiben und sich von neuem häuslich einzurichten. So sandte er auch nach Meklenburg, um seine Gattin und Kinder heimholen zu lassen. Aber wie sehr wurden seine Hoffnungen niedergeschlagen, als sein Abgesandter Herse mit der Nachricht zurückkam, Elisabeth sey vor Kurzem gestorben; der Gram über das Thun ihres Mannes und der Schmerz, seine Seele diesseits und jenseits verloren zu sehen, habe ihr Herz gebrochen, denn allgemein habe man sich erzählt, daß er einen Vertrag mit dem Teufel errichtet. Aus diesem Grunde weigerten sich auch Elisabeths Verwandte, ihm die Kinder verabfolgen zu lassen, damit die Seelen der unschuldigen Kleinen nicht ebenfalls verlustig gehen sollten in der verfluchten Gemeinschaft.

Kohlhas hörte dies Alles und war erschüttert: er warf sich vor, der Mörder seines guten Weibes zu seyn und verfiel in eine dumpfe Schwermuth, die oft in Verzweiflung überzugehen drohte. Die böse Meinung, die das Publikum von ihm hatte, fiel auf sein Gewerbe zurück: man scheute sich vor ihm und jeder Segen blieb ihm fern. Er fühlte jede Thatkraft in sich erlöschen und war doch auch eine zu kräftige Natur, um sich blos leidend zu verhalten. In solchen Augenblicken fanden die Reden des aufrührerischen Nagelschmidt, der sich in das alte wüste Leben zurücksehnte, ein geneigtes Ohr bei ihm und es fehlte nur eine Gelegenheit, den Roßhändler zur wilden That zu entflammen. Diese Gelegenheit blieb leider nicht aus.

Kohlhas hatte seit der Rückkehr zu seinem Gewerbe sich damit begnügt, die märkischen Städte zu bereisen; nach Sachsen zu gehen, wo er früher die meisten Pferde verkaufte, wagte er anfänglich nicht. Zu Anfang des Jahres 1539 bewog ihn jedoch Nagelschmidt, den Herse mit einer Koppel Pferden auf einen sächsischen Jahrmarkt zu senden. Nun war dort durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht worden, daß dem Landesbeschädiger Kohlhas, der jetzt wieder, vielleicht nur zum Schein, dem Roßhandel obliege, der Betrieb dieses Gewerbes auf sächsischem Grund und Boden untersagt sey; würde er dieses Gebot übertreten, so sollte ihm das herübergebrachte Vieh weggenommen, er selbst aber, oder sein Abgesandter, durch den Büttel über die Grenze zurückgeschafft werden, zur gerechten Strafe für den dem Lande Sachsen von ihm zugefügten Schaden. Kohlhas wußte von dieser Verordnung nichts; es geschah also, daß der Knecht,

welcher den Herse begleitet hatte, ganz allein zurückkam und berichtete: die Büttel des Amtes Schweinitz hätten sich der Pferde bemächtigt, Herse habe sich dagegen vertheidigt, und in einem Auflaufe, der darüber entstanden, sein Leben verloren.

Diese Botschaft regte auf einmal das Feuer der Leidenschaft in dem Roßhändler wieder auf. „Mein treuer Herse todt," schrie er wild; „erschlagen von den Sachsen? Ha, so soll noch einmal die Brandfackel leuchten und schauerlich sein Grab erhellen; auch wenn der heilige Mann, in dessen Hand ich Frieden gelobt, sich mir entgegenstellte und sein markerschütterndes Verdammungswort mir zuriefe — ich kehrte nicht um, bis ich dem getreuen Knechte, der so viel um mich gelitten, das schuldige Todtenopfer gebracht."

Nagelschmidt klatschte Beifall. Zum dritten Male ergriff Kohlhas die Waffen; bald stand er an der Spitze von mehr als sechszig Freibeutern und übte da, wo das Blut seines Knechts geflossen war, ein schreckliches Gericht der Vergeltung. Diesmal aber hatte er ein schwierigeres Spiel: ein an Zahl bedeutender sächsischer Reiterhaufe wurde gegen ihn ausgesandt, und gleichzeitig erfuhr er, daß auch Kurfürst Joachim ihn für einen Landfriedensbrecher erklärt habe. Dies letztere schmerzte den Roßhändler tief, da er seinen Landesherrn ehrte, und sein Gebiet stets respektirt hatte. Unfähig das Geschehene zurückzunehmen, und aufgereizt von seinem Vetter, konnte er nur immer weitergehen, und ein Auskunftsmittel darin suchen, daß er auch seinen eigenen Landesherrn angriffe und ihm dadurch eine große Furcht einflößte, die ihn nöthigte, sich auf Unterhandlungen einzulassen. So führte er eine Zeitlang auch auf dem brandenburgschen Gebiet die verwegensten Streiche aus.

Etwa eine Stunde von Potsdam führt in einer bewaldeten Gegend eine Brücke über den kleinen Fluß Telte. Kohlhas erfuhr, daß ein kleiner Wagen mit Silberkuchen, der aus den Mansfeldschen und Stolbergschen Bergwerken kam, diesen Weg nehmen würde und lauerte daher auf. Am hellen Nachmittage überfiel Kohlhas den Transport und jagte den kurfürstlichen Faktor Konrad Draziger mit seinen vier Begleitern in die Flucht. Es war ihm nicht darum zu thun, sich zu bereichern oder Beute zu machen: er wollte durch diese That dem Kurfürsten nur andeuten, wie gefährlich er ihm werden könne, und wie ersprießlich daher eine baldige Aussöhnung mit ihm sey.

Joachim aber verstand die Sache anders. Zürnend über den Frevel seines Unterthans ergriff er noch ernstere Maßregeln gegen denselben; die Militair-Verfassung jener Zeit war indessen so mangelhaft, daß nichts Erhebliches ausgerichtet werden konnte. Nach einigen Monaten gaben der Kurfürst und seine Räthe die Hoffnung auf, den Friedensstörer mit den gewöhnlichen menschlichen Mitteln zu besiegen; nur in der Zauberei schien noch ein Hülfsmittel zu liegen. Um diese zu versuchen, wandte sich der Kurfürst an den Scharfrichter in Berlin, Meister Hans, der als Zauberer in einigem Rufe stand, wahrscheinlich aber nur mehr als gewöhnliche Einsichten für jene Zeit besaß. Unter andern Thaten des Scharfrichters hatte folgende den Kurfürsten aufmerksam auf ihn gemacht.

Im Jahre 1529 waren die Bettler in Berlin zu einer ungewöhnlichen Zahl angewachsen. An den Kirchthüren lagen des Sonntags eine Menge lahmer und gebrechlicher Leute, jammerten, daß es einen Stein erbarmte und brandschatzten dadurch die Kirchgänger. Nun traf es sich, daß Meister Hans, als er am grünen Donnerstage zur Kommunion ging, einige dieser Bettler genauer betrachtete. Es schien ihm, als ob sie ganz gesunde Leute und ihre Gebrechen nur verstellt seyen. Am Nachmittage erstattete er dem Kurfürsten Joachim I. über die Sache einen drolligen Bericht und erbat sich die Erlaubniß, die Preßhaften nach eigener Weise kuriren zu dürfen. Lachend gab der Kurfürst seine Genehmigung dazu. Als nun am Charfreitage der Gottesdienst zu Ende ging, fand Meister Hans sich mit dreien seiner Knechte die unter ihren Röcken tüchtige Knotenpeitschen versteckt hatten, auf dem Kirchhofe ein. Die Kirchthüren werden geöffnet, die Krüppel erhoben ihr gewöhnliches Geschrei; da zeigte der Scharfrichter auf drei unter ihnen und alsbald langten die Knechte ihre Instrumente hervor und droschen auf die Bezeichneten tapfer ein. Diese baten zwar anfangs auf das jämmerlichste um Schonung ihres Unglücks; als sie jedoch sahen, daß man darauf nicht achtete, vergaßen sie ihre Rolle und ergriffen mit einer Behendigkeit die Flucht, daß die Gesundheit ihrer Gliedmaßen nicht genug zu bewundern war. Der Kurfürst, ein Zeuge dieses Auftritts, hatte sich an dem Schauspiele höchlich ergötzt.

Jetzt also war es sein Nachfolger Joachim II., der dem Scharfrichter eine ansehnliche Belohnung verhieß, wenn er den Kohlhas und dessen Vetter nach Berlin zu zaubern vermöchte, so

daß Beide ohne große Mühe gefangen würden. Meister Hans versprach das Möglichste zu thun; der Roßhändler war seit Jahren sein guter Freund und bester Kunde gewesen; dieser Umstand erleichterte ihm das Geschäft. Einer seiner Knechte, ein kecker und verschmitzter Bursche, mußte sich in die Ställe der Meierei des Roßhändlers schleichen und dort ein Pulver, das seiner Feinheit und schmutzigen Farbe wegen gar nicht zu bemerken war, in die Krippen streuen. Nicht lange, so erkrankte eine Menge der aufgestellten Pferde, und Kohlhas, wiewohl gebildeter und aufgeklärter als Andere, hielt doch nach dem Aberglauben jener Zeit dafür, daß hier eine Hexerei im Spiele sey. Als nun die von ihm angewandten Mittel fruchtlos blieben und immer ein Pferd nach dem andern unbrauchbar wurde, sandte er heimlich zum Meister Hans und ließ ihn zu sich entbieten.

Der Scharfrichter hatte dies erwartet. Er stellte sich nun krank und gab dem Boten zum Bescheide, wie er auf die Meierei nicht hinauskommen könne; er wisse zwar ein Mittel wider die unter den Pferden eingerissene Krankheit, da es aber ein sympathetisches Geheimniß sey, könne er es nur dem Kohlhas allein anvertrauen. Dieser möge also heimlich nach Berlin kommen; wolle er dies nicht wagen, so müsse er in Geduld stehen.

Kohlhas traute dem Verräther, besprach sich mit Nagelschmidt, und beide machten sich verkleidet auf den Weg nach Berlin. Von einem handfesten Gesellen, einem entlassenen ehemaligen Küster begleitet, erschienen sie am Sonntage nach Lätare 1540 in der Stadt. Hier trennten sie sich, mit der Verabredung, sich gegen Mitternacht bei Thomas Meißner, einem alten Freunde des Roßhändlers, der am Nikolai-Kirchhofe wohnte, zu treffen. Nagelschmidt ging zu einem Bürger Putlitz am Georgen-Thore, wo er eine Geldsumme einzutreiben gedachte; der Küster begleitete ihn. Kohlhas seiner Seits verfügte sich zum Scharfrichter, der ihn freundlich aufnahm und ihm das sympathetische Geheimniß mittheilte; um die Thiere aus dem Grunde zu heilen, versprach er ihm noch eine Salbe zu bereiten, mit der das behexte Vieh jedesmal drei Stunden und drei Minuten nach ausgesprochener Zauberformel bestrichen werden müsse. Da die Zusammensetzung dieser Salbe angeblich einige Stunden Zeit erforderte, wollte Kohlhas so lange nicht warten, sondern redete ab, daß ihm die Salbe durch einen zuverlässigen Knecht in das Haus des Thomas Meißner geschickt werden solle, wo er sich

aufhalten werde; der Bote brauche gar nicht zu wissen, wer der eigentliche Empfänger sey. Kohlhas bezahlte im Voraus drei Gulden für das Heilmittel, von dem er sich die beste Wirkung versprach und ging dann zu seinem Gevatter, der über die Verwegenheit des Roßhändlers zwar erschrack, ihn jedoch freundlich aufnahm und bewirthete. Kaum eine Stunde lang hatten sie mit einander geplaudert, als ein starkes Geräusch auf der Straße die Aufmerksamkeit des Wirths erregte. Er sah zum Fenster hinaus, erbleichte und rief: „Wir sind verloren!"

Der Frohnvogt kam mit den Bütteln auf das Haus zu; schon donnerten sie an die Thür. Kohlhas suchte nach einem Versteck und sprang in einen auf dem Flur hinter der Bodentreppe stehenden Kasten. Zitternd und bebend erwartete Meißner die Häscher, denen das Haus geöffnet worden war; den Freund zu verleugnen, hatte er nicht das Herz; würde dieser entdeckt, so theilte er sein Schicksal. Mit ängstlicher Geberde zeigte er, als die Büttel den Roßhändler von ihm verlangten, auf den Kasten, dessen Deckel der Versteckte selbst zugeschlagen hatte. Gierig fielen die Häscher über den Kasten her und hoben den Deckel auf. Kohlhas hatte zwar ein Pistol bei sich und wollte sich vertheidigen; er konnte jedoch die Arme nicht frei bewegen und die Büttel kamen ihm zuvor. Von nervigen Fäusten gepackt und überwältigt, ergab er sich, ohne irgend ein Wort der Klage oder des Vorwurfs zu äußern, in sein Schicksal. —

Kohlhas war nach der Vogtei gebracht worden; durch eine Menge Menschen, die um den Zug zusammenlief, verbreitete sich das Gerücht von seiner Gefangennehmung schnell durch ganz Berlin. Eine heimkehrende Magd brachte dasselbe auch in das Haus des Bürgers Putlitz, der seinen Gläubiger freundlich empfangen und bewirthet hatte. Nagelschmidt, das erhaltene Geld in der Tasche, wollte mit dem Küster eben das Haus verlassen, als die schreckliche Nachricht von der Gefangennehmung des Roßhändlers zu ihren Ohren kam. Die Gäste wie der Wirth waren gleich bestürzt; ein Umstand, welcher der Magd auffiel, da sie erwartete, man werde sich über die Kunde freuen. Ein unvorsichtiges Wort des Küsters führte sie bald zu dem Gedanken, daß die Fremden wohl Genossen des berüchtigten Landbeschädigers seyn möchten, und da ihr am vorigen Tage von ihrer Herrschaft, wider ihren Willen der Dienst gekündigt worden war, beschloß sie, die gemachte Entdeckung zu deren Nachtheil zu benutzen.

Da man, um den Kohlhas zugleich mit alle den Begleitern, die er bei sich haben möchte, zu fangen, die Stadtthore geschlossen hatte, war an ein Entkommen nicht mehr zu denken. Putliz, dessen Jugendfreund Nagelschmidts Vater gewesen, erbot sich großmüthig, seinen Gästen ein Asyl zu geben; er führte sie in ein Dachstübchen hinauf und deutete ihnen an, daß sie, im Falle sie auch hier gesucht werden sollten, sich in den Schornstein verbergen, oder aus demselben heraus auf das Dach des Nachbars klettern sollten. Inzwischen aber hatte die Magd ihn schon verrathen; der Frohnvogt und die Büttel erschienen und forderten die Gesellen des Kohlhas von ihm. Vergebens war es, daß Putliz und sein Weib sich aufs Leugnen legten; die Magd trat vor und zeugte wider sie. Doch aller Drohungen ungeachtet blieb das bedauernswerthe Ehepaar bei seiner Aussage, bis es sich überführt sah. Die Magd führte die Häscher in jeden Winkel des Hauses und so auch in das schon gedachte Dachstübchen, wo man zwar keine Menschen, wohl aber nahe der Oeffnung des Kamins ein Barett fand. Diese Entdeckung führte weiter und in wenigen Minuten waren die beiden Flüchtlinge gefangen und ebenfalls in das Gefängniß abgeliefert.

Noch in derselben Nacht schleppte man auch die Putlizschen Eheleute vor Gericht und verurtheilte sie, als Helfershelfer der Kohlhasschen Rotte, zum Tode durch das Schwert. Und schon am folgenden Morgen führte man sie zu dem auf dem neuen Markte in aller Eile errichteten Blutgerüste. Als sie es Hand in Hand, mit getrostem Muthe und mit dem beruhigendem Glauben bestiegen, daß ihre That vor Gottes Augen keine Sünde sey, wurde der Frau von dem Blutrichter verkündigt, wie der Kurfürst sie begnadigen wolle. „Das verhüte Gott," erwiederte sie, „daß ich solche Gnade annähme. Ich bin seit dreißig Jahren meinem Eheherrn ein getreues Weib gewesen und habe Freude und Leid redlich mit ihm getheilt; so will ich auch sein letztes Schicksal mit ihm theilen." Eine allgemeine Rührung verbreitete sich in dem weiten Kreise der Zuschauer; die Blutrichter aber winkten dem Meister Hans und die beiden alten Leute empfingen den Todesstreich.

Mit dem Roßhändler und seinen beiden Unglücksgefährten übereilte man sich weniger. Der Kurfürst sandte sogleich einen Eilboten nach Wittenberg, um das Ereigniß zu verkünden: von dort erschien sogleich ein sächsischer Anwalt in Berlin, um, mit

Genehmigung des Kurfürsten, einen peinlichen Prozeß gegen den Roßhändler und seine Gesellen wegen Landfriedensbruchs zu eröffnen. Am Montage nach Palmarum 1540 fand die Gerichts-Verhandlung statt. Kohlhas vertheidigte sich drei Stunden lang mit seltenem Anstande und großer Beredsamkeit; seine Gegner aber waren zu erbittert, als daß sie irgend einen Umstand zu seiner Rechtfertigung hätten gelten lassen sollen. Das Urtheil fiel dahin aus, daß der berüchtigte Landesbeschädiger, Räuber und Mordbrenner Hans Kohlhas, nebst seinen beiden eingefangenen Mitschuldigen, zur Strafe für ihre Missethaten und anderen Sündern zum warnenden Beispiel, mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. — „Ich habe wohl vorausgesehen," sagte Kohlhas ganz ruhig, als man ihm diesen Spruch vorlas, „daß es einmal mit mir so kommen würde; auch hat das Leben für mich keinen Werth und ich habe mich blos darum so gründlich vertheidigt, damit der Wahrheit und dem Rechte die gebührende Ehre bleibe."

Der Richter fragte ihn, ob er nicht ein bittendes Wort an den Kurfürsten richten wolle, damit die Strafe des Rades vielleicht in die des Schwertes gemildert werde. Kohlhas überlegte einen Augenblick; da rief ihm Nagelschmidt zu: „Du wirst doch vor uns nichts voraus haben wollen? Wir sind ja im Leben immer getreue Kumpane gewesen, soll es beim letzten Tanze anders seyn?" — Und Kohlhas nickte ihm freundlich zu und sprach: „Du hast Recht, Vetter; gleiche Brüder, gleiche Kappen. Ich will's nicht besser haben, als Ihr."

Am Abende vor der Hinrichtung verfügte sich der evangelische Propst George Buchholzer, ein Schüler Luthers und der erste von dem Kurfürsten nach Berlin berufene protestantische Prediger, zu den Verurtheilten, um sie, die sich zum Lutherthume bekannten, zu einem christlichen Tode vorzubereiten. Sie beichteten ihm und empfingen das Abendmahl. Kohlhas erregte durch seinen Ernst, seine Fassung und seinen würdevollen Gleichmuth die Theilnahme des Geistlichen. Als nun dieser, in sehr bewegter Stimmung, sich entfernen wollte, rief ihn der Roßhändler noch einmal zurück und sagte: „Wollt Ihr mir wohl noch eine Bitte gewähren, hochwürdiger Herr?" — Gern versprach ihm der Propst die Erfüllung, wenn solche mit seiner Pflicht vereinbar sey. — „So lasset mir," fuhr Kohlhas fort, „ein Blättchen Papier und Feder und Dinte bringen, und gebet das, was

ich schreiben werde, an unsern durchlauchtigen Kurfürsten zu eigenen Händen, jedoch erst, wenn ich todt bin. Ihr seht daraus, daß es kein Gnadengesuch ist; denn ich wünsche jetzt nur die Gnade Gottes und meines Heilandes."

Der Geistliche erfüllte seinen Wunsch und ließ mit dem Schreibgeräthe auch Wachs zur Besiegelung des Briefes bringen. Als Kohlhas vollendet hatte, gab ihm der Propst noch einmal seinen Segen und verließ das Gefängniß. —

Am folgenden Tage, als die Sonne schon hoch stand, wurden die drei Verurtheilten, unter einem ungeheuren Zulaufe von Volk, zur Richtstätte geführt. Sie gingen festen Schrittes; Kohlhas aber erregte durch seine würdige Haltung und den edlen Ausdruck seines zwar blassen, aber sprechenden Gesichts die Theilnahme Aller. Als er am Hochgerichte den Scharfrichter erblickte, sagte er, den Zeigefinger wie drohend gegen ihn erhebend: „Du böser Schalk hast mir einen schlechten Streich gespielt! Das hatte ich nicht um Dich verdient." — „Um mich nicht," erwiederte der Verräther, „aber um vieler Anderer willen."

Ein großer Theil des Volks erwartete mit geheimem Beben, daß etwas Außerordentliches geschehen würde, da die Sage gegangen war, der Roßhändler stehe mit dem Teufel im Bunde. Als aber der Spruch des Richters ohne irgend ein besonderes Ereigniß vollzogen wurde, hielt man dafür, Kohlhas müsse dem Teufel entsagt und sich wieder mit dem Himmel versöhnt haben. In dieser Meinung wurde man dadurch bestärkt, daß der Körper des Hingerichteten eine Zeit lang frisch geblutet haben sollte. Bis zum Abende drängten sich noch eine Menge Menschen zu dem auf dem Rade liegenden Leichnam, um die frischen Blutstropfen aufzufangen, als ein Mittel gegen mancherlei Uebel.

Als die Hinrichtung vorüber war, begab sich der Propst zum Kurfürsten und händigte ihm den Zettel ein. Der Roßhändler schrieb darin, wie das bei Potsdam von ihm und seinen Leuten geraubte Silber nicht vertheilt und vergeudet worden, sondern unter der Brücke im Bette der Telte zu finden sey. Zugleich bat er, daß der Kurfürst die Meierei auf dem Köpnicker Werder nicht als dem Staate verfallen einziehen, sondern sie seinen unglücklichen Kindern erhalten möge.

Joachim war gerührt. „Armer Kohlhas," rief er aus, „wenn Du jetzt noch lebtest, solltest Du nicht sterben! Doch es ist geschehen. Deine letzte Bitte aber will ich erfüllen."

180.

Heinrich V. Herzog von Breslau.

Heinrich IV. war nach einem viel bewegten Leben ohne Erben gestorben (S. 28); seine zwei nächsten Verwandten, Heinrich III. von Glogau und Heinrich von Liegnitz, bewarben sich um das erledigte Fürstenthum. Der Erstere, persönlich in Breslau anwesend, war als ein Zänker weder von den Ständen noch von den Bürgern geliebt; man wünschte sich lieber den gütigen Heinrich von Liegnitz, der in den polnischen Kriegen sich ausgezeichnet hatte und jetzt eben von Krakau nach Breslau zurückkam. Man empfing ihn bei seinem Einzuge mit großem Jubel, während sein Nebenbuhler, bittere Rache im Herzen, zum andern Thore hinauszog.

Von der Stadt Breslau und den Ständen des Fürstenthums zum Herzoge gewählt, begann Heinrich, wegen seiner körperlichen Größe und Dicke auch Crassus genannt, seine Regierung als Heinrich V., indem er, als gleichzeitiger Regent von Liegnitz, eine ziemliche Macht besaß. Unglücklicher Weise verstand er dieselbe nicht anzuwenden und gerieth dadurch in großes Verderben.

Heinrich von Glogau hatte beschlossen, sich durch Gewalt oder List für seine fehlgeschlagenen Hoffnungen zu rächen. Um seinen Angriffen gewachsen zu seyn, hielt Heinrich von Breslau es für nöthig, sich mit seinem eben so kriegerischen als eigennützigen Bruder Bolko von Löwenberg zu verbinden; für die Hülfe, die ihm dieser versprach, aber nicht leistete, erhielt er Jauer, Striegau, Reichenbach, Frankenstein und Strehlen.

Inzwischen hatte sich Heinrich III. von Glogau ein Mittel dargeboten, durch List zum Zwecke zu gelangen. Es lebte nämlich in Breslau, am Hofe Heinrichs V. ein junger Ritter, Lutko von Habedank, dessen Vater, Pakoslaus, wegen Tödtung eines angesehenen Mannes hätte hingerichtet werden müssen. Heinrich V. suchte Lutko durch die größten Begünstigungen das Andenken dieser Schmach vergessen zu machen; er hatte ihn an die Stelle seines Vaters gesetzt und überhäufte ihn mit Wohlthaten.

Diesen Mann ließ Heinrich III. von Glogau heimlich zu sich kommen, empfing ihn auf das freundlichste, weckte die schmerzliche Erinnerung an die Hinrichtung seines Vaters in ihm wieder

auf und suchte ihn zur Rache zu entflammen, indem er die größten Versprechungen von Erkenntlichkeit und wichtigen Beförderungen hinzufügte, wenn Lutko seine Wünsche erfüllen würde. Der junge Ritter unterlag dieser Versuchung, versprach seinen Wohlthäter in die Hände des ärgsten Feindes zu liefern, und kehrte mit Plänen zur Ausführung dieses Vorhabens nach Breslau zurück.

Es war am 9. Oktober 1293, als Heinrich, nahe am fürstlichen Schlosse, auf dem Dome, sich im Bade befand. Da bemerkten seine am Ufer stehenden Diener, daß Lutko in Begleitung einiger bewaffneter Reiter durch die Oder setze: sie verwunderten sich und hinterbrachten es dem Herzoge, der sie aber ruhig seyn hieß, als sie Lutko's Namen nannten. Kaum hatte er ausgeredet, als er sich von den Räubern umringt und angefaßt sah. Vergebens leisteten seine wehrlosen Diener Widerstand; einer, der sich auf ihn warf, wurde verwundet und getödtet. Man nahm den Fürsten, setzte ihn auf ein Pferd, warf ihm einen schlechten Mantel über und ritt mit ihm Tag und Nacht bis Sandevall, wo der Herzog von Glogau ihn empfing. Anstatt aber mit diesem Siege sich zu begnügen, behandelte der Herzog seinen Gefangenen auf die unwürdigste Weise. Er setzte ihn nämlich nicht etwa auf ein Schloß oder einen Thurm, sondern sperrte ihn in einen hölzernen, auf allen Seiten stark mit Eisen beschlagenen Kasten, der so enge und niedrig war, daß der unglückliche Fürst darin weder aufgerichtet stehen, noch liegen, noch sitzen konnte; die obere und untere Oeffnung desselben waren mit starken eisernen Gittern verwahrt.

Der Herzog stieg in diesen schauderhaften Kerker mit der Hoffnung, daß nicht nur seine Unterthanen, sondern namentlich sein Bruder Bolko, dessen Hülfe er mit fünf der schönsten Städte erkauft, sich seiner annehmen würden. Aber weder das eine noch das andere geschah. So verharrte der unglückliche Fürst in seinem Käfig: erst als Unreinigkeit, Fäulniß und Würmer seinen Körper angriffen und ihm mit Verwesung bei lebendigem Leibe drohten, entschloß er sich, seine Freiheit mit einem großen Theile seiner Länder zu erkaufen. Er trat dem Herzoge von Glogau nicht nur die Städte und Schlösser Hainau, Bunzlau, Goswindorf, Naumburg, Wartenberg, Auras, Trebnitz, Militsch, Sandwalde, Oels, Bernstadt, Namslau, Kunstadt, Kreuzburg, Pitschen, Landsberg, Swirschau, Reichenthal und Bonizlau bei

Pitschen ab, sondern mußte ihm außerdem noch 30000 Mark mitten auf der Brücke bei Liegnitz, die über das schwarze Wasser führt, auszahlen, und den Verräthern, die ihn in diese Lage gebracht, Verzeihung angeloben. Am 9. April 1294 erhielt er seine Freiheit.

Heinrich genas von den Leiden seines Kerkers nicht wieder: aber noch auf seinem Sterbebette quälte ihn das Andenken an die lieblose Habsucht seines Bruders Bolko. Er ließ ihn, als er sein Ende nahe fühlte, nach Liegnitz berufen. „Ich verzeihe Dir," sprach der Sterbende, „alles von Dir erlittene Unrecht, nimm Dich aber meiner hülflosen Kinder an." — „Ja," versetzte der lieblose Bolko: „das will ich thun, wenn Du mir das Schloß Zobten giebst." Heinrich vermochte seine gerechte Empfindlichkeit über dieses Verlangen nicht zu bergen, und raffte seine letzten Kräfte zu einigen schwachen Vorwürfen über die unbrüderliche Habsucht zusammen. Aber Bolko verließ, ohne zu antworten, das Zimmer. Die gegenwärtigen Ritter, Lehnleute und Bürger stellten nun dem Herzoge vor, wie nach seinem Tode die unmündigen Prinzen ohne Helfer und Rathgeber seyn würden, wenn sich Bolko der Vormundschaft entzöge, und daß es daher rathsam sey, nachzugeben. Heinrich, von dieser Betrachtung besiegt, ließ seinen Bruder zurückholen, gestand ihm Zobten zu und empfahl ihm nochmals seine Kinder. „Ich übergebe Dir," sagte er, „hier in Gegenwart meiner Vasallen, der Baronen, Ritter und Bürger mein Siegel; ich überlasse es Deinem Gewissen, der Vater meiner Kinder zu seyn."

Bolko übernahm die Vormundschaft und Heinrich starb, zwei Tage später, am 22. Februar 1296, nachdem er fünf und ein halbes Jahr über Breslau regiert hatte. Sein Leichnam wurde, wie er verordnet, in der Klosterkirche zu St. Klara beigesetzt, wo auf seinem Grabe Tag und Nacht eine Wachskerze brennen sollte.

181.

Die Kreuz-Kirche zu Breslau.

Dieses alte ehrwürdige Gebäude verdankt sein Daseyn dem Herzoge Heinrich IV. von Breslau, dessen interessante Persön-

lichkeit wir S. 28 d. B. kennen lernten. Ein bleibendes Denkmal seiner Reue und Sinnesänderung, erbaute er diese Kirche dicht unter den Mauern des damaligen herzoglichen Schlosses und beschenkte sie zufolge der Stiftungs-Urkunde vom 3. Januar 1288 reichlich. Der Heilige, dem er sie bestimmte, war Bartholomäus; bei der Legung des Grundsteins fand man jedoch in der Erde eine Wurzel von so natürlicher Aehnlichkeit mit dem Kreuze und den gewöhnlich daran angebrachten Figuren, daß Heinrich darin einen Wink des Himmels erkannte und die Kirche der Ehre des heiligen Kreuzes zu weihen beschloß. Um indessen dem heiligen Bartholomäus seinen Antheil daran nicht zu entziehen, ließ er ihm eine unterirdische, dem Kreuze die darüber befindliche Kirche erbauen. In der erstern wurde nur jährlich am Bartholomäus-Tage Gottesdienst gehalten. Das zur Kirche gehörige Kollegiatstift versah der Herzog mit fünf Prälaten und zwölf Kanonikern.

Beide Kirchen standen bis zum dreißigjährigen Kriege, ohne irgend einen Unglücksfall zu erleiden; aus dem fernen Schweden sollte die Verwüstung über sie ergehen. Im August 1632 nahmen die Schweden von der Dominsel Besitz und 600 Mann Infanterie und 1000 Reuter verblieben hier bis in das Jahr 1634. Die obere Kreuzkirche wurde zum evangelischen Gottesdienste benutzt, die untere Bartholomäuskirche aber ausgeräumt und zum Pferdestall eingerichtet. Seitdem liegt die letztere öde und wüst und ist ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht wiedergegeben worden.

Das Gebäude der Kirche hat die Form des Kreuzes, dem sie geweiht ist. In die obere Kirche führen von zwei Seiten steinerne Stiegen mit eisernen Geländern. Sie ist sehr hell, hoch und geräumig. Das mittlere Gewölbe ruht auf starken Pfeilern, die wieder auf den noch stärkeren Pfeilern der untern Kirche aufliegen. Im Hintergrunde befindet sich das Presbyterium, in welchem die Sitze der Domherren und Vikarien, in der Mitte aber das aus Thon gebrannte kunstreiche Grabmal des herzoglichen Stifters, einer der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums. Der Herzog liegt in einem Panzerhemde, in einem mit schlesischen Adlern besetzten Rocke und in einem Hermelin-Mantel oben darauf, in der Rechten hält er das Schwert, in der Linken sein Wappen, den Adler; sein Haupt bedeckt ein Fürstenhut. Unten sind in verschiedenen Abtheilungen Gruppen von Figuren angebracht, die alle eine tiefe Traurigkeit äußern. Eine

Inschrift eignet dieses Grabmal Heinrich IV., gestorben in der Blüte des Alters, zu.

Das Altarbild stellt eine trefflich gearbeitete Erhebung des Kreuzes dar. Zwei mit Altären versehene Seitenkapellen, einander gegenüber, geben der Kirche die Gestalt des Kreuzes. In der rechten ist ein großes von Kynast gemaltes Altarblatt, eine Geschichte aus dem Evangelium der Kindheit Christi darstellend. Auf der Flucht nach Aegypten überfiel die heiligen Reisenden ein gewaltiger Durst; sie fanden einen Kirschbaum ohne Früchte, aber bei der ersten Berührung waren seine Zweige voll. Joseph reicht dem Kinde eine Menge derselben, während Maria eine Schale ausgießt. Maria ist vorzüglich lieblich, das Ganze macht einen stillen freundlichen Eindruck. Das Altarblatt gegenüber, von demselben Maler, versinnlicht eine abscheuliche Scene. Ein Heiliger, in Banden lebendig aufgehängt, wird von einem Henker mit einem glühenden Eisen in der Seite durchbohrt; ein barbarischer Römer sitzt dabei und feuert den Peiniger an.

In dem hintern Seitengange sieht man das schlecht gemalte Bild des Herzogs Heinrichs IV.; in der Halle gegen Mittag aber hängt das Bein eines Riesen, das beim Graben des Fundaments gefunden worden seyn soll. In der Sakristei verwahrt man das Untertheil von der schon gedachten Wurzel; das Obertheil, ein förmliches Kreuz, soll im dreißigjährigen Kriege verloren worden seyn.

Als man im Jahre 1803 die Altäre zu beiden Seiten des Presbyteriums abbrach, fand man unter dem linken, dessen Stifter der Domherr von Leudenrode gewesen, einen unverwesten Leichnam in geistlicher Tracht. Auch auf der rechten Seite wurde ein vertrockneter Leichnam ausgegraben, dessen Sarg und Kleidung ganz zerfallen waren. Beide Altäre sind durch neuere und prächtigere auf Kosten des Archidiakonus von Strachwitz ersetzt. In der Nähe dieser Altäre befindet sich das Denkmal des berühmten Georg von Saurmann. Als Gelehrter und Staatsmann zu seiner Zeit eine große Rolle spielend, stand er an den Höfen dreier Päpste in hohen Ehren, war wohlhabend und wurde von den größten Gelehrten seines Jahrhunderts geschätzt, als ihm bei dem Einfallen der Truppen Karl V. in Rom sein ganzes Eigenthum geraubt wurde, so daß er von Haus zu Haus betteln gehen mußte, und endlich, im Alter von 31 Jahren, auf einer Straße in Rom an der Pest verschied.

Von außen ist die Kirche mit einem schlanken Spitzthurme geziert, den im Jahre 1800 das Wetter zu zerschmettern drohte. An der entgegengesetzten Seite bemerkt man die Anlage zu einem zweiten, der jedoch nicht ausgeführt worden ist. Im Jahre 1523, am Tage Jakobi, fiel bei heiterem Himmel der Knopf vom Thurme herab; ein Ereigniß, das man in jener Zeit der Kirchen-Reformation für eine Vorbedeutung hielt. Der jetzt darauf befindliche Knopf wurde im Jahre 1724 aufgesetzt. — An einem Giebel der Kirche sieht man einen Vogel, angeblich eine Dohle, und der Sage nach ein Zeichen, daß einst ein Knabe, der auf dem Gipfel der Kirche ein Nest dieses Vogels habe ausnehmen wollen, unbeschädigt herabgestürzt sey. Die Figur soll indeß wahrscheinlich den uralten polnischen Adler bedeuten, der, mit aufgerecktem Kopfe und Halse, ausgebreiteten Flügeln und Schwanz, noch auf mehreren alten Schildern und Grabmälern zu sehen ist.

Vor der Kreuzkirche steht die Statue des heiligen Nepomuck, Beichtvaters der Königinn Johanna von Böhmen. Sie ist aus Sandstein von dem Breslauer Bildhauer Johann George Urbanski gearbeitet, im Jahre 1732 aufgestellt und 1767 ausgebessert worden. Die Statue hat vier Seiten, auf deren jeder eine Scene aus der letzten Zeit des Heiligen zu sehen ist. Oben steht er selbst in Lebensgröße.

182.

Die diebische Dohle.

(Aus der Vorzeit von Schweidnitz.)

In Schweidnitz lebte, wie die Sage meldet, vor Zeiten ein Rathsherr, der mehr das Gold liebte, als Gott, und eine Dohle abgerichtet hatte, um durch eine ausgebrochene Glasscheibe des vergitterten Fensters in die seinem Hause gegenüber gelegene Rathskämmerei einzufliegen und ihm ein Stück Geld daraus zu holen. Dies geschah jeden Abend und sie brachte ihm eine der goldenen oder silbernen Münzen, die gerade von den städtischen Einkünften auf dem Tische lagen, im Schnabel getragen. Die andern Rathsbedienten gewahrten endlich die Verminderung des Schatzes,

beschlossen, dem Diebe aufzulauern, und fanden bald, daß die Dohle nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Goldstück wegpickte. Sie zeichneten darauf einige Stücke und legten sie hin, die von der Dohle nach und nach gleichfalls abgeholt wurden. Nun saß der ganze Rath zusammen; die Sache wurde vorgetragen und der Schluß gefaßt, daß der Dieb, falls man ihn herausbringen würde, oben auf den Kranz des hohen Rathhaus-Thurms gesetzt und verurtheilt seyn sollte, entweder oben zu verhungern oder bis auf den Erdboden herabzusteigen. Unterdessen wurde in des verdächtigen Rathsherrn Wohnung geschickt und nicht nur der fliegende Bote, sondern auch die gezeichneten Goldstücke gefunden.

Der Missethäter bekannte sein Verbrechen, unterwarf sich freiwillig dem Spruche, den man in Betracht seines hohen Alters lindern wollte, und stieg vor aller Leute Augen mit Angst und Zittern auf den Kranz des Thurmes. — Beim Absteigen unterwärts kam er bald auf ein steinernes Geländer, wo er weder vor noch hinter sich konnte, sondern stehen bleiben mußte.

Zehn Tage und Nächte stand der arme alte Greis hier zur Schau, ohne Speis' und Trank, bis er endlich vor großem Hunger sein eigenes Fleisch von den Händen und Armen abnagte, und reue- und bußfertig durch solchen grausamen und unerhörten Tod sein Leben endigte. Statt des Leichnams wurde in der Folge sein steinernes Bild neben dem der Dohle auf jenes Thurmgeländer gesetzt. — Im Jahre 1642 warf ein Sturmwind es herunter und nur der Kopf davon soll noch auf dem Rathhause zu sehen seyn.

183.

Hirschberg.

Hirschberg, im schlesischen Gebürge, am linken Ufer des Bobers und am Einflusse des Zackens in denselben, hat, wie fast alle Städte, einen sehr unbedeutenden Anfang gehabt. Denn schon im Jahre 1002 soll sie bereits ein kleiner Marktflecken gewesen seyn. Boleslaus III. (Schiefmund) von Polen, als da-

maliger Beherrscher Schlesiens, ließ diesen Flecken im Jahre 1108 befestigen und zu dem Ende mit doppelten starken Mauern und einem breiten Graben versehen. Die Stadt erhielt drei Thore, das Schildauer, Langgassen- und Burgthor. An jedem Thore stand ein runder Thurm, der zu dessen Befestigung diente und an seiner Spitze einen vergoldeten Knopf hatte. Die doppelte Mauer erhielt zu größerer Festigkeit und besserer Vertheidigung eine Menge Basteien und Redouten. Der Graben um die Stadt war an den meisten Stellen 20 bis 25 Ellen breit und 8 bis 10 Ellen tief: den Raum zwischen beiden Mauern nannte man den Zwinger und vermiethete ihn zu Gärten.

Den Namen soll die Stadt von den Hirschen haben, die sich häufig in den sie umgebenden, damals dichten Wäldern aufhielten, und den alten Herzogen manches Jagdvergnügen bereiteten. Auch führt die Stadt im Wappen einen Hirsch, der ein Kleeblatt im Maule hält.

Der Stadt gegen Abend, im sogenannten Pechwinkel, liegt der Hausberg, der seinen Namen von dem Hause oder der Burg erhielt, die einst hier stand und von der nur wenig oder gar keine Ueberreste mehr vorhanden sind. Der schon genannte Boleslaus III. soll diese Burg im Jahre 1111 entweder zu besserer Vertheidigung der Stadt, oder, was noch wahrscheinlicher ist, zu einem sichern Jagdschlosse erbaut haben. Später nahmen hier Burggrafen ihren Sitz.

Ueber dem Hausberge gegen Westen, auf dem jetzt sogenannten Kreuzberge, stand damals eine Kapelle des heiligen Wolfgang, neben der sich ein Begräbnißplatz befand.

Im Jahre 1241 soll die Stadt durch Boleslaus den Kahlen (S. 25) erweitert worden seyn. In den darauf folgenden Jahrzehenden hatte sie bereits öffentliche Gebäude, Zünfte, Rechte (1299); auf dem Hausberge fanden sich erbliche Besitzer und bei der Stadt Vorwerke; auch fällt in diese Zeit die Anlegung der Vorstädte, vielleicht auch des ersten Rathhauses, das jedoch nicht mitten auf dem Markte, sondern an der Seite desselben stand.

Um das Jahr 1320 wird zuerst des Weichbildrechtes der Stadt erwähnt, vermöge dessen sie allein im ganzen Weichbilde Bier brauen, Gerberei treiben, Salz verkaufen und Handwerker haben durfte. Das Weichbild war sehr groß und umfaßte außer Hirschberg mit seinen Dörfern: die Herrschaften Kynast, Giersdorf, Arnsdorf, Schmiedeberg (damals ein Dorf), Chemnitz

Kupferberg, jeden Ort mit seinen Dörfern; dann noch alle dazwischen liegenden Orte, bis herunter über Schönau nach Neukirch hinaus. Mit Schmiedeberg lebte die Stadt wegen des Weichbildrechtes beständig in Unfrieden.

Im Jahre 1361 verkaufte Bolko II. (der Kleine), Herzog zu Schweidnitz, der Stadt das Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen, auf zehn Jahre.

Am 13., 17. und 18. September 1427 setzten die Hussiten in verschiedenen Stürmen der Stadt hart zu, wurden aber durch die Tapferkeit der Bürger jedesmal zurückgeschlagen. Eben so gut hielt sich die Burg auf dem Hausberge, die damals in sehr gutem Vertheidigungs-Zustande gewesen seyn muß. Indessen fand der König sich doch bewogen, die Burg an die Stadt zu übergeben, welche sie abtragen und nie wieder aufbauen sollte. Bald darauf löste die Stadt, weil es der Landesherr so haben wollte, auch das Zubehör der Burg (Burglehn) ein.

Von den damaligen Gewohnheiten und Sitten der Hirschberger hat der Dichter Pankrazius Geier, ein Hirschberger, mehrere Proben auf die Nachwelt gebracht. Die eine betrifft die Kindbetterinnen und Wochenbesuche, „Wenn eine Frau niedergekommen ist," sagte er, „so kommen die Frauen (vermuthlich aus der Bekanntschaft) alle und wünschen der Wöchnerin feierlich Glück. Diese hingegen sitzt neben dem Kinde geputzt in einem geschmückten Bette, nimmt die Besuchenden freundlich auf und traktirt sie mit Kuchen und süßem Getränke, das man aus reinem Zinn trinkt. Dann gehen die Besucherinnen in einer feierlichen Ordnung nach Hause und bringen ihren Männern etwas von dem Empfangenen mit. Nach sechs Wochen begleiten sie die Wöchnerin eben so feierlich in einem Zuge zur Kirche."

Die zweite Nachricht betrifft ein Fest, das man vielleicht zum Andenken der glücklichen Befreiung von den Hussiten feierte. Die Erwachsenen trugen in Prozession ein Kreuz herum und schmückten die Kirche mit Lichtern; die Jugend bekleidete sich drei Tage lang mit Helm und Schild, zog aus der Stadt auf das Feld und auf hohe Berge und theilte sich in zwei Haufen, nämlich in Eingeborene und Fremde. Diese gingen dann auf einander los, kämpften, schrieen und warfen sich mit ausgerissenen Rasenstücken.

Im Jahre 1542 am Donnerstage nach Bartholomäus um

21 Uhr*) kamen große morgenländische Heuschrecken in die Gegend von Hirschberg. Ihre Menge war so groß, daß sie im Fluge die Sonne verdunkelt; wo sie sich niederließen, wohl dreifach oder eine Viertel Elle dick gesessen, auch alles Gras und Getreide verzehrt haben sollen. Ihre Menge und Größe war in diesen Gegenden eine ungewöhnliche Erscheinung; man glaubte an ihnen sonderbare Zeichen, sogar arabische und hebräische Figuren und das Wort cave (hüte dich) an ihnen zu finden. — Ueber die ferneren Schicksale der Stadt in Zukunft ein Mehreres.

184.

Hummel.

In geringer Entfernung von dem Bade-Orte Reinerz in der Grafschaft Glatz, westwärts an der Landstraße nach Böhmen, erhebt sich ein kegelförmiger Berg, von 2400 P. Fuß Seehöhe, dessen Masse aus Glimmerschiefer besteht. Auf seiner jetzt sehr unebenen Oberfläche stand einst die Burg Hummel, auch das Hummelschloß, Homole und Landsfriede genannt.

Diese Burg wurde, den Vermuthungen nach, zu Ende des eilften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts gegründet. Damals gehörte die Grafschaft Glatz der Krone Böhmen, und weil zwischen diesem Reiche und der Krone Polen, welche Schlesien besaß, fortwährend Verwüstungskriege herrschten, suchten beide Theile ihre Grenzen zu befestigen und die engen Pässe zu sichern, um feindliche Einfälle abzuwehren. Dergleichen Burgen besaß damals der Landesherr, und verschenkte, verkaufte oder verpfändete sie seinen Vasallen, doch mit Vorbehalt des Besatzungsrechts im Kriege.

Als eine Grenzfeste, bestimmt, das Land gegen feindliche Einfälle zu sichern, erhielt Hummel wahrscheinlich den schon gedachten Namen Landsfriede. Sein anderer Name Homole soll sich von einem Böhmen dieses Namens herschreiben, der an-

---

*) Man hatte damals noch die ganze 24 Stunden zählende Uhr. Die halbe wurde 1594 eingeführt.

geblich zuerst das Eigenthum der Burg und der dazu gehörigen Herrschaft, die von ziemlicher Ausdehnung war, gehabt. Im Jahre 1346 war dieses Eigenthum in den Händen des Tyczko von Pannewitz, Burggrafen von Glatz. Er stiftete in der Pfarrkirche des Städtchens Reinerz einen Altar, besetzte ihn mit einem böhmischen Priester und sorgte für dessen Unterhalt. Seine fünf Söhne bestätigten 1366 die väterliche Stiftung mit dem Zusatze, daß jener Priester wöchentlich dreimal auf Landesfred Messe lesen solle. Im Jahre 1406 erhielt die Stiftung eine neue Bestätigung durch den damaligen Besitzer der Burg, Theodorich von Janowicz, Herrn von Nachod, der zugleich festsetzte, daß der jedesmalige Pfarrer zu Reinerz noch einen Kaplan als Amtsgehülfen unterhalten solle; einer von Beiden, der Pfarrer oder der Kaplan, müsse nothwendig Deutsch verstehen.

Im Jahre 1427 hatte Mikulasch Trozke, ein vornehmer Böhme, Homole für tausend Schock Meißnische Groschen gekauft. Er war ein Widersacher der Hussiten und sah demnach von diesen sein Eigenthum angegriffen. Sie berannten die Burg, nahmen sie ein und setzten den Peter Pollack zum Burggrafen (1428). Dieser schändete sein Amt, machte den Wegelagerer und plünderte die Umgegend. Die Folge davon war, daß im Mai 1433, als er von Nimptsch aus Streifereien begonnen, die Breslauer und Schweidnitzer ihn aufgriffen und einsperrten. Sein Nachfolger, im Besitz von Homole, Hinko Kruschine von Leuchtenberg, war, während der Minderjährigkeit Ladislavs, Königs von Böhmen, Verweser der Lande Frankenstein und Glatz. Er starb am 4. März 1454 und von seinem Sohne Wilhelm Kruschina löste Georg Podiebrad, Freiherr von Kunstadt, damals Statthalter von Böhmen, die Herrschaft Homole ein. Am 2. März 1458 gelangte er auf den böhmischen Thron und nach seinem Ableben, am 22. März 1471, erhielt sein zweiter Sohn Heinrich mit dem Herzogthum Münsterberg und der Grafschaft Glatz auch die Burg Homole. Er hatte diese jedoch nur bis zum Jahre 1477, wo Hildebrand Kauffung, ein Verwandter des Prinzenräubers Kunz von Kauffung und Erbauer des Dorfes Kauffung bei Schönau, damit belehnt wurde. Er und seine Familie hatten das Eigenthum noch im Jahre 1505, wo Siegmund Kauffung vom Landfred sich zu den Raubrittern der Grafschaft Glatz, Bernhard Haugwitz, George Geisler und Christoph von Reisewitz (der schwarze Christoph) gesellte. Seitdem konnte Niemand

mehr die Burg Homole sicher vorbeiziehen, und Georg von Breitenstein, Landeshauptmann von Glatz, sah sich genöthigt, dem Unwesen zu steuern. In Folge eines Fürstentages, den er ausschrieb, ergriff man Maßregeln gegen die Räuber; der von Reisewitz wurde 1513 in Liegnitz aufgeknüpft, Siegmund von Kauffung aber, der das Räuberhandwerk fortsetzte und endlich gar den Kaiser zu befehden sich erlaubte, gefangen und in Wien enthauptet (1534).

Seitdem kam die Herrschaft Homole in verschiedene Hände und wurde allmählig zerstückelt; Kaiser Leopold I. verkaufte 1684 den Rest der zu derselben gehörenden Dörfer theils an die Städte Reinerz und Lewin, theils an die Grundherren von Rückers und Gellenau. Wenn die Veste selbst zerstört worden oder eingegangen, ist unbekannt. Noch im Jahre 1560 wohnte Eustach von Landfred darin; nach ihm wurde die Verwaltung der Herrschaft Amtleuten übertragen, die aber in der Taberne zu Reinerz wohnten, weil das Schloß in Verfall gerathen war.

Homole hatte nur ein einziges Thor an der zugänglichen Ost-Nordseite. Man sieht noch die Ueberreste der Mauern und des Wartthurms. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sollte es in den alten Mauern spucken: man fand einigemal todte oder halb todte, sehr zerkratzte Menschen. Wahrscheinlich wurden diese Zufälle durch Raubthiere herbeigeführt. — In neuerer Zeit versuchte die Kommune Reinerz den Schloßberg mit verschiedenen Anlagen zu versehen und ihn dadurch zu einem Lustorte umzuschaffen, der durch die weite Aussicht, welche er auf die romantischen Berge ringsumher gestattet, sich empfehlen würde; jene Anlagen sind jedoch größtentheils wieder verschwunden.

185.

B o l k e n h a i n.

Bolkenhain, an der wüthenden Neiße, ist eine der ältesten Städte Schlesiens, und soll schon im Jahre 645 Stadtrecht erhalten haben. Der Reisende besucht es gern, um der romantischen Lage und der Ruinen der Bolkoburg willen, die sich auf einer Anhöhe über der Stadt befinden.

Die Stadt selbst bietet der Ueberbleisel aus dem Alterthum nicht viel. Im Jahre 1206 siedelten sich die Tempelherren hier an und Bolko I. baute 1294 für sie die Propstei zum heiligen Geist. Sie starben in der Schlacht bei Wahlstadt (B. II. S. 128) bis auf sechs den Glaubens-Tod und nach der Aufhebung ihres Ordens (1313) wurden sie gänzlich vertrieben. Von der Propstei ist nichts mehr vorhanden; Bürgerhäuser nehmen den Platz am Markte ein, wo sie stand. In der Brandmauer eines dieser Bürgerhäuser zeigt man noch ein Fenster, dessen Gesimse Kennzeichen vom Bau-Stile einer Templer-Propstei tragen.

Außerdem sieht man im linken Pfeiler des Thores, das zu der Burg führt, ein eisernes eingemauertes Templerkreuz, das die Grabstätte eines Ritters dieses Ordens bezeichnet, der bei der Vertreibung der Templer hier den Tod gefunden haben soll.

Doppelte Mauern, mit runden Thürmen, doch in tief verfallenem Zustande, umziehen die hohen Mauerreste der Burg, aus deren obern Gemächern, so weit sie zu besteigen sind, sich höchst angenehme Aussichten in die umliegenden Landschaften darbieten. In der Tiefe des 150 Fuß hohen Thurmes, dessen Mauerwerk 16 Fuß stark ist, befindet sich das verschüttete Burgverließ. Der Thurm selbst soll, wie die Sage meldet, 807 von einem wendischen Fürsten Bolko als Warte, in halb runden, halb viereckiger Gestalt erbaut worden seyn. Die eigentliche Geschichte der Burg Hain aber beginnt erst mit dem dreizehnten Jahrhundert. Herzog Heinrich der Fromme legte neben dem Thurme ein festes Schloß an, fügte demselben mehrere Dörfer bei, und gründete solchergestalt ein Hausgut, mit welchem er 1239 einen Stephan von Reichenbach belehnte, indem er ihn zum Burggrafen ernannte.

Bei dem Einfalle der Mongolen in Schlesien (1241) wurde Bolkenhain ein Raub der Flammen und auch die Burg brannte aus. Erst 1292 baute Herzog Bolko II. sie vollständig wieder auf und benutzte sie zur Grenzveste gegen Böhmen: dem damaligen Flecken Hain verlieh er Stadtrecht, gab ihm Wall und Mauern und den Namen Bolkenhain.

Die neue Grenzveste wurde schon im Jahre 1369 unter dem Burggrafen Kunz von Reichenbach von dem Könige Johann von Böhmen, der die Lehnbarmachung der Herzöge von Schweidnitz und Jauer bezweckte, belagert und viermal gestürmt, vertheidigte sich aber mit gutem Erfolge und vereitelte solchergestalt die Absicht des Königs. Erst im Jahr 1392, nach dem Tode der from-

men Agnes, Gemahlin Bolko's II., wurde die Burg eine böhmische Domaine.

Die Kriegsdrangsale erneuerten sich in der Folge öfters. Am 29. August 1428 wurde die Burg von den Hussiten erstürmt und zugleich mit der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt. Der Burggraf, Mathias von Czettritz, fiel bei der Vertheidigung der Mauern der Burg. Im Jahre 1445 belagerte König Georg Podiebrad von Böhmen, dem die Huldigung versagt worden war, die Burg und ließ sie dreimal stürmen, ohne etwas auszurichten. Als er aber mit stärkerer Macht wiederkam, eroberte er die Burg durch nächtlichen Ueberfall (1463). Podiebrad setzte als Burgvogt den von Czirna in die Burg, der jedoch als Wegelagerer ein so arges Wesen trieb, daß im Jahre 1468 die Bürger von Breslau auszogen, Stadt und Veste mit stürmender Hand einnahmen und den Burgvogt an den Galgen beförderten.

Diese Zeit war für Schlesien eine Zeit der Drangsale. Als König Mathias Korvinus von Ungarn und Böhmen 1490 gestorben war, durchzogen seine Söldlinge, die den Namen „das schwarze Heer" führten, das Land, besetzten Bolkenhain und die Burg und trieben von hier aus arge Freibeuterei. Nur eine bedeutende Summe Geldes konnte diese Unholde bewegen, Burg und Stadt zu räumen, und König Wladislaus verpfändete darauf das ganze Hausgut an den Ober-Truchseß von Böhmen Johann von Hazinburg auf Lost.

Schon wenige Jahre nachher, 1494, verkaufte der Letztere die Herrschaft an die Gebrüder von Tzschirnhaus, welches Geschlecht vermöge des Besitzrechts der Burg die Stadt Bolkenhain sehr hart bedrückte. Kaiser Ferdirand I., der Eigenmächtigkeiten dieser Familie überdrüssig, löste das Burglehn ein und verpachtete dasselbe 1532 auf Lebenszeit an den Bischof von Breslau, Jakob von Salza. Als dieser mit Tode abging, erhielt der Landeshauptmann der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, Mathias von Rogau, das Burglehn; da er aber nicht Zahlung leisten konnte, verkaufte Rudolph II. dasselbe 1596 an den Jakob von Zedlitz auf Nimmersatt. Bis 1700 verblieb die Besitzung bei diesem Geschlecht, worauf das Kloster Grüssau sie erst pachtete, dann, am 5. Januar 1703, für 142000 schlesische Gulden käuflich an sich brachte und bis zur Sekularisation des Klosters, 1810, besaß.

Im dreißigjährigen Kriege ruhten so harte Leiden auf der Stadt Bolkenhain, daß die Einwohner genöthigt waren, die Kirchenglocken abzunehmen und zu verkaufen, um nur die aufgelegte Kontribution an die Feinde abführen zu können. Im Jahre 1632 legte ein Brand, den die kaiserlichen Truppen in der Osternacht veranlaßt hatten, den größten Theil der Häuser in Asche, und 1633 setzte die Pest diesem Elende die Krone auf. Im Jahre 1646 fielen Stadt und Burg, nachdem sie vom 14ten bis zum 26sten September durch die Kaiserlichen und die Bolkenhainer Bürger rühmlich vertheidigt worden, in die Hände der Schweden, in deren Besitz sie bis zum 5. August 1650 verblieb.

Zu den Merkwürdigkeitrn der Bolkoburg gehört, daß Graf Rudolph von Habsburg, nachheriger deutscher Kaiser, im Jahre 1267 sich zwei Tage in ihren Mauern aufhielt. Am 29. Juli 1367 verlor hier der letzte Sprößling des Bolkonischen Geschlechts, Boleslaus, Sohn Bolko's II. und der Agnes von Oestreich, durch einen unglücklichen Steinwurf des Hofnarren Jakob Thau sein Leben.

Schon seit dem Ableben des letzten männlichen Besitzers aus dem Hause Zedlitz (1700) wurde für Erhaltung der Burg nichts mehr gethan. Ein Blitzstrahl schmetterte am 4. August 1720, bei heller Mittagssonne, das zweimal bekuppelte Schloßthürmchen nieder und legte gleichzeitig einen Theil des Schlosses in Asche. Ein zweiter kalter Schlag, der am 13. Juni 1724 erfolgte, richtete neue Verwüstungen in der halb verödeten Burg an und diese verfiel allmählig immer mehr, bis ein heftiger Sturm, am 16ten Oktober 1814, sie vollends zur Ruine machte.

Die protestantische Kirche der Stadt Bolkenhain schreibt sich aus dem Jahre 1740 her, wo den Protestanten in Schlesien die Freiheit gestattet wurde, auf ihre Kosten sich Kirchen zu erbauen. Sie zeichnet sich, da sie ursprünglich ein Bethaus war, durch ihre eigenthümliche Bauart aus. In der katholischen Pfarrkirche zu St. Hedwig bewahrt man einen Kalender auf, der im Jahre 1500 von dem Pfarrer Johann Langer angefertigt worden seyn und Weissagungen enthalten soll. Die Urschrift ist auf Pergament, mit schwarzer, rother und blauer Dinte geschrieben, der Schlüssel des Geheimnisses aber verloren gegangen. Neuere Gelehrte, die sich mit der Auflösung beschäftigt, wollen behaupten, daß in dem Kalender nichts Prophetisches enthalten,

der Inhalt dagegen auf Schrauben gestellt und unverständlich und von einem Autor sey, der mit Geheimnißkrämerei habe prunken wollen.

186.

Der Landtag zu Usedom.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Usedom, auf der Westseite eines See's gleichen Namens, ist eine uralte Stadt, die zu den Zeiten der Wenden ein festes Schloß, Wall und Graben hatte. Als im Jahre 1107, nach Suantibor's Tode, der polnische Herzog Boleslaus III. sich mit dem dänischen Könige Nikolaus wider die Pommern verband, segelte der Letztere nebst seinem Sohne Magnus und seinem Vetter Canut, von vielen Schiffen begleitet, durch die Swine nach Usedom und belagerte die Stadt. Es wollte ihm jedoch nicht gelingen, sie sogleich zu erobern, daher er ein Lager vor der Stadt aufschlug und die Hülfe aus Polen erwartete.

Boleslaus erschien auch bald mit einem Heere und seiner Tochter Richsa, die er hier im Lager dem dänischen Prinzen Magnus vermählte. Den vereinigten Armeen konnte Usedom nicht widerstehen; die Stadt mußte sich ergeben, kam aber durch den Frieden wieder an die pommerschen Herzoge zurück.

Im Jahre 1128, als der Bischof Otto zum zweitenmal nach Pommern gekommen war, berief der Herzog Wratislav die Vornehmsten des Landes zu einem Landtage nach Usedom, damit die Annahme des Christenthums durch Einwilligung der Landschaft desto schnelleren Fortgang gewinnen möchte. Außer dem Bischof Otto erschienen hier der Graf von Gützkow (B. I. 129), Mitzlaff, zwei edle Leutizier Mirograf und Barth, alle Barone, Hauptleute der Provinzen und Vorsteher der vorzüglichsten Städte. Der Fürst ermahnte sie in einer rührenden Rede, das Christenthum anzunehmen, und fand, nachdem die heidnischen Priester mit dem Bischofe Otto über die Wahrheiten der Religion eine Unterredung gehalten hatten, die zum Vortheil des Bischofs ausschlug, überall geneigtes Gehör. Alle Großen, welche noch nicht

bekehrt waren, ließen sich taufen, oder, wenn sie schon getauft und wieder abgefallen waren, von dem Bischofe durch Auflegung der Hände mit der Kirche wieder aussöhnen. Von hier aus vertheilte Otto seine Gehülfen in die benachbarten Städte und das Christenthum faßte in Pommern feste Wurzel.

187.

Pasewalk.

Pasewalk, in alten Urkunden Poꝫwalk oder Poꝫdewolk genannt, liegt am rechten Ufer der Uker und gehört zu den ältesten Städten Pommerns. Die erste Niederlassung bestand wahrscheinlich aus der wendischen Burg, deren Trümmer erst in neuerer Zeit abgetragen worden sind. Um die Burg standen ohne Zweifel eine Menge Fischerhütten, die nach und nach das Ansehen eines Städtchens annahmen. Einer alten Sage zufolge soll die wendische Burg an der Uker, der Mittelpunkt des nachherigen Ortes Pasewalk, von zwei Brüdern erbaut worden seyn, die, als Seeräuber geächtet, hier eine Zuflucht gegen die Verfolgungen der Pommerschen Fürsten suchten.

Wiewohl Pasewalk ursprünglich zu Pommern gehörte, kam es doch frühzeitig in den Besitz der Markgrafen, nachherigen Kurfürsten von Brandenburg, und da es an der Grenze lag, war es in den häufigen Kriegen der Pommern und Märker stets der Zielpunkt des ersten Angriffes beider Theile. Die Chroniken theilen aus dieser Zeit manche Drangsale mit, denen die Bewohner von Pasewalk unterlagen.

So belagerte Markgraf Friedrich die Stadt im Jahre 1446, weil es ihn verdroß, dieselbe im Besitz der Fürsten von Pommern zu sehen, die solche nebst andern Gütern von der Mark an sich gebracht. Die Fürsten von Pommern waren auf den Angriff vorbereitet: die Herzoge Barnim der Aeltere von Wolgast und Barnim der Jüngere von Rügen und Barth hatten sich mit vielen Wolgastern und Rügiern in die Stadt geworfen und vertheidigten dieselbe männlich gegen den Sturm der Brandenburger. Mehrmals unternahmen sie Ausfälle in das markgräfliche Lager,

verbreiteten Schrecken darin und fügten den Belagerern Schaden zu. Dennoch ließ der Markgraf nicht ab: er zog Verstärkungen herbei und verwüstete das Land ringsumher. Während dessen lag Herzog Wratislav von Wolgast in Alt-Torgelow, belauerte die Märker auf ihren Streifzügen und erschlug und fing ihrer viele zum großen Verdrusse des Markgrafen, der es die belagerte Stadt entgelten ließ.

Als der Markgraf endlich sahe, daß Pasewalk zu gut vertheidigt sey und daß er mit Gewalt dagegen nichts ausrichte, gedachte er sie mit List einzunehmen. Nun wohnten in der Stadt zwei Bürger hart an einander, die Langhälse genannt. Beide waren aus der Mark gebürtig, und von den Brandenburgern in einem Scharmützel gefangen worden. Der Markgraf versprach, ihnen ihr Eigenthum doppelt zu bezahlen und überdies in Prenzlau bessere Häuser zu geben, wenn sie, nach der Zurückkehr nach Pasewalk, ihre Häuser anzünden und auch sonst Feuer anlegen wollten, damit die Stadt ausbrennte und er in der allgemeinen Verwirrung sie gewinnen könne. Die Langhälse gingen in den Vertrag ein und kehrten mit den andern Gefangenen nach Pasewalk zurück. Um nicht Verdacht zu erregen, schoben sie ihr Vorhaben einige Tage auf und brachten unterdeß alles, was sie an Baarschaft, Gold und Silber besaßen, bei Seite. Dann erst steckten beide bei nächtlicher Weile ihre Häuser an, und versteckten sich mit Weib und Kindern in der Hoffnung, daß der Markgraf bald zu ihrer Rettung erscheinen werde. In ihrem Verstecke geriethen sie jedoch in Furcht, daß man den Brand löschen und sie dann zur Strafe des Feuers verurtheilen möchte; der eine Langhals kroch also hervor und bemühte sich, das Seil am Brunnen zu zerhauen. In dieser Arbeit überraschte ihn ein altes Weib; sie schlug ihn mit einer Mistgabel in den Nacken und hielt ihn fest, bis Hülfe kam, worauf man die ganze Familie der Brandstifter fing und sie, jung und alt, dem damaligen Brauche nach, ins Feuer warf.

Der Markgraf seiner Seits hatte das angehende Feuer kaum erblickt, als er mit den Seinigen den Wall hinanlief und die Stadt heftig bestürmte. Während die Bürger sich mit dem weit um sich greifenden Feuer beschäftigten, vertheidigten die Wolgaster und Rügler den Wall nach Möglichkeit; wie sie ihn nicht halten konnten, wichen sie in die Stadt und leisteten an der Mauer wackern Widerstand. Der Umstand, daß das Feuer nicht zu däm-

pfen war, und das Gerücht von der im Werke befindlichen Verrätherei, machten inzwischen die Fürsten in der Stadt bedenklich und erzeugten in ihnen den Gedanken, davonzuziehen und die unsichern Mauern zu verlassen. Die Bürger, von diesem Vorhaben hörend, eilten aber herbei und baten die Fürsten um Gottes willen, sie nicht im Stich zu lassen; die Mauern seyen noch nicht erstürmt, der Brand aber möge immerhin Alles verzehren; mit Freuden wollten sie Alles verlieren und sich mit dem kahlen Marktplatze begnügen, wenn sie nur nicht unter die Herrschaft der Markgrafen kämen. Uebrigens sey im Nothfalle der Mühlenhof vorhanden, auf den man sich zurückziehen und von welchem aus, da er mit Geschütz und Kriegsbedarf versehen, man sich so lange vertheidigen könne, bis Hülfe komme. Die Bitte der Bürger beruhigte und ihr froher Muth beschämte die Fürsten, so daß sie blieben und sich an die Spitze der Vertheidigung stellten. Sie verfügten sich an die Mauern und Thore und kämpften bis gegen Morgen, um den Feind abzuwehren. In der Stadt brannten unterdeß zwei ganze Gassen von der Marienkirche bis zu St. Nikolaus ab und nur mit großer Noth ließ die Flamme sich an den Eckhäusern dämpfen. Der Markgraf seiner Seits ließ nicht ab, aus der nothwendig mit dem Brande verbundenen Verwirrung Nutzen zu ziehen: er stürmte gewaltig und endlich gelang es seinen Leuten, das Prenzlauer Thor aufzureißen und in die Stadt zu bringen. Viele Bürger wurden hier im ersten Anlauf erschlagen; aber die Fürsten verzagten nicht, und der Haß gegen die Brandenburger war so groß, daß sie endlich mit blutigen Köpfen wieder zum Thore hinausgeschlagen wurden. Nur mit Noth vertheidigten sie sich im Lager, die Folge aber war, daß der Markgraf aufbrechen und mit Schaden abziehen mußte.

Die Bürger von Pasewalk triumphirten ob ihres Sieges und vergaßen den Verlust ihres Eigenthums, da die Herzoge ihnen Holz gaben, um ihre Häuser neu zu bauen, und auch Sorge trugen, daß die zerstörten Befestigungen der Stadt wiederhergestellt wurden. Hartwig Malzan und Hennig von Jasmund blieben mit einigen Wolgastern und Rügiern zur Besatzung zurück, und benutzten dies, um häufige Einfälle in die Ukermark zu thun und Flecken und Dörfer zu verheeren und zu plündern.

Eines Tages vereinigte sich die markgräfliche Besatzung in Prenzlau, die Pasewalkschen auf einem solchen Streifzuge zu überfallen und ihnen die gemachte Beute wieder abzunehmen. Sie

hielten sich des Sieges für sicher, da sie an Zahl weit stärker waren, als der Feind, und um ihn recht zu genießen, hatten sie Seile und Stricke mitgenommen, um die Pommern und Pasewalker zu binden. Doch die Letztern hatten sich des Ueberfalls versehen, schlugen die Märker und Prenzlauer in die Flucht, fingen ihrer über zweihundert, banden sie mit ihren eigenen Strikken und führten sie nebst der Beute triumphirend nach Pasewalk. Die Gefangenen mußten sich hier schwerem Gelde lösen und die Stadt Pasewalk erhielt davon einen so beträchtlichen Antheil, daß sie einen Thurm auf der Mauer nach der Mark hin bauen konnte, der zum Verdrusse der Feinde den Namen Kiek in die Mark erhielt.

168.

Nakel.

(B. I. 134.)

Der Herzog Suantepolk von Pomerellen (1108 — 1150) hatte durch häufige Streifzüge den Polen großen Schaden gethan. Um sich zu rächen, belagerte Herzog Boleslaus die Grenzstadt Nakel und griff die Festung mit solcher Heftigkeit an, daß die Besatzung bald versprach, ihm den Ort zu überliefern, wenn sie an einem bestimmten Tage nicht entsetzt werden würde. Die Dauer des Stillstandes wurde auf funfzehn Tage verabredet.

Die Belagerten schickten überall Boten herum, die Gefahr, in welcher sie schwebten, zu verkünden und Hülfe zu erbitten. Schon hatte sich eine große Armee von Pommern und Preußen versammelt: von der Noth der Festung Nakel unterrichtet, berathschlagte man über die Mittel des Entsatzes. Aber obgleich das vereinigte Heer über 40000 Mann stark gewesen seyn soll, wagte dasselbe doch nicht, die Polen im offenen Felde anzugreifen, sondern beschloß, sie unvermuthet zu überfallen. Die Pferde zurücklassend, um theils durch ihr Wiehern nicht verrathen zu werden, theils mit größerem Zutrauen zu fechten, wenn die Gefahr für Alle gleich wäre, schlichen sie sich durch die Wälder, welche bis an die Stadt Nakel reichten. Hätten sie sofort das polnische Lager angegriffen, so wäre ihre Unternehmung wahrscheinlich ge-

glückt: die Polen feierten, im Vertrauen auf den Waffenstillstand, den St. Lorenz-Tag und hatten sich zerstreut. Indem aber die Pommern mit dem Angriffe zögerten, wurden sie bemerkt; die Polen sammelten sich und griffen zu den Waffen. Jetzt schlugen die Pommern, denen dies unerwartet war, ein Lager auf, welches sie durch Palisaden, durch in die Erde gesteckte Spieße und durch Graben sicherten. Der Herzog Boleslaus bemerkte, daß der Angriff im Rücken am leichtesten sey; er beorderte daher seinen Feldherrn Scarbimir, die Pommern zu derselben Zeit von hinten anzufallen, während er, der Herzog, sie von vorn angreifen würde. So wurden die Pommern und Preußen gänzlich geschlagen; sie verloren 27000 Mann, viele kamen in den Sümpfen und Morästen ums Leben und 2000 wurden gefangen. Nakel soll hierauf nebst sechs andern Städten unter polnische Lehnshoheit gekommen und vom Herzoge Suantepolk besessen worden seyn.

In der Folge fiel Suantepolk von dem Polen-Herzoge ab und befestigte Nakel. Boleslaus zog vor die Stadt und wollte, da er durch einen Pfeilschuß von der Mauer herab verwundet worden war, von einer gütlichen Abmachung der Sache gar nichts hören. Aber die Schwierigkeit der schnellen Eroberung und das Murren der Soldaten, denen nicht einmal im Winter Ruhe gegönnt wurde, bewirkten den Frieden (1118). Suantepolk gab Geld und Geißeln.

Im folgenden Jahre fiel Suantepolk von neuem ab und Boleslaus erschien abermals vor Nakel, welches stärker denn je befestigt und mit Lebensmitteln reichlich versehen war. Der Muth der Belagerten wurde durch Suantepolks Gegenwart belebt. Boleslaus errichtete Thürme, welche höher als die Mauern waren, füllte die Gräben aus und beschoß die Mauern heftig. Die Belagerten dagegen warfen glühende Steine, siedendes Wasser und Pech von den Mauern auf diejenigen herab, welche sich näherten, oder thaten glückliche Ausfälle. Ja durch Nachlässigkeit der Polen verbrannten die Pommern unter Begünstigung des Windes durch eine große Menge Reisig und fette Substanzen dreimal die Thürme. Boleslaus ließ schnell immer wieder neue machen und rückte endlich mit dem vierten so nahe heran, daß er die Mauer erreichen konnte. Schon erstieg man diese, aber die Pommern widerstanden mit der größten Tapferkeit. Doch verlangten sie endlich unter der Bedingung, daß sie mit den Ihrigen und ihrem Eigenthum die Stadt verlassen dürften, den Frie-

den. Dies schlug ihnen Boleslaus ab und da er ihnen nicht einmal einen Waffenstillstand auf einige Tage zugestehen wollte, so übergaben sie voll Verzweiflung, nachdem sie sich nur das Leben ausbedungen hatten, die Stadt und ihren Herzog Suantepolk, welcher 1120 in Nakel in der Gefangenschaft gestorben seyn soll.

189.

Garz auf Rügen.

Garz (Carenz) auf der Insel Rügen war zu Zeiten des Bischofs Otto ein wichtiger Tempelort der rügischen Wenden. Die Burg war mit einem tiefen Moraste und Walle umgeben, ein schmaler Fußsteig führte bis an das Thor; innerhalb der Burg war der Platz so enge, daß, da bei der Belagerung für die Besatzung, die 6= bis 7000 Mann stark war, Hütten von drei Stockwerken errichtet wurden, der innere Raum so bedeckt war, daß die Steine, welche in die Festung geworfen wurden, nicht auf die Erde fallen konnten; daher auch bei einer anhaltenden Belagerung die Luft bald verpestet und tödtliche Krankheiten erzeugt wurden.

In Garz verehrten die Wenden drei Götter, den Rügevit, Porevit und Porenut. Das Bildniß des Kriegsgottes Rügevit war ein Ungeheuer aus einer Eiche gehauen, von einer übermenschlichen Dicke und solchen Länge, daß bei der Zerstörung des Götzendienstes der Bischof Absalon, auf den Zehen stehend, kaum mit der kleinen Axt, welche er in den Händen zu tragen pflegte, bis an sein Kinn hinaufreichte. Sieben menschliche Gesichter saßen auf dem Halse und vereinigten sich oben wieder in einen Scheitel. Eben so viele wirkliche Schwerter, mit den Scheiden an einem Gürtel hangend, hatte der Künstler dessen Seite beigefügt. In der rechten Hand hielt er das achte entblößt, welches durch einen eisernen Nagel in der Faust so stark befestigt war, daß es nicht eher weggenommen werden konnte, als bis man die Hand abgehauen hatte. Das Bildniß war häßlich und unter dem breiten Kinn der sieben Hälse nisteten Schwalben, die auf die Brust ihren Mist fallen ließen.

Porevit (auch Parowit, edles Licht), angeblich der Gott des Friedens, der fünf Sinne und der Kaufmannschaft, war unbewaffnet und hatte fünf Köpfe. Porenut, angeblich der Schutzgott der Schwangern, hatte vier Gesichter am Kopfe und ein fünftes an der Brust, dessen Stirn er mit der linken, das Kinn aber mit der rechten Hand berührte.

Die Tempel in Garz waren eben so gebaut und verziert, wie der Tempel in Arkona (I. 14); Purpurteppiche umgaben sie statt der Wände und die Dächer ruhten nur auf einigen Säulen. Innerhalb der Purpurwände war das Götzenbild aufgestellt.

Carenz hatte mit Arkona gleiches Schicksal: im Jahre 1168 eroberte es der dänische König Waldemar I. und sein Bischof Axel führte das Christenthum ein. Im folgenden Jahre aber zerstörten die pommerschen Herzoge Carenz gänzlich, und seitdem machte es der Stadt Platz, die wir unter dem Namen Garz kennen.

190.

Tangermünde.

Tangermünde, am Ausfluß des Tanger in die Elbe, ist vielleicht die älteste Stadt in der Altmark, wenigstens hat man ältere Nachrichten von ihr, als von jeder andern altmärkischen Stadt. Die Stadt war die gewöhnliche Residenz der Markgrafen aus dem Askanischen Hause und auch noch der ersten Kurfürsten aus dem Hohenzollerschen Stamm. Daher ihre vielen Thürme, starken Wälle, öffentlichen Gebäude und die Reliquien eines festen Schlosses, das später in ein königliches Amthaus verwandelt wurde. Die glänzendste Periode für Tangermünde war unter Kaiser Karl dem Vierten, der hier 1379 ein ansehnliches Schloß anlegte, oder vielmehr das schon vorhandene erweiterte und verschönerte. Die von ihm gestiftete Kapelle zum heiligen Johann soll sehr prachtvoll gewesen seyn. Er wünschte seine Lieblingsstadt zum Vereinigungspunkte böhmischer und märkischer Waaren für die Hanse-Städte zu machen. Unter seiner Regie-

rung entstand hier die Gesellschaft der Rehane, die später in eine höchst ausschweifende Gesellschaft ausartete.

Die angenehme Lage der Stadt, die sich zur Residenz eignete, bewog Friedrich I., Burggrafen zu Nürnberg, hier zu wohnen; seine beiden ältesten Prinzen und Nachfolger, Friedrich und Albert, wurden ihm hier geboren. Jobst von Mähren setzte seine Statthalter hieher. Kurfürst Friedrich II. wurde hier geboren; seine Mutter war die berühmte schöne Ilse, die eine Zeitlang hier residirte.

Die Landtage für die Altmark wurden gewöhnlich in Tangermünde gehalten, so wie das Hof- und Landgericht hier für beständig war. Dadurch gerieth die Stadt in Aufnahme und verbreitete einen großen Glanz um sich. Sobald aber Berlin das Vorrecht erlangte, die beständige Residenz zu seyn, verlor auch Tangermünde und trat in die Reihe anderer Landstädte zurück.

Auf dem Amtshofe ist der bekannte Thurm, ein Gefängniß für Verbrecher und böse Schuldner; man brauchte nur zu sagen: Er sitzt auf dem Tangermündschen Thurme, so wußte man schon genug.

Die Kirche zum heiligen Stephan ist eine der reichsten und schönsten in der Altmark. Graf Heinrich von Gardelegen baute sie 1188 und wollte hier einen Dom stiften, wie er es zu Stendal that, aber sein Wunsch kam nicht zur Ausführung. Die Kirche enthält mehrere merkwürdige Grabschriften. Sie wurde 1617 durch Feuer sehr zerstört und wichtige Kunstsachen und Denkmäler der Vorzeit gingen dadurch verloren.

Die Trümmer vieler Kirchen, Klöster und Kapellen zeugen von der ehemaligen Blüte der Stadt. Die Nikolaikirche soll von Otto I. gestiftet seyn. Die Gertrautskirche mit dem Pauliner-Kloster gründete Markgraf Johann. Beide wurden 1544 von Joachim II. der Stadt zum Hospitale überlassen. Die Kirche St. Elisabeth im Hünerdorfe, einer Vorstadt, soll Johann I. erbaut haben.

Den Brand im Jahre 1617 verursachte eine liederliche Weibsperson, Gretha Minde. Ein gewisser Peter Minde aus Tangermünde entlief, weil er den Krüger zu Bölsdorf erschlagen hatte, und ging unter das kaiserliche Heer. Viele Jahre nachher, als schon kein Mensch mehr an ihn dachte, kamen zwei Landstreicherinnen und gaben sich für seine Frau und Tochter aus. Sie forderten mit Ungestüm ihr Vatergut, das ihnen aber verweigert

wurde, weil der Senator Minde beweisen konnte, der Entwichene sey völlig abgefunden. Darüber geriethen sie in Wuth und drohten, sich an Tangermünde, wo ihnen ein so himmelschreiendes Unrecht geschehen sey, zu rächen. Sie zogen bald noch mehr Gesindel an sich, durchstrichen das Land wie Zigeuner, streuten Brandzettel in der Stadt umher und zündeten sie am Sonnabend nach Mariä Geburt 1617 an dreien Orten an. Die Flamme griff wüthend um sich und verzehrte fast die ganze Stadt. Die schöne Kirchthurmspitze brannte bis auf das Gemäuer nieder. Kaum hatte man die Schutthaufen weggeräumt, als die Mordbrenner auch wieder da waren und von Neuem Feuer anlegten. Endlich wurde Gretha Mindens Mann als Rädelsführer auf eine besondere Art und durch sein eigenes Gewissen entdeckt. Durch allerhand Ränke hatte er den Marktmeister aus seinem Dienste verdrängt, um diese Stelle wieder zu erhalten. Wie er zu dem Ende aufs Rathhaus gehen will, sich zu melden, begegnet ihm eine Bauerfrau, die er einst auf der Straße beraubt hatte. Dieser Anblick überraschte ihn dergestalt, daß er sogleich aus der Stadt entlief. Reitende Boten wurden ihm nachgeschickt und im Verhör gestand er zu Jedermanns Erstaunen die Mordbrennerei. Seine Strafe war schrecklich wie sein Verbrechen. Er, Gretha Minde, und noch ein Kerl, wurden mit glühenden Zangen zerrissen, ihnen alle Gelenke an den Fingern abgeschnitten, alle drei an Pfähle geschmiedet und bei einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Einige Theilnehmer des Frevels wurden späterhin ebenfalls ergriffen und bestraft.

Im Jahre 1646 wurde Tangermünde beinahe wieder in einen Aschenhaufen verwandelt worden, durch einen Marionettenspieler, der auf dem Rathhause das jüngste Gericht vorstellte. Ein altes Pulverfaß, woran man gar nicht mehr dachte, wurde von einer Rakete, die der Puppen-Direktor steigen ließ, entzündet und verursachte eine so fürchterliche Explosion, daß nicht nur viele Dokumente und rathhäusliche Effekten zerrissen, verbrannt und umhergeschleudert, sondern auch mehrere Menschen verwundet und einige Kinder im Gedränge zertreten wurden.

Im dreißigjährigen Kriege erlitt Tangermünde viele Drangsale. Der dänische General Fuchs erschien 1626 vor der Stadt, überwältigte sie und behandelte sie nicht viel besser als eine eroberte Festung. Er wollte sich hier festsetzen, ließ die schönsten Eichen aus dem Stadtforste fällen und verschanzte sich hinter

Palisaden und spanischen Reitern. Die rothe Ruhr nahm endlich den größten Theil seiner Truppen weg; sie verbreitete sich aber auch in die Stadt, wo gegen 1600 Menschen starben. Fuchs verließ sein Lager und blieb in der Schlacht bei Lutter (27. Aug.). Die Schanzen wurden, durch ein Aufgebot des Landvolkes, geschleift.

Aber jetzt kamen die Kaiserlichen und erpreßten ungeheure Kontributionen. Ein Hauptmann, aus Halle gebürtig, ließ den Magistrat und die Abgeordneten der Stadt auf das Rathhaus kommen, schloß sie 48 Stunden lang ein und ließ, um ihre Angst zu vergrößern, fortwährend Kroaten durch den Saal defiliren. Zugleich quälte man die Einwohner mit Wiedereinführung der allein selig machenden Religion.

Der verdiente Prediger Laurentius Prätorius (Schulz), gebürtig aus Lindstädt bei Gardelegen, leistete der Stadt in dieser unglücklichen Zeit sehr wesentliche Dienste. Er hatte sich einen Sauvegardebrief für sein Haus verschafft, wohin viele wohlhabende Bürger ihre besten Sachen gebracht hatten. Einst wollten die Soldaten dieses Haus plündern, während Prätorius oben predigte; von der Kanzel rief er den Offizieren zu, die eben in der Kirche waren: „Heraus, ihr Herren, und jagt den tollen Haufen aus einander!" Die Offiziere nahmen auch sogleich Degen und Stöcke, und prügelten die Plünderer vom Kirchhofe herunter.

Ein Jesuit, erbittert hierüber, so wie auch über die Kontrovers-Predigten des kühnen Prätorius, rief ihn hinter den Altar, um ihm etwas zu entdecken und wollte ihn hier mit einem Dolchstoße in die andere Welt expediren. Der starke und gewandte Prätorius aber nahm ihn bei der Kehle und warf ihn zum Tempel hinaus.

Gustav Adolph erlöste die Mark von diesen Blutsaugern. Er ging bei Tangermünde über die Elbe; ein Bauer hatte ihm einen seichten Ort gezeigt, wo die Kavallerie durchreiten konnte. Die kaiserliche Besatzung auf der Burg wurde in Stücken gehauen. Pappenheim gerieth über diese Schlappe in entsetzliche Wuth, brachte Alles zusammen, was er konnte, ging auf Tangermünde los, tobte schrecklich gegen den Magistrat, der zitternd und bebend vor ihm auf dem Markte stand, drohte ihm sogar mit peinlichen Strafen, indem er auf die zu dem Ende vor dem Rathhause befindlichen Instrumente zeigte, und ließ auch Einige

arretiren. Sie wurden jedoch bei der Ankunft Tilly's, dem die Schändlichkeiten zu Magdeburg am Herzen nagten, wieder freigelassen.

Nach Gustav Adolphs Tode war Tangermünde, wie die ganze Altmark, ein Schauplatz der wechselseitigen Greuel der Schweden und Kaiserlichen. Der Statthalter Schwarzenberg, diese Geißel der Mark, vollendete das Elend. Er schickte Exekutions-Truppen nach Tangermünde, um die rückständige Kontribution beizutreiben. In Tangermünde blieb eine kleine Besatzung von diesen Truppen, die sich mit aller Sorgfalt verschanzte, aber die Stadt wäre fast darüber zu Grunde gegangen. Dreitausend Schweden machten die ganze Besatzung zu Gefangenen. Das alte feste Schloß und mehrere Bürgerhäuser wurden dabei gänzlich zerstört, weil die Besatzung sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen entschlossen war.

Tangermünde, das schon so viel gelitten, sollte noch mehr Unheil erfahren. Der Vorfall auf dem Rathhause mit dem Puppenspieler ist bereits erwähnt. Der andere war ein fürchterlicher Orkan, der während der Vormittagspredigt über die Stadt hinzog, alle Fenster zerschmetterte, das späte Korn gänzlich vernichtete und die Luft dergestalt verdunkelte, daß man in der Kirche seinen Nachbar nicht mehr erkennen konnte. Die Leute glaubten, der jüngste Tag komme, und drängten sich an einander, um ihren Untergang zu erwarten. Man fand nachher viele Vögel auf dem Felde vom Hagel erschlagen, und Menschen, die eben draußen gewesen waren, verwundet.

191.

Die Grafen von Reinstein.

(Aus der Vorzeit von Quedlinburg.)

(III. 37.)

Heinrich I. ließ gegen die öftern Einfälle der Hunnen auf Bergen und Felsen Burgen und Warten anlegen, besetzte diese mit Mannschaft, und machte dieser die Beschützung des Landes

zur Pflicht. So entstand im Jahre 919 auch die Burg Reinstein oder Regenstein. Eine Reihe von Felsen, die sich eine halbe Stunde von der Stadt Blankenburg am Harz in mehreren Absätzen erhebt, trägt noch jetzt die festen Ruinen auf ihrer äußersten Höhe. Ringsum frei stehend, auf der einen Seite steil ablaufend, auf der andern durch natürliche Felsmauern gedeckt, war der einzige Zugang von Abend her leicht zu vertheidigen, und rund umher konnte die Besatzung den Feind gewahren. Hierher baute Heinrich eine Burg oder ließ sie vielmehr in die Sandsteinfelsen hauen, und übergab sie der Aufsicht der Grafen vom Harzgau, die in Blankenburg residirten, versah sie mit Mannschaft und nannte sie Reinstein, weil sie aus reinem Stein errichtet, in den reinen Sandsteinfelsen eingehauen war. Die spätern Nachkommen der Grafen vom Harzgau, die sich zur herzoglichen Würde von Braunschweig erhoben hatten, theilten die Besitzungen, und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts nannte sich Heinrich Graf von Blankenburg, der die Grafschaft Reinstein zu seinem Antheil bekam, Graf von Reinstein, und ward der Stammvater dieses Geschlechts, das vier Jahrhunderte blühte. Die Burg Reinstein war lange der Sitz dieser Grafen.

Albrecht und Bernhard, von der Heimburgschen Linie, einer spätern Nebenlinie der Reinsteiner, waren Schutzvögte des Stiftes Quedlinburg und thaten sich als tapfere Streiter besonders hervor. Ihre eigenen Brüder nannten sie daher auch die Zierden der Familie. Um das Jahr 1336 geriethen sie mit den Städten Halberstadt und Quedlinburg in Streitigkeiten, die einen Ausbruch heftiger Fehden veranlaßten. Nach langem Streite suchte Herzog Otto von Braunschweig Frieden zu stiften. Die Reinsteiner waren aber mit seiner Entscheidung nicht zufrieden, und setzten den Krieg fort. Die Aebtissin Jutta in Quedlinburg, welche Stadt sie besonders drängten und plagten, war hierüber vorzüglich aufgebracht, beschloß, sich ganz von ihnen los zu machen und sie nicht länger mehr als Schutzvögte zu behalten. Sie nahm ihnen daher die Neustadt Quedlinburg weg, und verkaufte sie an den Rath der Altstadt. Darüber ergrimmt, belagerten die Grafen die Altstadt förmlich. Albrecht kommandirte sein Volk zwar selbst, aber mit schlechtem Erfolge, denn die Bürger thaten einen Ausfall, schlugen ihn aus der Neustadt und in die Flucht. Er eilte nach seiner Burg Gersdorf, die eine Stunde von der Stadt lag; allein das wüthende Bürgerheer holte ihn und seine

Mannen ein und ein heftiges Gemetzel entstand. Die Gersdorfsburg wurde erobert, man glaubte schon, den Grafen darin gefangen zu haben, allein er war entflohen. Ins Wipertikloster zu Quedlinburg, das befestigt worden war, wollte er sich zurückflüchten, aber unterwegs überfiel ihn ein Haufen versteckter Feinde, fing und führte ihn im Triumph nach Quedlinburg *). Der Jubel der Bürger über diesen wichtigen Fang war groß, und sie schwuren dem Urheber ihrer Drangsale arge Rache. Sie ließen einen Kasten, 7 Fuß hoch, 8 Fuß breit und 9 Fuß lang, von starken eichenen Bohlen, mit eisernen Bändern zusammengehalten, machen. An der einen Seite war eine kleine Thür, die mit zwei starken eisernen Querriegeln verwahrt werden konnte, und an der Seite gegenüber einige Löcher. Diesen Käfig brachten sie auf den Boden des Altstädter Rathhauses und sperrten den Grafen Albrecht darin ein. Zwanzig Monate lang mußte er darin auf die erbärmlichste und schmutzigste Weise zubringen. Erst nach Verlauf dieser Zeit, als der Graf sich mit seinem Bruder aller Ansprüche auf die Schutzgerechtigkeit Quedlinburgs und auf die Neustadt Quedlinburg begeben, auch versprochen hatte, die Stadtmauer und sieben Thürme auf der Abendseite in gutem Stande zu erhalten, verschiedene seiner Besitzungen abzutreten und sich nie wieder am Stifte zu vergreifen, kam er wieder los.

Bis auf den heutigen Tag noch wird dieser Kasten auf dem Boden des Quedlinburger Rathhauses verwahrt. — Im dreißigjährigen Kriege besetzte Wallenstein die Burg Reinstein, beim westphälischen Frieden erhielt sie Preußen; im siebenjährigen Kriege eroberten die Franzosen die befestigte Felsenfeste, sie ward aber von den Preußen wieder genommen und seitdem wurde sie allmählig zur Ruine.

Robolsky.

192.

Bielefeld.

Bielefeld, die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg, liegt nahe an, zum Theil noch auf dem nördlichen Abhange des Spa-

*) Am 7. Juli 1836 sind seit jener Begebenheit 500 Jahre verflossen.

renberges, der die noch ziemlich erhaltenen Ruinen der Burg gleiches Namens trägt. Südlich, dicht an der Stadt, zieht sich der Osning oder die Egge (auch fälschlich das Teutoburger Waldgebürge genannt) hin. Im Südwesten ist dieses Gebirge durch ein Thal getrennt, durch welches sich die Lutter der Stadt nähert, und in welchem der Gadderbaum, die einzige Vorstadt von Bielefeld, mit ihren zahlreichen Leinwandbleichen liegt. Nordöstlich von ihm liegt der Sparenberg mit seinen Ruinen; nordwestlich der Johannisberg, seit 1802 von dem Kaufmann Engelbrecht von Laer mit herrlichen Anlagen geziert. Auf seiner Spitze erfreut man sich einer vorzüglich schönen Aussicht.

Bielefeld lag ursprünglich in dem Gau Wessago, der im eilften Jahrhundert unter dem Namen der Grafschaft Ravensberg ein erbliches Besitzthum wurde. Der Sage nach wäre die Stadt schon im Jahre 704 ein ansehnlicher Ort gewesen. Damals soll der heilige Suibertus hierher gekommen seyn. Ein reicher Mann, Namens Adalbert, lag an der Bräune darnieder und hatte ihm versprochen, die christliche Religion anzunehmen, wenn er ihn von seinen Schmerzen befreien würde. Suibertus hielt öffentlich Messe, und reichte dem Kranken aus einem Kelche einen Trunk, worauf er sich alsbald gestärkt fühlte und gesund erhob. Er ward getauft und viele seiner Verwandten und Freunde mit ihm.

Diese Sage ist jedoch ohne allen historischen Anhalt. Der Name Bielefeld wird von den Waldungen hergeleitet, welche bei Gründung der Stadt mit Beilen (Bielen) gefällt worden wären. Eine andere Sage spricht von der Verehrung des Götzen Biel in dieser Gegend; eine dritte setzt hinzu, der Name rühre von den drei Bieler Höfen her, die in der Gegend der altstädter Kirche gelegen hätten. Erst im zwölften Jahrhundert erhält man historische Nachrichten von dem Daseyn der Stadt; Bielefeld trat damals auf den Schauplatz kriegerischer Ereignisse. Im Jahre 1204, in dem Kriege zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben wurde sie von dem Bischofe Hermann von Münster belagert und erobert; er ließ die Mauern niederreißen, und die Bielefelder selbst mußten zum Denkmale seines Sieges allen in der Nähe der Stadt stehenden Eichen die Köpfe abhauen.

Im Jahre 1270 war Bielefeld dem großen Hansebunde, welcher damals 66 Städte zählte, beigetreten. Graf Otto III. bestätigte 1287 die Privilegien der Stadt; wahrscheinlich sind es

dieselben, welche 1682 unter dem Titel Bürgersprache gedruckt erschienen. Im Jahre 1326 fand eine neue Bestätigung statt durch Otto IV., sowohl der Privilegien, als auch des Stadtrechtes, welches Bielefeld früher schon von Münster angenommen hatte. Mit dem Grafen Bernhard (1361) starben die Grafen von Ravensberg aus und Bielefeld gelangte, gleichwie die ganze Grafschaft, unter die Herzoge von Jülich-Kleve-Berg.

In kirchlicher Beziehung gehörte Bielefeld anfänglich zur Diöcese Paderborn und war ein Filial von Hepen. Das erste Gotteshaus war eine Kapelle, die vermuthlich an der Stelle stand, wo jetzt die Kirche St. Nikolai auf der Altstadt zu sehen ist. Im Jahre 1236 wurde sie mit Genehmigung des Bischofs Bernhard von Paderborn von der Mutterkirche zu Hepen getrennt; für die Loskaufung mußte jeder Einwohner Bielefelds jährlich am Tage aller Heiligen zu Hepen einen Obolus (Groschen) auf den Altar geben. Wahrscheinlich fand mit dieser Absonderung auch zugleich der Bau der Kirche statt.

Die Kirche zu St. Maria in der Neustadt ist in einem besseren gothischen Stil erbaut, als die Altstädter; die Zeit ihrer Erbauung aber kennt man nicht. Graf Otto III. und seine Gemahlin Hedwig ließen im Jahre 1293 das große Chor bauen, auf dem auch beider Grabmal ist. Beide gründeten auch das Stift (Collegium Canonicorum) für zwölf Canonici, nämlich vier Priester, vier Diakone und vier Subdiakone. Diese erhielten in der Nähe des Stifts Kurien (die Kapitelhöfe, die sich des Schutzes und der Privilegien aller Kollegiatkirchen zu erfreuen haben sollten).

Die fernere Geschichte der Stadt unter Herzoglich Jülich-Kleve-Bergischer Regierung werden wir in einem besondern Abschnitt kennen lernen.

193.

Höxter.

(B. I. S. 77.)

Höxter, auf dem Gebiet der alten fürstlichen Abtei Corvey gegründet, hatte durch seine schöne Lage, seine Freiheiten und

seine Privilegien, Handel und städtische Betriebsamkeit sich im Mittelalter zu Glück und Wohlstand emporgeschwungen. Die Bürger führten ein stilles, ruhiges, zwar in Thaten beschränktes, aber glückliches deutsches Leben. Das Stift, welches in den stürmischen Zeiten des Faustrechts eine Menge Güter und Besitzungen verloren und an seinen übrig gebliebenen Vasallen wenig Schutz hatte, sah das Aufblühen der Stadt gern, weil dieselbe ihm eine Schutzwehr gegen mancherlei ungerechte Angriffe feindseliger Nachbarn seyn konnte. Die Bürger von Höxter hatten bereits Proben ihrer Zuverlässigkeit gegeben: im Jahre 1361, am Tage des großen Vitus-Festes, als die Bürger von Brakel und andern Orten gegen das ziemlich schutzlose Korvey heranrückten, griffen die Höxterer zu den Waffen, zogen den Feinden entgegen und brachten ihnen eine blutige Niederlage bei.

Wie friedlich auch im Allgemeinen Stift und Stadt leben mochten: die immer mehr um sich greifende Anarchie in Deutschland machte es nöthig, daß beide sich für alle Fälle nach einem Bundesgenossen umsahen. Es entstanden wechselseitige Erbschutz-Verträge, welche Stift und Stadt theils gemeinschaftlich, theils einzeln mit den Häusern Braunschweig und Hessen schlossen, die aber auch zur Folge hatten, daß ein Zunder der Uneinigkeit zwischen Stift und Stadt geworfen wurde. Nicht nur drückten die mächtigen Schutzgenossen ihre schwächeren Schützlinge, sie hinderten auch den Fürst-Abt, seine Rechte als Landesherr auszuüben und ermunterten dadurch die Bürger zur Widerspenstigkeit und zum Abfall von dem Interesse des Stifts. Die eintretende Reformation beförderte und vollendete die Spaltung.

Die vielen Mißbräuche des Mönchswesens hatten sich auch unter den Benediktinern zu Korvey offenbart; das Ehrwürdige war abgestreift, ein mattherziges, anstößiges und zügelloses Leben an dessen Stelle getreten. Umsonst hatte man durch Visitationen und Reformationen die alte Disciplin herzustellen und einen bessern Geist in das Kloster zu bringen gesucht; umsonst hatte sich der Abt Franziskus (zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts), von der Würde und Pflicht seines Berufs erfüllt, angelegen seyn lassen, die Ordnung in geistlichen Dingen herzustellen. Leidenschaften und Umstände stellten sich mit Allgewalt entgegen, die Bürger von Höxter empörten sich und trafen Anstalt, sich für immer mit Braunschweig zu verbinden. Dieses Unternehmen

scheiterte zwar, mit desto glücklicherem Erfolge begann dagegen die Kirchen-Reformation.

Es war Johann Winnigstadt, ein ehemaliger Augustiner-Mönch aus Halberstadt, dann Pfarrer in Quedlinburg, der im Jahre 1533 in Höxter als Lehrer des Evangeliums erschien, den Beifall der ganzen Stadt erlangte, und dadurch das gute Verhältniß zwischen dieser und dem katholischen Klerus für immer zerstörte. Wohl trat der Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1536 als Vermittler zwischen den Bürgern und dem Kapitel des Stiftes zu St. Peter auf und seine Räthe brachten auch einen einstweiligen Sühne-Vertrag zu Stande; dieser schützte jedoch die Herren vom Kapitel nur kurze Zeit gegen Verdruß, Hohn, Spott und Schmach. Nicht lange nachher wurden die Franziskaner aus ihrem Kloster und aus der Stadt getrieben und alle fünf Kirchen der Stadt dem Gottesdienste der Protestanten geöffnet; einige nachbarliche Landgemeinden folgten dem gegebenen Beispiele. In diesem gegenseitig gereizten Verhältnisse verfloß das Jahrhundert und der dreißigjährige Krieg begann zu drohen. Ein trauriges Vorspiel desselben ereignete sich in Höxter bereits im Jahre 1600.

Die Bürger der Stadt erhoben in diesem Jahre Beschwerde gegen den Bürgermeister und den Rath, entsetzten sie in einem Auflaufe ihres Amts und nahmen ihnen die Schlüssel der Stadt, die Siegel und die Amtspapiere ab. Das Stift gerieth über diesen Aufstand in solche Besorgniß, daß man 900 Bauern in die Ringmauern desselben zog und wehrhaft machte. Der Abt Theodorich bemühte sich vergeblich, den Sturm durch Vergleichsvorschläge abzuwenden; man hörte ihn nicht, denn, wie bei jedem Auflauf, hatten die Abentheurer und der Pöbel das große Wort und leiteten die bewegte Menge, indem sie den Wünschen derselben schmeichelten. So beharrte man bei der Absetzung des Raths, führte eine neue Ordnung ein, verjagte die Unzufriedenen und befestigte die Stadt. Indem nun die Vertriebenen in Korvey Schutz suchten, brach der lange verhaltene Groll in lichte Flammen aus. Fünfhundert wehrhafte Bürger erklärten dem Landesherrn den Krieg, auch wurden einige hundert Soldaten geworben, die zu jener Zeit, wie bekannt, aus geschäftslosen, raubbegierigen und beutelustigen Umhertreibern bestanden, und, von dem Schmucke auf ihren Hüten, gewöhnlich die Hahnenfedern genannt wurden.

Es konnte nicht fehlen, daß es unter solchen Umständen von Drohungen bald zur That kam. Korvey, gleich einer alten Burg mit Mauern, Thürmen und Gräben ziemlich befestigt, wurde umringt, beschossen und belagert. Die Umgegend erlitt alle Verheerungen des Krieges und im Stifte selbst war die Verwirrung um so größer, als es von Bauern vertheidigt wurde, die in den Waffen ungeübt und ohne alle Disciplin waren. Um die Vertheidigung mit dem Angriffe einigermaßen ins Gleichgewicht zu setzen, sah sich der Abt genöthigt, ebenfalls Soldaten anwerben zu lassen. So währte die Belagerung mit verschiedenen hitzigen Gefechten an hundert Tage. In der Zwischenzeit machten sich die bewaffneten Bürger und die Soldaten auf, um das eine Stunde von der Stadt in einem stillen friedlichen Thale gelegene, seit langer Zeit aber in gänzliche Zügellosigkeit versunkene Nonnenkloster Brenkhausen zu plündern und abzubrennen. Diese Absicht konnte jedoch nicht zur Ausführung gebracht werden, weil der Abt dem Kloster Truppen zu Hülfe schickte, mit denen es auf der Höhe vor Brenkhausen zu einem hartnäckigen und blutigen Gefechte kam.

Von beiden Seiten hatte man Hülfe bei den Schutzfürsten Braunschweig und Hessen gesucht; diese wollten aber lieber den Frieden vermitteln und schickten zu dem Behuf öfters Räthe und Rechtsverständige. Auch wurden Rechtsgelehrte aus Hildesheim und Lemgo geholt, doch ohne Erfolg. Am eifrigsten in der Vermittelung bezeigte sich der Landgraf von Hessen, indem er seinen Statthalter mit einigen Begleitern dreimal schickte. Braunschweig aber verband sich mit dem Abte, wozu es vermöge der alten Kirchen-Vogtei über das Stift wohl am meisten verpflichtet war. Es schickte Geschütz und Munition; die Stadt, in deren Bürgern die Kriegslust ziemlich erkaltet war, wurde eines Nachts überrumpelt und mit stürmender Hand eingenommen. Die Folge war, daß die Bürger sich unterwarfen und Verzeihung erhielten; die Haupturheber der Unruhen allein wurden festgenommen. Man suchte die alte Ordnung wieder einzuführen und glaubte so nach zwei Jahren des Getümmels und der Verwirrung die Sache beendet; kaum wußte sich aber die Stadt wieder sicher, als der Aufruhr von neuem losbrach und der alte Rath abermals vertrieben wurde. Man sah sich nach Unterstützung und Hülfe um und bemühte sich, die gefangenen Aufrührer aus ihrem Kerker zu befreien.

Schon bei dem Ausbruch der ersten Unruhen hatte das Stift sich an den Kaiser gewendet und Bestrafung der landfriedensbrüchigen Stadt verlangt. Die kaiserliche Hülfe bestand jedoch nur in Mandaten, deren Vollziehung unter den damaligen Umständen unmöglich, oder doch nicht zu erwarten war. Auch bei dem Aufruhre im Jahre 1602 wurde sogleich ein kaiserliches Mandat erlassen und der Stadt die Acht angedroht; wie es aber zu Einreden und zu einem Schriftwechsel kam, erhielt der Bischof von Paderborn den Auftrag, die Sache zu untersuchen. Der Bischof sandte seine Subdelegirten nach Höxter und es wurde hin und her berathen und geschrieben, während die Kanonen der Bürger aufgepflanzt blieben und mancher Frevel stattfand. Nach langen Unterhandlungen entschlossen sich die Bürger zum Gehorsam, die Subdelegirten erschienen von neuem und brachten die alten Rathspersonen mit, deren Wiedereinsetzung die Bürger zugegeben hatten. Indem man aber verhandelte, entstand ein neuer Auflauf auf dem Markte; ein Schuß fiel und Alles griff zu den Waffen, um die Freilassung eines gefangenen Kantors durchzusetzen oder die Rückkehr der verjagten Rathsherren zu verhindern. Mit Mühe entkamen die Letzteren durch die Flucht, der Kommissarius aber berichtete an den Kaiser: wie bei diesen aufrührerischen und widerspenstigen Leuten nichts auszurichten, sein Auftrag daher für gescheitert anzunehmen sey.

Der Abt suchte nun neuerdings um Vollziehung der Acht nach, ohne seinen Zweck erreichen zu können, weil die Stadt ihr Verfahren in weitläuftigen Eingaben zu entschuldigen wußte. In solcher Verwirrung der Dinge erstattete der Reichshofrath am 29. Juli 1603 einen gutachtlichen Bericht an den Kaiser, dessen Resultat dahin ging, „daß Glimpf und Gelindigkeit nunmehr gänzlich bei Seite zu stellen und gegen diese hochsträflichen, muthwilligen und landfriedensbrüchigen Rebellen mit der zuvor schon angedrohten und beweglich zu Gemüthe geführten Achtsdeklaration ohne weitere Schonung gleich fortgeschritten werden möchte."

Es gebrach indessen so an Mitteln, die Acht zu vollstrecken, daß der Reichshofrath gleichzeitig vorschlug, den Bürgern von Höxter ihr Verfahren fürs erste noch einmal ernstlich verweisen zu lassen. Neue endlose Verhandlungen und Untersuchungen begannen; die Bürger versprachen (1605) abermals vor Notar und Zeugen, dem Landesherrn zu gehorchen und zur Ruhe zurückzukehren. Sofort wurde aber wieder Protestation eingelegt und ein

neuer Aufstand erfolgte. Die Sache fand ihr Ende erst im Jahre 1609, — nicht etwa durch Vollstreckung der kaiserlichen Acht, sondern weil der neue Rath so übel wirthschaftete, daß die Wiedereinsetzung des alten ein Bedürfniß wurde.

Dem Abte war unterdessen das Hüten seiner Gefangenen sehr lästig geworden; die meisten hatte man entlassen und den Gefährlichsten Gelegenheit gegeben zu entfliehen. Den Rest befreite Kaiser Rudolph selbst auf Bitte des Abtes, nachdem sie vor Notar und Zeugen gelobt hatten, sich zu bessern. Die Untersuchung gegen die Hauptanführer dauerte bis 1616, wo solche niedergeschlagen, ein Vertrag geschlossen und die Akten verbrannt wurden. Dem Stifte hatten diese Händel mehr als sechszigtausend Gulden gekostet. —

194.

Fröndenberg.

Im Städtchen Ahlen im Münsterlande lebte einst, wie die Sage meldet, ein kriegerischer aber frommer Mann, Namens Christophorus. Dieser, ein Gelübde zu erfüllen, wallfahrtete zum heiligen Grabe; die Priester, welche das Heiligthum bewachten, gewannen um seiner Demuth und Frömmigkeit ihn lieb, und sahen es gern, wenn er in ihrer Mitte seine Gebete verrichtete. Der Eine unter den Priestern war ihm ganz besonders gewogen und schenkte ihm, als Christophorus von Jerusalem schied, ein außerordentlich fein und lieblich gearbeitetes Marienbild, welches er selbst, der Priester, aus dem Holze des Kreuzes Christi geschnitten hatte.

Dies Bild beschützte den Pilger bei seiner Heimkehr in den mancherlei Gefahren und Abentheuern, die ihm aufstießen; wohl und gesund langte er in der Heimath an, und lebte hier noch frömmer und gottesfürchtiger, denn früher. Als er nun die Stunde seines Todes kommen sah, vermachte er das Bild seinen drei Kindern und befahl ihnen, es niemals aus den Händen zu lassen. Der eine seiner Söhne, Namens Bertholdus, wurde Mönch im

Kloster zu Scheda; der zweite, Menrikus, Kanonikus zu Lübeck; die Tochter ging ins Kloster zu Ahlen. Und da die Letztere mit ganzer Seele an dem Marienbilde hing, so ließen die Brüder es ihr und empfahlen ihr nur an, es nach Würden zu ehren.

Nun ereignete es sich in einer Nacht des Jahres 1214, daß der Mönch Bertholdus von frommen, geistlichen Beschäftigungen in sein Kloster Scheda zurückkehrte. Sein Weg führte ihn über den Berg Hassey oder Haßley an einem großen breiten Lindenbaume vorbei, unter welchem in uralter Zeit die Bewohner der Gegend allerlei üppige Tänze und Spiele getrieben hatten. Bertholdus gedachte mit Wehmuth, wie so oft, ja alle Tage und Stunden, die Menschen dem Bösen, ihren üppigen Lüsten und Begierden, Tempel bauen und Opfer bringen, den ewigen Gott aber vernachlässigen und verhöhnen. Indem er mit diesen Gedanken umging, sah er auf einmal unter dem Lindenbaume einen hellen Glanz, als wenn es ein Abglanz des Himmels wäre. Er erstaunte darüber und sah lange hin; da er aber nichts weiter erblickte, ging er endlich weiter, schwieg und behielt das Gesehene für sich. Als ihn später sein Amt abermals desselben Weges führte und zwar ebenfalls zur Nachtzeit, erblickte er denselben hellen klaren Glanz. In der Folge hatte er diese Erscheinung noch mehrere Male.

Mit dem Gedanken an dieselbe beschäftigt, erkannte Bertholdus, wie es der Wille des Herrn sey, diesen, früher den heidnischen Lastern und Sündern geweihten Ort von den alten Greueln zu reinigen und zum Dienste des Himmels zu weihen. Er beschloß also, hier zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau ein Kloster zu erbauen, theilte dieses Vorhaben seinem Propste zu Scheda mit und bat ihn um seine Erlaubniß zur Ausführung desselben. Der Propst jedoch, ein hochmüthiger, ihm abgeneigter Mann, verweigerte diese Erlaubniß ein für allemal und verbot dem Mönche zuletzt bei scharfer Strafe, ihm je wieder ein Wort über die Sache zu sprechen. Bertholdus mußte seinem Obern gehorchen und beschränkte sich nun darauf, recht oft unter den Lindenbaum zu gehen und daselbst sein Gebet zu verrichten.

Nach einem halben Jahre ging der Propst zu Scheda plötzlich mit Tode ab und sein Nachfolger war ein besserer, durchaus frommer Mann. Bertholdus trug diesem jetzt sein Anliegen vor und erhielt die erbetene Erlaubniß auf der Stelle. Der erste Schritt war also gethan; aber nun fehlte es dem frommen Mönche

an allen Mitteln, sein Vorhaben auszuführen. Nicht einmal den Grund und Boden besaß er, auf dem das Kloster gebaut werden sollte, viel weniger die Mittel, dasselbe zu erbauen und mit den nöthigen Einkünften auszustatten. Doch er verzagte nicht und ging muthig, im Vertrauen auf den Beistand Gottes, an das beabsichtigte Werk.

Zuförderst besuchte er seine Schwester in Ahlen und bat sie um das Marienbild, das theure Erbstück ihres beiderseitigen Vaters. Die Jungfrau weigerte sich zwar anfänglich und wollte lange in sein Begehren nicht willigen, weil sie sich von dem theuren Bilde nicht trennen zu können glaubte. In einer Nacht aber kam ihr plötzlich die ganze Heiligkeit des Werks vor Augen, welches ihr Bruder im Sinne hatte; sie willigte ein und trennte sich mit Thränen von dem heiligen Bilde.

Mit diesem Bilde durchzog Bertholdus nunmehr das Münsterland und die angrenzenden Gebiete, zeigte es den Leuten vor und bat sie, um dieses aus dem Kreuze Christi verfertigten Heiligthums willen, ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen. Viele Leute erkannten den frommen Zweck und beschenkten den Mönch gern und reichlich. Dieser selbst scheute keine Beschwerde und ertrug auch mancherlei Verfolgungen und Anfeindungen. Oft mußte er die beschwerlichsten Gänge machen, Hunger und Durst, Kälte und Nässe ertragen. Als er einst auf einem schmalen Stege über die Ruhr gehen wollte, verhöhnte ihn Jemand als einen Schwärmer, faßte ihn an, ergriff sein Marienbild und warf es in den Fluß. Bertholdus, in großer Angst, glaubte, daß nun sein Unternehmen und Alles verloren sey und flehte mit Inbrunst um den Schutz der Mutter Gottes. Und siehe, in demselben Augenblicke schwamm das Bild, gegen den Strom, wieder auf ihn zu, wo er es denn mit freudiger Danksagung wieder ergriff, und nach Bekehrung der Spötter mehr Gaben erhielt, denn zuvor.

Ein anderes Mal, als Bertholdus sich in dem Städtchen Menden aufhielt und hier an der Straße ein Zelt errichtet hatte, in welchem er sein Bildniß aufstellte und durch dessen liebreiches Antlitz die Vorübergehenden zu reichen Gaben bewog, trat ein Bürger der Stadt, der die Kirchengüter verwaltete, herbei, schimpfte ihn und unterfing sich sogar, das Zelt mit dem Marienbilde umzuwerfen. Aber der Verwegene wurde auf der Stelle dafür bestraft; indem er weiter gehen wollte, vermochte er dies nicht, denn der Fuß, mit dem er das Bild umgestoßen, war ihm gänzlich ver-

dorrt. Der fromme Bertholdus, weit entfernt, Böses mit Bösem zu vergelten, nahm sich des Unglücklichen an, legte das heilige Bild auf den verdorrten Fuß, und siehe, dieser genas augenblicklich, so daß Bertholdus durch dieses Wunder abermals viele Freunde und neue Gaben erwarb.

Mit der Zeit glaubte der fromme Mönch, so viele milde Beiträge eingesammelt zu haben, daß er einstweilen eine Kapelle für sein Bild und eine Hütte für sich daneben erbauen und in dieser letzteren nothdürftig leben könnte. Er zog also nach dem Berge Haßley zurück und baute hier in der Nähe der vorhin gedachten Linde zuförderst ein kleines Hüttchen, worin er sein Marienbild setzte und verehrte, in der Hoffnung, daß der Herr im nächsten Jahre reichlichere Spenden verschaffen werde, um weiter an den Bau der Kirche und des Klosters zu gehen. Seine geistlichen Brüder im Kloster zu Scheda verlachten ihn zwar um seiner angeblich thörigten Hoffnungen willen, erinnerten ihn auch an das bequeme und ruhige Leben und an den Ueberfluß, den er im Kloster haben könne, und gingen in ihrem Uebermuthe gar so weit, seine Hütte zu zerstören. Allein Bertholdus ließ sich durch solche Versuchungen nicht irre machen, richtete seine Hütte wieder auf und dünkte sich darin in seiner frommen Armuth und Unbequemlichkeit reicher und wohler, als jene mitten im Schoße des schnöden Ueberflusses. Sein einziger Gedanke war, wie er im nächsten Frühjahre wieder ausziehen und neue Gaben einsammeln möchte.

Inzwischen hatte der Herr anders über ihn bestimmt; ehe noch der Winter zu Ende ging, warf ihn eine heftige Krankheit, die Folge der erlittenen Beschwerden und Entbehrungen auf das letzte Lager. Seine Ueberreste wurden in dem Kloster zu Scheda beigesetzt; das Hüttchen aber mit dem Marienbilde stand nun leer und Niemand bekümmerte sich um beide.

Da geschah es, daß in einer Nacht ein Gesicht dem Kanonikus Menrikus in Lübeck verkündigte: wie sein Bruder todt und das Muttergottesbild, welches sein Vater aus dem gelobten Lande mitgebracht, verlassen sey. Zugleich war es ihm, als ob eine Stimme ihm zuriefe: Menrikus, mache dich auf und ziehe in dein Vaterland, dort zu vollbringen, was dein Bruder Bertholdus angefangen hat. — Anfänglich hielt der Kanonikus das Gesicht für eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne; als ihm dasselbe aber in der folgenden Nacht zum zweiten Male kam, begab er sich alsbald auf die Reise und gelangte bei der von seinem

Bruder erbauten Hütte auf dem Berge Haßley an. Kaum hatte er dieselbe erblickt, als ihn seine Reise gereute und der Gedanke in ihm anftauchte, wieder nach Lübeck zurückzukehren. Indem er aber näher zu dem Bilde trat und dasselbe länger und länger ansahe, fühlte er sich ergriffen und wunderbar bewegt. Es war ihm wie in den Tagen seiner Kindheit, als er mit Demuth und frommen Glauben vor demselben auf den Knieen gelegen, neben sich seine betenden Eltern und Geschwister. Die frühere Andacht erwachte mehr und mehr und ging zuletzt in das freudige Verlangen über, die reiche Präbende in Lübeck mit dem armseligen Aufenthalt in dieser Hütte zu vertauschen.

Er schlug nun seine Wohnung in dieser letztern auf und betete fromm und demüthig; und als der Frühling kam, begann er, nach dem Beispiele seines verstorbenen Bruders, Wanderungen in die Umgegend zu thun, um für die zu erbauende Kirche und Kloster neue Gaben einzusammeln. Wie viele Mühe er sich aber auch gab, so bekam er doch nicht viel. Von dem, was er nach Hause brachte, baute er unter der Linde eine Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel, stellte darin sein Bild auf und ließ auch den Leichnam seines Bruders von Scheda dahin bringen.

Wie gering aber auch der Erfolg war, den die beiden Brüder bis jetzt von ihren Unternehmungen erlangt, so hatten ihre Bemühungen doch dazu gedient, das Volk auf ihre Frömmigkeit und auf ihr wunderthätiges Marienbild aufmerksam zu machen. Allmählig entstand ein großer Zulauf von Menschen zum Berge Haßley, um hier das Bild der Maria zu verehren und dem Menrikus Gaben zu bringen. Dies aber gereichte zum Verdruß der benachbarten Geistlichen, namentlich der des Klosters Scheda, die sich bemühten, das Vorhaben des Menrikus zu hintertreiben. Als nun um diese Zeit der Erzbischof von Köln, Heinrich von Mellenark, in die Gegend kam, baten die Mönche ihn um einen Befehl, daß die aufgebaute Kapelle wieder niedergerissen und dem Menrikus sein ferneres Thun untersagt werden sollte. Diese Mißgunst aber gereichte zum Vortheil der Sache. Der Erzbischof, als er sich den Hergang hatte vortragen lassen, wünschte den frommen Mann zu kennen, der mit solcher Beharrlichkeit seinen heiligen Zweck verfolgte. Er ließ also den Menrikus zu sich rufen, unterhielt sich lange mit ihm, versuchte auch, ihn von seinem frommen Vorhaben abzubringen: als er aber seine Beharr-

lichkeit erkannte, freute er sich darob und hieß den Menrikus weiteren Bescheid erwarten.

Zaghaft saß der fromme Mann am folgenden Morgen in seiner Hütte, fürchtend, von dem geistlichen Herrscher seinen Lieblingswunsch auf einmal vernichtet zu sehen. Da erblickte er plötzlich eine Menge Herren und Ritter auf dem Berge, an ihrer Spitze den Erzbischof selbst. Der Letztere forderte ihn auf, seine Erzählung von gestern noch einmal zu wiederholen und fragte ihn dann, wie viel Raum er nöthig zu haben gedenke, um darauf eine Kirche und ein Kloster zu erbauen. Eben wollte Menrikus diese Frage beantworten, als sich, gerade neben den Umstehenden, eine helle Wolke vom Himmel herunterließ, in deren Mitte ein hohes goldenes Kreuz zu schauen war. Alle erkannten, daß diese Wolke die Größe des erforderlichen Raumes anzeige, und die den Erzbischof begleitenden Herren, welche hier zu gebieten hatten, schenkten nicht nur dem Menrikus den angezeigten Ort, sondern versprachen ihm auch allen nöthigen Beistand zur Ausführung des Werks. Namentlich ließ Graf Otto von Altena die Kirche auf seine Kosten erbauen. Kaiser Friedrich II. aber, als er durch den Erzbischof von Köln alles Geschehene erfuhr, unterstützte nicht nur den Menrikus ebenfalls, sondern gab ihm auch einen Brief über die immer währenden Freiheiten des anzulegenden Klosters.

Nicht lange, so erhoben Kloster und Kirche sich herrlich und schön, und der Erzbischof sandte aus dem Cistercienserinnen-Kloster Hoven eine Aebtissin und zwölf Jungfrauen dahin. Damit aber war bei weitem noch nicht Alles gethan. Noch hatte das Kloster nicht die geringsten Einkünfte: die Nonnen lebten kümmerlich und armselig, und drohten das Kloster zu verlassen, wenn ihre Lage sich nicht verbessere. Dies verursachte dem Menrikus vielen Kummer, aber er wußte sich um so weniger Rath, als die ganze benachbarte Geistlichkeit feindselig gegen ihn gesinnt war. Einmal war die Noth so hoch gestiegen, daß Menrikus und die Nonnen seit mehreren Tagen nichts genossen hatten. Ihre Klagen und Drohungen zerrissen ihm das Herz. Da forderte er sie auf, sämmtlich mit ihm in die Kirche zu gehen und zu Gott und der heiligen Jungfrau um Schutz und Rettung zu flehen. Und siehe, als sie ihr Gebet geendigt hatten und aus der Kirche zurückkamen, da war ein ganzer Wagen voll Getreide von Soest angelangt, wovon sie geraume Zeit leben konnten, bis reichlichere fromme Gaben sie vor fernerer Noth schützten.

Noch hatte das Kloster keinen Namen und man benannte es gewöhnlich das Kloster am Haßley. Durch folgende Begebenheit bekam es den Namen, den es bis auf die neueste Zeit geführt hat. Ein halbes Jahr nach seiner Erbauung verkaufte ein Ritter der Gegend einen Zehnten. Menrikus erwarb solchen für sein Kloster um vierzig Mark und versprach das Geld zu einer bestimmten Zeit richtig zu bezahlen, indem er bis dahin an milden Gaben die benöthigte Summe aufzubringen hoffte. Allein diese Hoffnung täuschte ihn, denn der Zahlungstag war da, und noch nichts beisammen. In dieser Noth begab sich Menrikus in aller Frühe des Tages mit seinem Marienbilde nach Soest, um hier das Mitleid frommer Leute in Anspruch zu nehmen. Vorher aber ging er hier in die Kirche des heiligen Stephanus, las eine Messe und bat die heilige Jungfrau, ihm sein Unternehmen gelingen zu lassen. Kaum trat er aus der Kirche wieder heraus, als eine Frauensperson ihn anredete und fragte, wer er sey und ob er aus dem neu angelegten Kloster Bründenberg komme? — Er antwortete, daß er Menrikus heiße und von einem neuen Kloster herkomme; den Namen Bründenberg aber habe dasselbe nicht. — Da sagte die Frau: „Du bist der Mann, den ich suche, und Dein Kloster meine ich, denn dasselbe wird zuwege bringen, daß Alle, die es künftig besuchen, zu Freunden Gottes werden. Nimm mich daher zu allererst darin auf.“ — Damit streckte sie die Hand aus, in der sie eine Summe von vierzig Mark hielt; diese gab sie dem Menrikus, der sofort seine Gläubiger bezahlte, die schon in der Nähe waren und sich seiner Person bemächtigen wollten.

Von nun an erhielt das Kloster den Namen Bründenberg oder Fröndenberg. Menrikus stand demselben noch lange Jahre vor und wurde, als er endlich starb, neben seinem Bruder Bertholdus beerdigt. Viele Wunder geschahen an seinem Grabe. Das wunderthätige Marienbild soll sich noch in der dortigen Kirche befinden.

195.

Die Grafen von Spanheim.

Die Ruinen der Burg Spanheim liegen am südlichen Ende des Dorfes gleichen Namens, im Kreise Kreuznach. Ein ungeheurer Thurm, von wenigem Mauerwerke umgeben, bezeichnet die Stätte, wo das uralte mächtige Geschlecht waltete.

Der Ursprung des Hauses Spanheim verliert sich in die graue Vorzeit. Eine Spanheim soll die Gemahlin Otto's **I.**, des Stammvaters des Nassauschen Hauses, gewesen sein († 970). Im Jahre 1044 gedenken die Chroniken einer Gräfin Hedwig von Spanheim, die mit ihrem Sohne Eberhard die Kirche zu Spanheim stiftete; ihr Enkel Stephan gründete das Benediktiner-Kloster daselbst (**II.** 271).

Graf Hugo von Spanheim wurde Erzbischof von Köln (1138). Seine Schwester Jutta war die als Wunderthäterin bekannte Aebtissin zu Desibodenberg.

Graf Gottfried, der gemeinsame Stammvater von drei großen gräflichen Geschlechtern, war ein tapferer Ritter, ein strenger und kluger Fürst. Schon in jungen Jahren sah er sich in der Welt um und nahm an verschiedenen wichtigen Geschäften Theil. Kaum hatte er die Regierung angetreten, als zwischen dem Reichsverweser, Erzbischof Arnold von Mainz, und dem Pfalzgrafen Hermann **II.** Fehde ausbrach. Graf Gottfried stand, gleich mehreren Andern, zu Pfalz; sie brachen ins Erzstift Mainz und verheerten nach damaligem Kriegsgebrauch Alles mit Feuer und Schwert. Der Erzbischof seiner Seits nahm den goldenen Arm eines Kruzifixes, bediente sich seiner als Kommandostabes und setzte Gewalt der Gewalt entgegen. Da eilte Kaiser Friedrich der Rothbart aus Italien herbei, forderte zürnend die unruhigen Parteien vor den Reichstag zu Worms, erklärte sie für Landfriedensbrecher und verurtheilte sie zum Hundetragen. Dieses Loos traf auch den Grafen Gottfried.

Der Bruder des Letzten, Craffto von Spanheim, liebte mit Leidenschaft die Gräfin Clementia von Hohenberg. Er gewann ihr Herz: mit älterlicher Zustimmung verlobten sie sich, in der Absicht, sich nach einigen Jahren ehelich zu verbinden. Nahe

dem heißersehnten Ziele, vernahm Craffto von seiner Braut, daß sie das Gelübde ewiger Jungfrauschaft abgelegt habe; um es erfüllen zu können, möge er gestatten, daß sie als Braut Christi in ein Kloster gehe. Die Aeltern wußten nichts davon; ihr Schmerz war groß, als sie es erfuhren, aber der religiöse Wahn jener Zeit behielt die Oberhand. Clementia ging ins Kloster der heiligen Irmina zu Trier; Craffto, der alle seine Hoffnungen zerstört sah, legte sein Gelübde im Kloster zu Spanheim ab, wo er später Abt wurde und einen großen Theil seines Erbes dem Kloster vermachte.

Gottfrieds Sohn, Graf Johann I., stiftete im Jahre 1242 die Linie Spanheim zu Starkenburg, oder die hintere Grafschaft Spanheim. Dessen Bruder Heinrich erheirathete die Grafschaft Heinsberg und wurde Stifter des dritten Heinsbergschen Geschlechts. Der dritte Bruder, Simon II., stiftete die Linie Spanheim-Kreuznach, oder die vordere Grafschaft, die sich nachher in zwei Zweige theilte. Des Ersteren ältester Sohn, Gottfried, war Stammvater des noch in verschiedenen Stämmen blühenden gräflichen, jetzt fürstlichen Hauses Sayn.

Wie die verschiedenen Grafschaften allmählig zersplittert wurden und in andere Hände geriethen, davon wird gelegentlich die Rede seyn. Graf Johann V. von Spanheim zu Starkenburg war der Letzte des ganzen Namens. Er starb im Jahre 1437 und liegt in der Kirche zu Trarbach begraben. „Die Felsenburgen," sagt ein Reisender, „wo die verschiedenen Zweige des Hauses gewohnt und gewaltet, liegen seit Jahrhunderten in Trümmern. Die Veste Starkenburg an der Mosel (S. 66), wie ein Adlernest auf dem steilen Felsrücken über der Mosel horstend, zeigt kaum noch die Stelle, wo das Mauerwerk gestanden, wenn nicht durch die Sage im Munde des Volks noch diese Stelle mit dem Namen der Burg bezeichnet würde. Burg Castellaun erhebt noch unzerstörbare Mauern; was noch da ist, scheint der Vergänglichkeit trotzen zu wollen. Aus der Veste Spanheim erhebt sich noch, als Denkmal der Vorzeit, der alte Thurm."

196.

Ahrweiler.

Diese freundliche Stadt, in einer romantischen Gegend der Eifel an der Ahr gelegen, scheint vor dem dreizehnten Jahrhundert noch ohne Mauern und Thore gewesen zu seyn, und blos aus einigen Hofstätten bestanden zu haben. Diese wurden bei Erbauung der Kirche (angeblich 1269) mit den zwei schlechten Dörfern St. Nikolaus und Genzheim durch Mauern zu einem Orte verbunden.

Die Kirche von Ahrweiler soll durch die berühmte Abtei Prüm erbaut und ausgestattet worden seyn, wenigstens hat sie in der Folge das Patronatrecht über dieselbe geübt und die Pfarrei mit ihren Klostergeistlichen besetzt.

Als Besitzung des Erzstifts Köln erfreute Ahrweiler im Laufe der Zeit sich mancher Privilegien und war darum auch den Erzbischöfen treu ergeben. Als am Ende des funfzehnten Jahrhunderts der Erzbischof Ruprecht von der Pfalz seiner Würden entsetzt wurde, kündigte auch Ahrweiler ihm den Gehorsam auf. Dafür belagerte Ruprecht die Stadt drei Wochen lang (1474), allein wiewohl er keine Anstrengung scheute, mußte er doch mit seinem Heere unverrichteter Sache wieder abziehen. Die Bürger selbst hoben im Laufe des Kampfes, als Karl der Kühne sich für Ruprecht von der Pfalz erklärt, manchen Haufen der burgundischen Kriegsknechte, die von Linz aus nach dem Ahrthale streiften, auf und blieben dem Erzstift eine sichere Stütze.

Im dreißigjährigen Kriege hatte, gleichwie das ganze Erzstift, auch Ahrweiler viel zu leiden. Im Juli 1646 näherte sich Türenne mit einem bedeutenden Heerhaufen, der theils aus Franzosen, theils aus weimarschen Söldlingen bestand, vom Rheine her der Stadt, die ihre Mauern, Thore und Thürme wohl verwahrt hatte. Anfänglich wollten die Bürger den Aufforderungen des Marschalls kein Gehör geben und ihre Stadt muthig vertheidigen; als Türenne aber seine Drohung, Alles ringsumher zu verwüsten, auszuführen begann und namentlich die umliegenden Weinberge zerstörte, gab der Rath der Stadt nach und öffnete die Thore. Alle Greuel der Kriege jener Zeit verbreiteten sich nunmehr über die arme Stadt: sie wurde nicht nur gebrand-

schatzt, sondern die Söldner, besonders die Weimarschen, fingen auch an zu plündern und schonten weder der Bürger, noch der Frauen und Mädchen, die sich in die Kirche geflüchtet hatten. Der Tempel wurde entweiht, die wilde Lust gebüßt. Ueber die Theilung des Raubes geriethen die Mordbrenner zuletzt in Uneinigkeit und die Kirche wurde nun auch noch ein Kampfplatz, auf welchem fünf der Räuber ihr Leben aushauchten. Ein Priester, der ihnen ihr viehisches Betragen vorhielt und sie zur Menschlichkeit ermahnte, wurde von ihnen unter den schrecklichsten Martern ermordet.

Kaum hatte sich die Stadt etwas erholt, als die Raubzüge der Franzosen unter Ludwig XIV. sie trafen. Von den Bürgern Ahrweilers aufs gastfreundlichste aufgenommen, steckten die französischen Horden (1. Mai 1689) funfzehn Häuser in Brand und plünderten die von den Einwohnern geflüchteten Sachen. Der Brand war noch nicht gelöscht, als am folgenden Tage an allen Ecken der Stadt neues Feuer angelegt wurde. In der schrecklichen Verwirrung, die dadurch entstand, wurde Alles verheert und geplündert; selbst die Kirche verbrannte und der Hauptthurm mit acht Glocken. Nur zehn Häuser, die Thore und Mauern blieben unversehrt.

Unweit Ahrweiler liegt der Kalvarienberg, auf dessen Gipfel ein ehemaliges Franziskaner-Kloster zu sehen ist. Die Kirche desselben ist ein noch von vielen Gläubigen besuchter Wallfahrtsort. Wie die Sage meldet, soll auf dem Berge in alten Zeiten eine Richtstätte gewesen, diese aber später in eine kleine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes verwandelt worden seyn. Im Jahre 1625 siedelten sich Franziskaner-Mönche hier an und die Kapelle wurde allmählig zu ihrer jetzigen Größe und Gestalt erweitert.

197.

Virneburg.

Virneburg, der Stammsitz des alten mächtigen Grafen-Geschlechts gleichen Namens, liegt an der südöstlichen Grenze des

Kreises Adenau, in einer wilden, schauerlich-romantischen Gegend. In einem Bergkessel von vier Bergen eingeschlossen, zwischen denen sich der Nitzbach und zwei seiner Nebenbäche durchdrängen, erhebt sich ein nicht allzuhoher isolirter Basaltkegel, an den sich der Flecken Virneburg lehnt, und dessen Kuppe die spärlichen Ruinen der Virneburg trägt.

Auf historischem Wege läßt sich das Geschlecht der Grafen von Virneburg bis zu Anfang des eilften Jahrhunderts zurückführen. Im Jahre 1187 übergaben die Brüder Gottfried und Friedrich ihr Allod, die ganze Grafschaft, dem Erzbischofe Johann I. von Trier für 1600 Pfund Trierscher Heller und nahmen sie vom Erzstifte Trier zu Lehn.

Im Jahre 1306 bestieg ein Graf von Virneburg, Heinrich, den Kölner erzbischöflichen Stuhl und wurde einer der ausgezeichnetesten Kirchenfürsten seiner Zeit. Er krönte Heinrich VII. von Luxemburg und seine Gemahlin in Aachen (1309), wählte und vertheidigte auch Friedrich den Schönen von Oestreich gegen Ludwig den Baier (1314). Er baute zur Befestigung der Herrschaft der Erzbischöfe eine Menge Schlösser. Der Chor des Kölner Domes wurde zu seiner Zeit vollendet und von ihm eingeweiht. Er starb 1332.

Graf Ruprecht II. von Virneburg stand in der berühmten Schlacht bei Worringen siegreich auf der Seite der Kölner (1288). Heinrich III. wurde Erzbischof von Mainz und Johann Bischof von Münster. Ruprecht V. vereinigte mit dem Namen Virneburg den von Falkenstein, der ihm durch seine Gemahlin zukam, und unterstützte den Grafen Ulrich von Manderscheid in seinen Ansprüchen auf den Trierer erzbischöflichen Stuhl (1430). Er führte ihn mit allen seinen Vasallen nach Rom; Ulrich verfehlte aber seinen Zweck, und Rabanus von Helmstadt erhielt das Pallium. Kaum nach der Heimat zurückgekehrt, überzog Ruprecht das Erzbisthum mit Krieg, verwüstete es mit Feuer und Schwert und brannte sogar Lützel-Koblenz nieder. Im Jahre 1434 entsagte Ulrich seinen Ansprüchen und es kam nun zum Vergleich, wobei der Erzbischof Rabanus dem Grafen von Virneburg schwere Summen verschreiben und bis zur Zahlung verschiedene Herrschaften verpfänden mußte.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fielen die Besitzungen der Grafen von Virneburg an die Grafen von Mander-

scheid-Schleiden, von denen sie nach funfzig Jahren wieder an die Grafen von Löwenstein-Wertheim kamen, die sie bis zur Auflösung des deutschen Reichs besaßen. Von den Schicksalen der Burg ist nur noch zu erwähnen, daß sie theilweise bereits im dreißigjährigen, und gänzlich in dem pfälzisch-französischen Kriege zerstört wurde. Nur spärliche Trümmer bezeichnen den Stammsitz des einst mächtigen Geschlechts, das, außer den verschiedenen Lehnen, drei und zwanzig größere und kleinere Ortschaften sein Eigenthum nannte.

198.

Nürburg.

Diese sehenswerthe Ruine liegt auf einem der höchsten Punkte der Rhein-Provinz, 2220 Fuß hoch, im Kreise Adenau. Auch für den Naturforscher ist die Burg merkwürdig, weil sie aus Basaltfelsen besteht, die in ihren obern, isolirt hervorragenden Kuppen eine ausgezeichnet magnetische Polarität zeigen.

Wahrscheinlich hatten schon die Römer auf dieser Höhe ein Kastrum, wie aus vorgefundenen Ueberbleibseln sich schließen läßt. Im zehnten Jahrhundert wird des Berges in Urkunden gedacht und später wird das Geschlecht der von Nürberg als hier hausend angegeben. Der Stammvater dieses Geschlechts soll Graf Ulrich von Are seyn, daher es nach dem Aussterben der Grafen von Are auch den Namen Are-Nürburg führte. Was die Herrschaft Nürburg (Nurburg) betrifft, so war diese bis zum Jahre 1215 ein Reichslehn und erst in diesem Jahre sprach Friedrich II. sie von der Lehnspflicht los und gab das Gebiet und die Burg dem Erzstift Köln. Die spätern Nachkommen der Grafen von Nürburg waren daher Stellvertreter oder Vikarien des Erzbischofs und hatten sieben Burgmänner unter sich, die meist in dem Burgfrieden an der Südseite des Berges wohnten. Auch war die Veste der Sitz eines kurkölnischen Amts. Im Jahre 1690 soll sie nach langer harter Belagerung durch die Franzosen zerstört worden

seyn. Noch die Ruinen zeigen, daß Nürburg die stattlichste Bergveste der ganzen Gegend gewesen sey. Sie bestehen in einem hohen schönen runden Thurme, nebst der mit vielen kleinen Thürmchen versehenen Umfassungsmauer.

Die Volkssage erzählt, daß die Burg ursprünglich von Kaiser Nero erbaut worden sey und daher Neroburg geheißen habe. Später sey sie in den Besitz zweier Brüder, der Grafen Ulring und Konrad gekommen; der Erstere habe sie bewohnt und der andere sey Erzbischof von Köln geworden. Da sich Graf Ulring nun gegen den Willen seines Bruders, des Erzbischofs, vermählte, ließ dieser ihn durch einen dazu gedungenen Juden entmannen. Alsobald vertrieb Graf Ulring alle Juden aus seinen Besitzungen, jeder Durchziehende mußte schweren Leibzoll zahlen und bis in die jüngsten Zeiten war noch kein Jude im Amte Nürburg seßhaft.

Als später der Graf, ein gar frommer und milder Herr, auf dem Todbette lag, baten ihn einige seiner Freunde, ihnen nach seinem Tode ein Zeichen zu geben, ob er selig oder verdammt sey. Er befahl daher, seinen Kampfschild aufzuhängen, und setzte hinzu: wenn der Schild in den ersten drei Tagen nach seinem Tode herabfalle, so sey dies ein Zeichen seiner ewigen Seligkeit; bliebe er hangen, so solle dies das Gegentheil bedeuten. Die Freunde thaten, wie er befohlen. Der Graf starb, und zwei Tage hatten sie schon in bangem Zagen verharrt; noch immer hing der Schild. Aber am Morgen des dritten Tages fiel er herunter und zersprang. — Das Geschlecht war ausgestorben und Erzbischof Konrad erhielt die Besitzungen, die er dem Erzstifte schenkte.

199.

Gerhard von Malberg, Hochmeister des deutschen Ordens.

(S. 97.)

Nach dem Tode des Hochmeisters Konrad von Thüringen (1241) fiel die Wahl auf den Ordens-Ritter Gerhard von Malberg, aus den Rheinlanden stammend. Sein Aufenthalt war meist in Italien, bald zu Venedig, bald bei dem Kaiser, der sich seiner mehrmals in Reichsangelegenheiten bediente.

Die Gesandtschaft der Preußen und des Herzogs Suantepolk nach Rom, Erstere, um den Orden wegen Unterdrückung anzuklagen; des Letztern, um diese Anklage heimlich zu befördern, (S. 102) war ohne Erfolg geblieben, weil die Zerrüttungen in Italien und Deutschland es damals unmöglich machten, sich mit dem fernen Norden zu beschäftigen. Eben diese Lage der Dinge beförderte aber auch die Unternehmungslust der Preußen. Ihr geheimer Verbündeter, der Herzog Suantepolk, stellte sich kalt für ihre Sache, um wiederholt sich durch neue Gesandtschaften auffordern zu lassen, die ihnen verheißene Freiheit durch seinen Beistand aufrecht zu erhalten und sich ihrer als Schutzherr anzunehmen. Dabei aber wußte er die Hoffnung der Preußen emporzuhalten und ihr Vertrauen immer mehr und mehr zu gewinnen, so daß sie bald Alle auf ihn als ihren Befreier und Erretter hinblickten.

Suantepolk ließ unter der Hand seine zwei Burgen am Weichselstrom, Schwetz und Zartowitz, stark befestigen und mit zahlreicher Besatzung versehen, auch sonst alle Vorkehrungen zum Kriege machen. Diesen begann er dann, anfangs mehr zum Scherze als im Ernst. Der Landmeister Heinrich von Wida, die drohende Gefahr übersehend, hatte in Kulm und Thorn eine

Menge Stromschiffe erbauen lassen, um die Mannschaft der nördlich gelegenen Burgen mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Diese Burgen aber gereichten Suantepolk zum größten Verdruß: er befahl daher den Besatzungen seiner Weichselvesten, kein Schiff mehr hinabfahren zu lassen, jedes neu ankommende aufzugreifen und auszuplündern, die Mannschaft aber zu fangen oder zu tödten. Dies geschah.

Kaum drang die Kunde davon zu den Preußen in Warmien und Natangen, als der Durst nach Freiheit und Rache hier Alles zu den Waffen rief. Dem Evangelium entsagend, den alten Göttern zueilend, den alten Priestern vertrauend, erhob sich das Volk durch das ganze dem Orden unterworfene Land nach Osten und Norden zu einem allgemeinen Aufstande; im verzweiflungsvollen Kampfe an die Wiedereroberung der Freiheit das Letzte zu wagen. Alles, was deutsch war oder christlich hieß, wurde umgebracht; nur der wehrlosen Weiber und Kinder schonte man, um sie dem noch unglücklicheren Schicksale der Gefangenschaft aufzubehalten. Konrad von Dortmund, ein tapferer Krieger, der in fremden Landen manche Schlacht mitgekämpft, in jedem Kampfe sich als Held gezeigt hatte, wurde mit seiner ganzen Familie erschlagen. Die bewehrten und zum Theil befestigten Wohnungen der deutschen Einzöglinge sah man in Brand gesteckt und geplündert; die kaum erbauten Burgen des Ordens belagert und erstürmt, die Ordensritter und die übrigen Christen, welche darin Schutz gesucht, jämmerlich ermordet. Nur das feste Balga und die Burg Elbing leisteten Widerstand und sicherten einzelnen entkommenen Christen ein trauriges, dem Hunger und der Noth preisgegebenes Daseyn.

Gleichzeitig mit den Preußen schritt auch der Herzog Suantepolk zum ernsten Kriege, indem er begann, den Orden zu Wasser und zu Land zu befehden und das Eigenthum desselben und der ihm treuen Unterthanen zu plündern. Die Preußen, dadurch zu neuen Unternehmungen befeuert, brachen in Pomesanien und im Kulmerlande ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Suantepolk vereinigte sein Heer mit ihnen und nun wurde die Verwüstung vollendet. Städte und Burgen, Dörfer und Weiler wurden in Aschenhaufen verwandelt, das flache Land völlig verödet. Die in den Burgen Schutz gesucht, erlagen größtentheils dem Schwerte; an viertausend deutscher Einzöglinge wurden in ihren Burgwohnungen durch die Keulen der Preußen er-

schlagen. Nur die drei Burgen zu Thorn, Kulm und Rheden gewährten den Ordensrittern noch einigen Schutz.

In dieser Zeit des Ausbruchs des allgemeinen Hasses vergaßen auch die Edlen unter den Preußen, die der Orden durch große Begünstigungen für sich gewonnen, die zugesagte Treue und schlugen sich zu den Feinden der Ritter, um nicht mit diesen im Sturme unterzugehen. Nur ein einziger, Makko oder Maccho, der Sohn des pomesanischen Edlen Pipin, dessen Burg früher durch Hermann Balk gewonnen worden war (S. 6), blieb dem Orden treu und versorgte die Burgen zu Elbing, Kulm und Thorn, so viel er vermochte, mit Lebensmitteln.

So schien Alles, was der Orden durch jahrelange Anstrengungen erobert und gewonnen, gegründet und gestiftet hatte, rettungslos verloren. Der päpstliche Legat sendete zwar die Priester und Mönche des Landes aus, um in den Nachbarländern im Namen der Kirche gegen Suantepolk und die abtrünnigen Preußen das Kreuz zu predigen; die Hülfe aber ließ sich in Kürze nicht erwarten. Die Ordensritter blieben für den Augenblick mit allen denen, die Schutz bei ihnen gesucht, auf sich selbst und die fünf Burgen beschränkt, die sie noch hatten. Aber die Noth ließ sie nicht verzagen: einmüthig hatten sie beschlossen, lieber im Kampfe unterzugehen, als in die Hände des Feindes zu fallen. Der altergraue Marschall Dietrich von Bernheim, einer der wenigen, welche mit Hermann Balk zuerst das Land betreten (S. 1) und seitdem alle Mühen und Gefahren getheilt hatten, trat an die Spitze.

Wie er durch seine glänzende Unternehmung gegen die Burg Zartowitz der Sache plötzlich eine andere Gestalt gegeben und den Herzog Suantepolk auf die Defensive beschränkt, haben wir bereits früher gesehen (S. 105). Von nun an trat das Glück wieder an die Seite des Ordens: die Herzöge von Polen, Kasimir von Kujavien, Konrad von Masovien, Przemislaus von Groß-Polen, Boleslaus von Krakau und Sandomir traten mit ihm in Bund, da sie mehr oder weniger Alle von dem übermüthigen Suantepolk beeinträchtigt und beleidigt worden waren. Zuförderst wurde diesem die wichtige Burg Nakel (B. I. S. 134), dann die Veste Wissegrod entrissen, und so der Krieg in sein eigenes Land gespielt, während zugleich die Preußen von ihm abgetrennt wurden. Pommern erlag nun derselben Verwüstung, die noch vor Kurzem das Gebiet des Ordens heimgesucht hatte: bis an

die Küsten des Meeres drangen die Verbündeten, ohne irgend einen haltbaren Widerstand zu finden. Selbst das ehrwürdige Kloster Oliva (B. II. S. 109) erlag der Plünderung und dem Raube. Schaaren von Gefangenen, Weibern und Kindern wurden aus dem Lande hinweggetrieben und Nichts fand Mitleid und Erbarmen vor dem aufgeregten Zorne der Feinde.

Bald erging noch härteres Unglück gegen Suantepolk: seine eigenen Brüder Sambor und Ratibor, von ihm auf mannichfache Weise gereizt und herausgefordert, traten durch einen feierlichen Vertrag in den Bund seiner Feinde (29. August 1243). Hatte der Orden durch alle diese Ereignisse wieder ein bedeutendes Uebergewicht erlangt, so ging ihm gleichzeitig auch in der Ferne ein freundlicher Stern auf: ein neuer Papst, Innocenz IV., erschien als Gönner des Ordens, erklärte das von den Ordensrittern erworbene Land in Preußen für das Eigenthum des Apostels Petrus, stellte es unter den besondern Schutz des Römischen Stuhls und schrieb es als ewiges Eigenthum dem deutschen Orden zu. Dabei investirte er förmlich den Hochmeister Gerhard von Malberg mit dem päpstlichen Ringe als Symbol der Belehnung mit Preußen, wofür er der Römischen Kirche einen jährlichen Lehnszins als Zeichen der Anerkennung der Oberherrschaft des Römischen Stuhls vorbehielt. Gleichzeitig ergingen Aufforderungen und Verordnungen zur Beförderung eines Kreuzzuges nach Preußen und Liefland in alle nahe gelegenen Länder. Die Kreuzfahrer sollten die nämlichen Vorrechte, Freiheiten und Gnadenverleihungen genießen, welche den nach Jerusalem Pilgernden zu Theil würden. Auch an diejenigen, die das Kreuz bereits genommen hatten, erging eine ermunternde Bulle.

Unter solchen Umständen war Herzog Suantepolk dem gegen ihn aufziehenden Sturme nicht gewachsen; er verleugnete seinen Stolz und suchte Frieden. Der päpstliche Legat vermittelte diesen: der Herzog erhielt Alles, was die Ordensritter durch das Glück der Waffen gewonnen hatten, wieder zurück, bis auf die Burg Zartowitz, die als ein Unterpfand dem Orden verbleiben sollte. Auch stellte der Herzog seinen Sohn Mestwin und eine Menge Edle seines Landes als Geißeln und schwur auf das Evangelienbuch: den Orden im Kampfe gegen die Ungläubigen, so oft es die Noth erfordere, unterstützen, nie den Gegnern des Glaubens wieder beistehen und gegen das Christenthum und seine Bekenner nie in voriger Weise wieder feindlich auftreten zu wollen.

Er stellte darüber eine mit seinem herzoglichen Siegel bekräftigte Friedensurkunde aus und erhielt darauf vom Orden auch alle Gefangenen zurück, in deren Zahl 70 edle Frauen waren.

Die nun eintretende kurze Zeit der Ruhe benutzte der päpstliche Legat, Wilhelm von Modena, zur Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, die ihm durch den Tod des Bischofs Christian (S. 103) wesentlich erleichtert wurden. Er theilte das Land mit päpstlicher Genehmigung in vier Bisthümer, deren eines das Kulmische Gebiet, das zweite die Landschaft Pomesanien, einen Theil von Pogesanien und das sogenannte Hokerland, das dritte Ermländische, einen Theil von Pogesanien, Ermland, Natangen, das Barterland nebst dem südlichen Theil von Nadrauen und Galindien, das vierte oder Samländische aus dem für das Christenthum noch nicht gewonnenen Lande gebildet wurde. Von jedem Sprengel verblieben zwei Theile dem Orden, einer dem Bischof zu Eigenthum; doch hatte der Letztere in kirchlichen Sachen auch in den beiden Theilen des Ordens das bischöfliche Recht.

Kaum war diese Eintheilung vollendet, als ein neuer Krieg mit Herzog Suantepolk den Frieden störte. Der noch vor Kurzem abgeschlossene Vertrag wurmte den stolzen Pommerfürsten gewaltig: er vergaß schnell die Noth, in die ihn der Krieg geführt und sann auf Vorwände, denselben zu erneuern. Gleichzeitig verband er sich auf das engste mit seinen Vettern, den Herzogen Wratislav III. und Barnim I. von Pommern, so wie mit seinem Schwiegersohne, dem Fürsten Jaromar von Rügen. Kriegerische Unruhen an den östlichen Grenzen des Ordenslandes begünstigten ihn: und so brach er, seines Eides, seines Sohnes und der übrigen gestellten Geißeln nicht weiter achtend, plötzlich an der Spitze einer bedeutenden Kriegsmacht, die zum Theil aus abtrünnigen Preußen bestand, in das Kulmerland ein. Mit Feuer und Schwert dasselbe verwüstend, überall raubend und mordend, machte er dieses Gebiet abermals zur Einöde und trieb als Gefangene Alle hinweg, die nicht erschlagen wurden, oder Zeit hatten, sich in eine Burg zu flüchten.

Dieser Einbruch hatte so schnell und unerwartet stattgefunden, und die Kriegsmacht des Ordens war auch jetzt noch so gering und zerstreut, daß die Ritter dem Angriffe nicht sogleich begegnen konnten. Ein Haufe von Kreuzfahrern, der im Frühlinge des Jahres 1244 herangezogen war, lag unthätig im Lande des Herzogs von Kujavien, mußte erst herbeigerufen werden, bei

Thorn über die Weichsel gehen und sich hier mit den Kriegsleuten des Ordens vereinigen, um thätig werden zu können.

Inzwischen war Suantepolk an der Spitze seiner Räuberschaaren vor Kulm erschienen, ohne doch seinen Zweck, die schwache Mannschaft herauszulocken, zu erreichen. Da lieferte ihm der Ordens-Marschall Berlewin die unbesonnene Schlacht bei dem See Rensen (S. 108), wodurch der Herzog plötzlich große Vortheile erhielt. Sie zu verfolgen, belagerte er Kulm von neuem (S. 110) und zog von neuem ab, das umliegende Gebiet mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Sein Heer erbitterter Heiden verübte da, wo es noch Gegenstände für seine Rache fand, die schauderhaftesten Thaten. So befand sich unter den Gefangenen ein gewisser Martin Golin mit seiner Schwester, welche, der Entbindung nahe, dem eilenden Heere nicht folgen konnte. Da schlitzte der Heide, der sie führte, ihr mit seinem Schwerte den Leib auf. Die Preußen mußten diese Unthat in der Folge theuer bezahlen (B. II. S. 215).

Suantepolk zog jetzt vor Thorn, und da er hier ebenfalls nichts auszurichten vermochte, setzte er über die Weichsel und fiel in das Gebiet von Kujavien, wo neue Beute seiner wartete. Auch hier verheerten seine Horden Alles mit Feuer und Schwert, auch hier wurde Alles geraubt, Alles niedergemacht oder gefangen hinweggeführt. Mit ihrer Beute beladen, kamen die Horden nochmals ins Kulmerland, um hier bei Kulm über die Weichsel zu gehen. Hier aber ereilte sie ein bitteres Geschick: das grimmige Volk raffte seine letzten Kräfte zusammen und brachte ihnen, angeführt von den Ordensrittern, eine Niederlage bei, aus welcher nur Suantepolk und einige seiner Leute sich zu retten vermochten (S. 110).

Wie nützlich aber auch dieser Sieg für den Augenblick war, so konnte er doch die eingetretenen Uebel nicht heilen. Wo die Ordensritter hinsahen, begegneten ihnen nur Bilder des Elends und des Jammers: entvölkerte Gebiete, verwüstete Felder, vernichtete Dörfer, zerstörte Kirchen, verhungerte und verzweifelnde einzelne Menschen. Die ganze Blüte des Kulmischen Landes, jeder Keim des Wohlstandes war zerstört, die christlich-deutsche Kultur in ihrem Beginn vernichtet.

Dies war der Stand der Sachen in Preußen, als der Hochmeister Gerhard von Malberg abdankte. Von Anfang an wahrscheinlich nicht einstimmig zu dieser Würde gewählt, hatte er

während seines Hochmeisterthums Unheil, Feindschaft und Hader im Orden erregt, statt sich die Liebe und Zuneigung Aller zu verdienen, wie seine Vorfahren im Amte dies gethan. Nicht minder verscherzte er die Achtung des Kaisers und des Papstes. Und als er zuletzt sich Handlungen zu Schulden kommen ließ, welche der Ehre und dem guten Rufe der Ordensritter Nachtheil brachten, traten die Vornehmsten unter diesen zu einem Kapitel zusammen und erklärten ihn seines Meisteramts für verlustig. Seine Abdankung erfolgte im Jahre 1244, um welche Zeit auch der Landmeister Heinrich von Wida sich in Deutschland befand, so daß damals die Ritter in Preußen eines Hauptes gänzlich entbehrten.

200.

Schwetz.

Die Burg Schwetz, an der Weichsel, nachmals ein Ordenshaus, wird schon in Urkunden von 1198 erwähnt; nach der Versicherung der meisten Chronisten soll sie jedoch erst 1246 erbaut seyn. Hier geschahen im Jahre 1238 die Verhandlungen, in deren Folge Herzog Suantepolk von Pommern dem deutschen Orden gelobte, er wolle stets des Ordens Ehre treu bewahren und in Schutz nehmen, so daß weder von ihm, noch seinen Erben oder Unterthanen den Ordensrittern oder ihren Landen und Unterthanen irgend ein Unrecht oder Unglimpf wiederfahren solle, so viel irgend zu verhüten in seiner Macht stehe (S. 14). Sofern von ihnen oder ihren Unterthanen Klagen erhoben würden gegen des Herzogs Land oder seine Unterthanen, so wolle er nach Rechtsgewohnheit seines Landes darin Genugthuung verschaffen. Grenzstreitigkeiten sollten nach redlicher Entscheidung sachverständiger Leute freundlich berichtigt und geschlichtet werde. Mit den heidnischen Völkern in Preußen versprach der Herzog ohne Vorwissen des Ordens niemals Waffenruhe oder Frieden zu schließen. Sofern er aber irgend einem dieser Punkte mit Absicht entgegenhandle, oder auf Ermahnung binnen Jahr und Tag den Fehltritt nicht ausgleiche, wolle er, sobald man ihn darin überweisen könne,

sich freiwillig dem Banne des Papstes unterwerfen, ohne Lossprechung zu erwarten, bis er den Ordensrittern nach gerichtlicher Entscheidung oder nach ihrem Gefallen hinlänglich genug gethan. Der Bischof von Preußen solle des Papstes Bannspruch verkündigen und in gleichen Fällen dieselbe Strafe auch über die Erben des Herzogs verhängt seyn.

Wie wenig dem Letztern daran lag, sich an diesen Vertrag zu binden, haben wir bereits vielfältig gesehen. Die Burg Schwetz aber gehörte in dieser Zeit zu den wichtigsten Vesten des Herzogs, indem er von hier aus die Weichsel beherrschte und die Verbindung der Ordensritter im Kulmerlande mit Elbing und Balga verhinderte. In dieser Hinsicht ersetzte ihm Schwetz das verlorene Zartowitz (S. 105).

Um seine Zwecke gegen den Orden zu erreichen, ließ Suantepolk die Burg Schwetz neu befestigen (1245). Dies zu hindern, oder gar die Burg zu gewinnen, machte der Landmeister Poppo von Osterna sich auf und ließ die Ordensritter aus Kulm mit ihrer reisigen Mannschaft zu Schiffe die Weichsel hinabfahren, während er selbst die Ritter aus Thorn mit ihren Kriegsleuten und mit einem Heerhaufen des Herzogs von Kujavien längs dem linken Weichselufer gegen Schwetz hinabführte, um den Herzog, welcher damals selbst in Schwetz lag, von zwei Seiten zugleich anzugreifen. Als dieser die Fahrzeuge mit bewaffneter Macht herankommen sah, ließ er eilig die Brücke abbrechen, welche den Zugang zur Burg möglich machte, und zog, während die feindliche Mannschaft am Ufer landete, schnell davon, und auf eine Anhöhe, von der aus die Bewegungen des Feindes übersehen werden konnten. Bald bemerkte er, daß die reisige Mannschaft, welche der Meister zu Lande herbeigeführt, sich mit den Kulmern wegen der Tiefe des zwischen ihnen befindlichen Flusses Bda nicht vereinigen konnte und dieser Umstand belebte ihn mit neuem Muthe, indem sich ihm die Aussicht darbot, den getheilten Feind um desto leichter aufzureiben. Die Bda trennte ihn von dem Heerhaufen des Landmeisters, den er eifrig beschäftigt sah, um einen Sturm auf die Burg zu wagen. Da eilte der Herzog, die abgebrochene Brücke aus den bereit liegenden Bauwerken schnell wieder herzustellen und die Besatzung der Burg mit dreihundert Mann zu verstärken, worauf er selbst mit dem übrigen Theile des Heeres sich wieder zurückzog. Nun begannen zwar der Landmeister und Herzog Kasimir einen heftigen Angriff auf

die Burg, doch ohne etwas auszurichten. Die zahlreiche Besazzung leistete tapfern Widerstand: von beiden Seiten wurden viele getödtet, viele schwer verwundet. Der Landmeister zog wieder über die Weichsel zurück und der Herzog begab sich von neuem auf die Burg, um deren Befestigung noch weiter fortzusetzen.

Noch im Herbste desselben Jahres unternahm der Landmeister, mit neuen Kriegshaufen verstärkt, einen andern Angriff. Bei nächtlicher Weile in der Nähe der Burg anlangend, wo Herzog Suantepolk mit starker Heeresmacht lag, legte er sein Heer in Hinterhalt und sandte am Morgen zehn Reiter aus Kulm gegen die Burg, um den Feind durch allerlei Neckereien herauszulocken. Der Herzog ließ ihnen eine Rotte von zwanzig Mann entgegenziehen und als Einer aus dieser Zahl erschlagen ward, die Uebrigen aber die kulmischen Reiter in die Flucht trieben und verfolgten, gewahrten sie plötzlich die Heerhaufen der Ordensritter und eilten erschreckt zu dem Herzoge zurück. Ihr Kriegsgeschrei verbreitete hier große Verwirrung; der Herzog vermochte nicht, die Krieger zu sammeln und schnell zur Schlacht zu stellen; ein Theil stürzte nach der Burg hin und fand Schutz hinter den Mauern; ein anderer Haufe ward von dem Feinde gegen den Strom getrieben und fand in diesem seinen Untergang; noch Andere ereilte das feindliche Schwert, und so geschah es, daß während einer Stunde die Streitmacht des Herzogs um funfzehnhundert Mann verringert wurde. Die Freude der Sieger war groß und mit Jauchzen kehrten die Ritter in ihr Land zurück.

201.

Alt-Christburg.

Im Kreise Mohrungen, in der Gegend des jetzigen Alt-Christburg, lag auf einer Anhöhe einst eine befestigte Burg, von wo aus Herzog Suantepolk in den Kriegen, die er (in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts) mit dem deutschen Orden führte, diesem letzteren empfindliche Nachtheile zufügte. Von hier aus unternahm der Herzog allerlei Angriffe auf das dem Orden

gehörige Elbing, ja er bemühte sich, Stadt und Burg gleichsam auszuhungern, indem er jede Bemühung, Lebensmittel hineinzubringen, zu vereiteln suchte. Nach dem Friedensschlusse von 1246 überließ Suantepolk die Burg den abgefallenen Preußen, damit diese fortsetzen möchten, was er angefangen hatte. Die Preußen besetzten die stark verwahrte Burg und plagten das benachbarte Elbing dergestalt, daß der den Landmeister vertretende Ordensritter, Heinrich von Wida, Hülfe zu bringen beschloß.

Es war in der Mitternacht vor dem Christfeste des Jahres 1247, als Heinrich von Wida mit seinem Heerhaufen von Kulm aus in aller Stille gegen die Burg heranzog. Die Besatzung, durch lange Ruhe in ihrer Pflicht nachlässig geworden, lag im Schlafe und kein Wächter bemerkte den herannahenden Feind. So gelang es leicht, die Sturmleitern anzulegen und die Burg zu ersteigen; die schlaftrunkene Mannschaft wurde gefangen genommen, die Widerstrebenden erlagen dem Schwert und die Burg war gewonnen.

Aber nicht lange sah sich der Orden im ruhigen Besitz derselben. Herzog Suantepolk, den geschlossenen Frieden von neuem brechend, erschien in Pomesanien (1248), theilte seine Kriegsmacht in zwei Haufen und griff die Burg gleichzeitig an zwei Orten an. Er selbst mit einer starken Schaar von Preußen, die zu seinem Heere gestoßen war, bestürmte den vorderen schwächeren Theil der Veste, der andere Heerhaufe dagegen den hinteren stärker befestigten. Die Besatzung ahnte die List nicht, welche in dieser Art des Angriffs lag, und wendete ihre ganze Kraft auf die Vertheidigung der schwächern Seite, vor welcher auch der Feind am zahlreichsten stand. Mehrere Tage lang wurde der heldenmüthigste Widerstand geleistet: Suantepolk ließ den Belagerten Tag und Nacht keine Ruhe. Die ganze Aufmerksamkeit der Letzteren auf die vordere Seite der Burg lenkend, stürmte plötzlich der versteckt gehaltene andere Heerhaufen auf den hintern Theil der Burg ein; er fand im ersten Augenblicke fast gar keinen Widerstand, drang in die Mauern und kam der Besatzung in den Rücken. Bald waren die Ordensritter und ihre Mannschaft aufgerieben: kein einziger entrann dem feindlichen Schwerte und Suantepolk sah sich wieder im Besitz der Burg.

Ein fester Haltpunkt in dieser Gegend war dem Orden zu wichtig, als daß er diesen Verlust hätte verschmerzen können. Der Landmeister fand indessen die Burg zu stark besetzt, als daß

ein Sturm zu großen Hoffnungen berechtigt hätte. Unterstützt von einer eben angelangten neuen Schaar Kreuzfahrer beschloß er daher, eine neue Burg in der Gegend anzulegen, ließ dazu im Kulmerlande die nöthigen Vorbereitungen machen und zog dann mit seiner ganzen Macht nach Pomesanien, auf einer Anhöhe an der Sorge die Burg Christburg gründend (1248), an die sich später die Stadt gleichen Namens schloß (S. 14).

202.

B a l g a.

(II. 115.)

Nur kurze Zeit hatte der Orden sich im ruhigen Besitze der Veste Balga gesehen, deren Eroberung ihm so viel Blut gekostet hatte. Die fortdauernden Kriege mit Herzog Suantepolk störten diesen Besitz oder verhinderten wenigstens den Orden, jenen Nutzen daraus zu ziehen, der für seine Zwecke sich sonst wohl dargeboten hätte.

Es war nach dem Abschlusse des Friedens mit Herzog Suantepolk, im Spätherbste des Jahres 1248, als der Landmeister in der Absicht, die abgefallenen Gebiete wieder zu unterwerfen, eine Anzahl Ordensritter mit einer ansehnlichen Kriegsschaar nach Elbing sandte. Vereinigt mit den Ritterbrüdern des dortigen Konvents, brachen sie ohne Widerstand in Warmien ein und gelangten glücklich nach Balga. Auch hier verbanden sich die Ordensbrüder mit dem Heerhaufen der Burg und beschlossen nun einen Zug in das Innere von Natangen. Weit und breit die Landschaft verwüstend und für den Abfall Rache nehmend, ahnten die Ritter das Unglück nicht, das ihnen drohte und selbst der Ordens-Marschall Heinrich Botel vergaß über dem augenblicklichen Waffenglück die nöthige Vorsicht.

Im Rücken des Heerzuges nämlich war das erbitterte Volk bewaffnet aufgestanden, und hatte aus den nachbarlichen Landschaften Hülfe herbeigezogen. Als nun die Ritter den Rückzug nach Balga antraten, fanden sie zu ihrem nicht geringen

Schrecken alle Wege durch den Feind besetzt. An Macht schwächer, durften sie es nicht wagen, sich einen Weg mit dem Schwerte zu bahnen und zogen sich daher nach dem jetzigen Dorfe Krüken, südwärts von Kreuzburg, zurück. Die Preußen zogen ihnen nach und belagerten sie gleichsam im Dorfe, hoffend, daß Hunger und Mangel die Ritter zur Ergebung zwingen würden. Zwei Seen, eine im Süden, die andere im Norden, gaben dem Orte eine natürliche Befestigung. Die Ritter sahen keinen Ausweg; die Macht der Feinde verstärkte sich täglich. Der Hauskomthur von Balga, Johannes, war zwar der Meinung, man müsse, im Vertrauen auf Gott, sich den Weg mit Gewalt öffnen; er fand indessen keinen Beifall, und die Ritter, in der Absicht, wenigstens den größern Theil ihrer Mannschaft zu retten, ließen sich auf Unterhandlungen ein. Die Preußen erhielten auf ihr Verlangen den Ordens-Marschall Heinrich Botel und drei andere Ordensritter als Geißeln ausgeliefert und sicherten dagegen den übrigen freien Abzug zu. Kaum aber hatten die Ritter den sichern Ort verlassen, als der wortbrüchige Feind über die Mannschaft des Ordens herfiel, sie fast gänzlich aufrieb und vier und funfzig Ritter erschlug. Dem Hauskomthur von Balga hieb ein Nathangischer Krieger das Haupt ab, steckte es auf eine Lanze und rief aus: „Wären deine Brüder deinem weisen Rathe gefolgt, sie hätten ihr Leben erhalten!" — Einem andern gefangenen Ordensritter schnitten die Preußen den Nabel aus, nagelten diesen an einem Baume fest und trieben dann den Unglücklichen mit Hieben so lange um den Baum herum, bis die Eingeweide aus dem Leibe herausgewunden waren und der Ritter todt darniederfiel. Der Tag dieses Unglücks soll der 30. Novbr. 1248 gewesen seyn.

203.

Christburg.

(S. 14. 203.)

Das neue Christburg war kaum erbaut, als es zu einem Schauplatz der wichtigsten Verhandlungen wurde. Die abgefallenen Preußen, von den Kreuzheeren hart bedrängt, ergaben sich

in ihr Schicksal und bequemten sich zum Frieden, der hier unterhandelt und im Jahre 1249 — der Angabe nach am 7. Febr. — abgeschlossen wurde.

Christburg sah an diesen Tagen viele gefeierte Männer in seinen Hallen: den päpstlichen Legaten, Jakob, Archidiakonus von Lüttich, nachherigen Papst Urban IV.; den Bischof Heidenreich von Kulm, den Landmeister Heinrich von Wida, den Ordens-Marschall Heinrich Botel und eine Anzahl vornehmer Preußen. Die Friedenspunkte, über die man übereinkam, waren hauptsächlich folgende: 1) Die Neubekehrten sowohl, wie auch die Heiden in den unterworfenen Landschaften und deren benachbarten Gebieten, sobald sie sich durch die Taufe zum Christenthum bekennen, können auf rechtlichem Wege Eigenthum erwerben, soviel sie vermögen, und solches für sich und ihre rechtmäßigen Erben besitzen. 2) Beim Tode des Vaters sollen zunächst der hinterbliebene Sohn oder die Tochter, die nie verehelicht gewesen, oder beide als Erben folgen. In Ermangelung solcher näherer Erben geht die Erbschaft zunächst auf Vater oder Mutter des gestorbenen Sohnes zurück, und wenn diese nicht mehr leben, tritt zunächst der männliche Enkel als Erbe ein. Fehlt auch dieser, so soll das Erbe dem Bruder des Verstorbenen anheimfallen, und wenn keiner dieser nähern Erben mehr lebt, sollen die männlichen Geschwisterkinder als Erben folgen. In Ermangelung aller dieser fällt das vorhandene Eigenthum an den Orden und an andere Herren, unter denen die Neubekehrten leben. 3) Die Neubekehrten dürfen ihre beweglichen Güter nach freiem Willen ausgeben, verschenken, vertheilen, verkaufen, oder in anderer Weise darüber verfügen. Auch ihr unbewegliches Eigenthum dürfen sie verkaufen, wenn sie zuvor dem Orden Bürgschaft stellen, daß sie nachher nicht zu den Heiden oder sonstigen Feinden des Ordens entfliehen wollen. 4) Die Neubekehrten dürfen über ihre beweglichen und unbeweglichen Güter durch Testamente verfügen, doch mit der Beschränkung, daß, wenn Jemand etwas von seinem unbeweglichen Eigenthum testamentarisch einer Kirche oder einer geistlichen Person vermacht, diese verpflichtet ist, das unbewegliche Gut binnen Jahresfrist den Erben des Verstorbenen zu verkaufen, und sich mit dem aus dem Verkaufe erlangten Gewinn zu begnügen. 5) Die Neubekehrten dürfen frei und nach eigener Wahl gesetzmäßige Ehen schließen, in allen Rechtssachen Sachwalte seyn, gegen Jedermann ihre Rechte suchen und als gesetzliche Per-

Personen vor geistlichen und weltlichen Richtern zu allen gesetzlichen Verhandlungen zugezogen werden. Sie und ihre rechtmäßigen Kinder dürfen in den geistlichen Stand treten und die Klostergelübde ablegen. Sprößlinge eines edlen Stammes der Neubekehrten dürfen mit dem Ehrengürtel des wehrhaften Kriegers geschmückt werden. 6) Die Neubekehrten erhalten, nach ihrem eigenen Verlangen, das Recht und die Gerichtsverfassung ihrer Nachbarn, der Polen. Es wird jedoch die Probe des glühenden Eisens und alles andere davon ausgeschieden und für ungültig erklärt, was in diesem Gesetze gegen Gott, gegen die römische Kirche oder die kirchliche Freiheit streitet. 7) Jeder Standesunterschied bei den Begräbnissen hört auf und diese geschehen nach christlicher Weise. 8) Alle Götzen und aller Götzendienst sind abgeschafft. 9) Die Neubekehrten begnügen sich mit Einer Frau, verbinden sich mit dieser unter einem genügenden Zeugnisse und lassen die Verehelichung zu bestimmten Zeiten in der Kirche bekannt machen. Keiner soll seine Tochter einem Andern zur Ehe verkaufen, auch sind blutschänderische Ehen verboten. 10) Kein Kind darf ausgesetzt oder öffentlich oder heimlich getödtet werden. Jeder Vater muß sein neugebornes Kind sogleich oder doch innerhalb acht Tagen in die Kirche zur Taufe bringen. 11) Die Neubekehrten verpflichten sich, bis zu einer gewissen Zeit eine Anzahl Kirchen zu erbauen, auszustatten und sie regelmäßig zu besuchen. Der Orden versieht diese Kirchen mit Priestern und den nöthigen Gütern. 12) Die Neubekehrten geloben die Feier der Sonn- und Festtage und die Beobachtung der Sakramente. 13) Sie entrichten den Zehnten, helfen die Rechte des Ordens nach ihren Kräften beschützen und nehmen an den Heerfahrten desselben in geziemender Rüstung und angemessener Bewaffnung Theil.

Der Landmeister Heinrich von Wida gab in seinem und aller seiner Brüder Namen sein ritterliches Wort, daß von Seiten des Ordens alle diese urkundlichen Bedingungen treulich erfüllt werden sollten. Dasselbe versicherten die Bevollmächtigten der Neubekehrten durch einen körperlichen Eid. Beide Theile gelobten sich schließlich völliges Verzeihen und Vergessen aller früher zugefügten Beleidigungen und gaben sich in Gegenwart des päpstlichen Legaten den Friedenskuß.

Wie leider auch dieser Friede — das Ergebniß zwanzigjähriger Kämpfe — gebrochen und in blutigen Streit verwandelt wurde — davon künftig.

204.

Häusliches Leben der alten Preußen.

Einfach wie sein Zeitalter, war auch das häusliche Leben des Preußen. Die ältesten Bewohner des Landes liebten den Aufenthalt in der freien Natur und die Hütte diente nur zum Schutz gegen rauhe und unfreundliche Witterung. Die ersten Wohnungen bestanden aus zusammengeflochtenen Weiden und Baumzweigen; später erst lernte man Häuser von Holz und Stein bauen. In der Mitte dieser Häuser diente ein großer ausgehöhlter Stein zum Feuerheerde.

Das Gesetz erlaubte dem Manne zwei und mehrere Frauen, wenn er sie zu erhalten vermochte; die eine davon galt wahrscheinlich für die erste und oberste. In der Wahl der Braut galt keine Rücksicht auf Verwandtschaft. Der Sohn konnte sich, wenn der Vater starb, mit der Stiefmutter verehelichen; ja diese fiel ihm als ein Erbstück zu und mußte ihm als Frau dienen. Unter diesen Umständen war das Verhältniß der Frauen auch nicht viel anders als das der Sklavinnen. Sie dienten dem Hausherrn wie Mägde, wurden von ihm mit Strenge zur Besorgung der Hausgeschäfte angehalten und unterlagen jeder Strafe, die ihnen der Mann wegen Fahrlässigkeit und Versäumniß zuerkannte. Sie aßen nicht mit ihm an einem Tische, und mußten ihm, den Gastfreunden und sonstigen männlichen Hausbewohnern die Füße waschen. Nur die erste und vornehmere der Frauen wurde besser gehalten und die übrigen mußten auch ihr als Mägde dienen.

Die Kinder waren des Mannes Eigenthum und standen unter seiner willkührlichen Gewalt, daher auch die Töchter zur Ehe gekauft wurden (II. 113). Die Macht des Vaters über die Kinder ging so weit, daß er die kranken und gebrechlichen aussetzen oder tödten konnte, um sich von der Last ihrer Verpflegung zu befreien. Töchter galten als vom Fleische der Mutter, Söhne als vom Fleische des Vaters entsprungen. Sobald die Letztern erwachsen, traten sie in allen Geschäften dem Vater zur Seite, gingen mit ihm in den Krieg und theilten alle seine Freuden und Beschwerden. Jeder Preuße hatte nur einen einzigen Namen, den er wahrscheinlich vom Vater erhielt; nie bekam der Sohn den Namen des Vaters oder den des Bruders.

Die Kleidung der Preußen war schlecht und nachlässig und in der Art, wie sie noch jetzt bei dem gemeinen Volke im polnischen Litthauen zu finden ist. Ein enger Rock, bei Aermeren von Leinewand, bei Reicheren von schlechtem weißen Tuche, durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten, reichte bis ans Knie. Hals, Brust und Kopf blieben im Sommer unbedeckt, im Winter trug man eine Mütze von Pelzwerk und Thierfelle gegen die Kälte. Den Unterleib bis an die Fußknöchel bedeckten weite Beinkleider, den Fuß rauhes Leder oder zusammengehefteter Baumbast. — Die Frauen trugen ein langes leinenes Kleid von bleigrauer Farbe, das bis an die Knöchel reichte und Brust und Arme unbedeckt ließ. Als die Preußen im Verkehr mit dem Orden und den Ausländern bessere Kleider kennen lernten, setzten sie großen Werth auf deren Besitz. Namentlich haschten sie nach fremdem Schmuck. Die einheimischen Bernsteinschnüre an Hals und Brust genügten den Frauen nicht mehr, sie schmückten ihre Finger und Ohren mit ausländischen Ringen, die Brust mit künstlichen Ketten von Messing, die Arme mit zierlich gearbeiteten Spangen. Das Haupthaar hielt eine gebogene Haarnadel, das Brustkleid am Saume eine schön gearbeitete Schnalle oder Spange, zuweilen sogar von Silber. Auch die vornehmern Männer liebten dergleichen Putz; die Metalle zu andern Zwecken zu benutzen, verstanden sie nicht.

Die Kost eines so ungebildeten Volkes konnte natürlich ebenfalls nur höchst einfach seyn. Fleisch von zahmen und wilden Thieren war die Hauptsache bei ihrer Mahlzeit, dann kamen Milch- und Haferspeisen und was sonst Feld und Flur, oder Flüsse und Seen darboten. Nur Kräuterspeisen genossen sie nicht. Brot und Kuchen war den Preußen nicht unbekannt; zum Getränke diente bei den Aermeren der Meth, bei den Reicheren die Stutenmilch. Gegohrene Milch und Rinderblut waren, wegen ihrer berauschenden Wirkungen, ein Lieblingsgetränk, und wurden bei festlichen Gelagen bis zum Uebermaß getrunken.

205.

Das Rathhaus zu Posen.

Zu den schönsten Bauwerken der Vorzeit gehört das Rathhaus zu Posen. Seine Größe, der gothische Stil, in dem es erbaut ist, macht einen angenehmen Eindruck auf den Beschauer. Zeuge so vieler Veränderungen, steht es Jahrhunderte, trotzend erschütternden Stürmen und wird vielleicht noch viele Menschengeschlechter an sich vorüberwandeln sehen.

Przemislaw, der Erste dieses Namens, Großfürst von Polen, gab der Stadt Posen in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts magdeburgisches Recht, weil dieses den Bewohnern mehr zusagte, als die altpolnischen Gesetze. Eine Folge dieser Wohlthat war, daß im Laufe weniger Jahre sich ein neuer Stadttheil an dem linken Ufer der Warta erhob. In diesem ward ein Rathhaus auf eben der Stelle errichtet, auf welcher das heutige steht, damit, wie es in der Urkunde heißt, Richter und Räthe der Stadt daselbst ihre Sitzungen halten, Verbrecher in sichern Gewahrsam gebracht, Dokumente und Schriften im Rathe verhandelt oder überkommen, angemessen aufbewahrt werden könnten. Aus den wenigen Nachrichten, die sich in dem Archive zu Posen befinden, läßt sich nicht ermitteln, ob dies alte Rathhaus von Holz oder Mauersteinen aufgeführt worden; doch ist das Letztere glaublich, weil (nach den Angaben des Geschichtsschreibers Dlugosch) im Jahre 1447, da eine große Feuersbrunst die Stadt verheerte, schon viele massive Gebäude, Kirchen und Privathäuser in Posen vorhanden waren, die dem vernichtenden Elemente widerstanden. Das dermalige Rathhaus wurde unter Sigmund's I. Regierung im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in seiner Prachtgestalt von Grund aus aufgeführt. Wann der Bau vollendet worden, ist nicht bekannt, doch mag dies wohl zwischen 1512—1520 geschehen seyn, wenigstens findet sich über einer der innern Thüren des untern Stockwerks die Jahreszahl 1524 in Stein gegraben, und so kann dieses Datum, wenn nicht als Zeitpunkt der Vollendung, doch der Errichtung angesehen werden. Fast anderthalbhundert Jahre hindurch stand das Gebäu unbeschädigt, und spurlos gingen an ihm die Verheerungen vorüber, die unter Johann Kasimir's Regierung Polen so unglücklich machten. Im

Jahre 1675 am 9. August zündete der Blitz in den Thürmen des Rathhauses, worauf erst 1690 ein neuer gebaut wurde, der nach den vorhandenen Belägen einen Kostenaufwand von 32630 rhein. Gulden veranlaßte. Zum Bedecken desselben wurden mehr als 100 Centner Kupfer verbraucht. Er galt für ein Meisterwerk seiner Art und ein Zeitgenosse giebt davon nachstehende Beschreibung.

„Der Rathsthurm zu Posen, 1690 errichtet, ganz mit Kupfer bedeckt und mit vergoldeten Figuren geziert, erregte die Bewunderung der Monarchen, welche Krieg oder andere Verhältnisse zu dieser Zeit in unsere Stadt führten. Baumeister kamen aus den benachbarten Ländern, um davon einen Abriß zu nehmen. In dem untern Gestühl hing die Stundenglocke, 157 Centner an Gewicht, in dem obern die 109 Centner schwere Viertelstundenglocke."

Im Jahre 1725 den 18. Juni um 7 Uhr Abends erhob sich ein furchtbarer Orkan, der den von einem unbekannt gebliebenen Architekten erbauten Thurm gegen die Krähengasse hin herabstürzte. Bemerkenswerth bleibt es, daß, während der niederfallende Thurm das Haus des Kaufmanns Ephraim zerschmetterte, auf der durch den Sturz am meisten bedrohten Seite des großen Marktplatzes viele Menschen versammelt waren und doch Niemand das Leben verloren. Nur Johann Kunowski, der einen Eisenkram unter dem Rathhause hatte, ward leicht an dem Arme beschädigt.

Das Posener Rathhaus enthält in dem wohl geordneten Archiv einen unschätzbaren Materialienschatz für die Geschichte der Stadt und Provinz Posen. Die hier aufbewahrten ältesten Privilegien datiren sich vom Jahre 1250; andere schriftliche Verhandlungen verschiedenen Inhalts vom Jahre 1450. Auch befindet sich hier eine kleine Büchersammlung, die ein im sechszehnten Jahrhunderte berühmt gewordener Arzt, Namens Joseph Strauß, den Bürgern zu Posen schenkte. Unter den Handschriften dieser literarischen Sammlung verdient bemerkt zu werden ein zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache geschriebenes magdeburgisches Recht und ein medizinisches Werk, in welchem die Namen der Pflanzen in polnischer Sprache beigefügt sind.

Minsberg.

206.

Otto, Bischof von Bamberg.

Dieser, um Pommern so hoch verdiente Mann ist schon öfter der Gegenstand unsrer historischen Unterhaltung gewesen. Wir versuchen jetzt, die hervorstechendsten Begebenheiten aus dem Leben dieses Apostels des Christenthums in ein kleines Bild zusammenzufassen.

Otto, geboren im Jahre 1069, war der älteste Sohn eines Grafen Andreas von Andechs und dessen Ehegattin Adelheid gebornen von Eberstein. Das Geschlecht seines Vaters war in Schwaben und Baiern berühmt und das seiner Mutter ist in Pommern nicht unbekannt, weil mehrere Glieder desselben hier theils geistliche Aemter, theils auch Besitzer der Herrschaft Naugard in Hinter-Pommern waren. Otto's Aeltern waren einfachen, gottesfürchtigen und wohlthätigen Sinnes und ließen sich die Erziehung ihrer Kinder sehr angelegen sey. Die ausgezeichneten Anlagen ihres ältesten Sohnes und seine besondere Vorliebe für die Wissenschaften bemerkend, auch wohl sich mit der Hoffnung schmeichelnd, ihr geliebtes Kind einst in hohen geistlichen Würden zu erblicken, beschlossen sie, ihn in allen darauf Bezug habenden Wissenschaften sorgfältig unterrichten zu lassen. Bald aber starben sie und Otto hätte nun, als der Erstgeborene die Verwaltung der väterlichen Güter übernehmen müssen. Dazu war er indessen nicht zu bringen; seine Vorliebe für die Wissenschaften bewog ihn, das väterliche Erbe dem jüngern Bruder Friedrich zu überlassen und sich nur so viel vorzubehalten, als zur Fortsetzung seiner Studien erforderlich war. Friedrich, in Weltlust und wildem Treiben befangen, hatte sein Erbe in Kurzem verzehrt, Otto schenkte ihm nun auch noch das, was er sich vorbehalten und erwarb seinen Unterhalt sich durch die erlangten Kenntnisse. Er ging nach Polen, wo für die Wissenschaften noch Alles zu thun war, und gründete in Krakau eine Schule für junge Adelige und Söhne vornehmer Aeltern. Sein Unternehmen gelang über Erwarten: seine einnehmende Gestalt, seine feinen Sitten und seine Treue in Erfüllung der übernommenen Pflicht verschafften ihm so zahlreiche Zöglinge, daß er nach wenigen Jahren sich nicht nur im Besitze eines ansehnlichen Ver-

mögens sah, sondern auch in ganz Polen geachtet und geliebt war.

Otto hatte die Aufmerksamkeit des Herzogs von Polen erregt, und dieser berief ihn an seinen Hof. Er benutzte die ausgezeichneten Kenntnisse Otto's für seine Staatsgeschäfte, ja er legte auf dessen Rath ein ganz besonderes Gewicht. Als der Herzog, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, eine andere Heirath zu schließen gedachte, befragte er seine Räthe, welche Verbindung sie in politischer Hinsicht für die zweckmäßigste hielten. Otto rieth, um die junge Wittwe des verstorbenen Königs von Ungarn, eine Schwester des römischen Kaisers Heinrichs IV., anzuhalten, und bekam, da man diese Verbindung sehr zweckmäßig fand, den Auftrag, als Gesandter an den kaiserlichen Hof zu gehen, und dieselbe einzuleiten. Seine Bemühungen wurden auch hier mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt und da die Ehe des Herzogs überdem zur großen Zufriedenheit beider Theile ausschlug, stieg sein Ansehen am polnischen Hofe immer mehr und er wurde als Gesandter zu den wichtigsten Missionen gebraucht. Namentlich führten seine Aufträge ihn oft an den Hof des Kaisers; dieser, selbst ein gelehrter und frommer Mann, gewann den bescheidenen und umsichtigen Gesandten lieb und erbat sich denselben von seinem Schwager zu seinem Dienste. Der Herzog sowohl als Otto willigten ein und dieser blieb in der Eigenschaft eines Geheimschreibers am kaiserlichen Hofe.

Otto unterzog sich seinen neuen Pflichten mit der gewohnten Umsicht, Treue und Redlichkeit, und gewann dadurch die Gunst des Kaisers in dem Grade, daß dieser ihn zu seinem Kanzler erhob und ihm die schwierigsten und wichtigsten Aufträge anvertraute. So mußte der Bau des großen Münster zu Speier, welchen der Kaiser schon vor Jahren begonnen hatte, und der durch untreue Diener ungebührlich verzögert wurde, durch Otto vollendet werden, der überall an seinem Platze war, wo man Treue und Weisheit in wichtigen Dingen gebrauchte.

Der Kaiser wußte diese Dienste zu würdigen und belohnte sie mit einer Stelle, um die sich Fürsten und Angesehene des Reichs bewarben. In den heftigsten Kämpfen mit dem Papste hatte er eben das Recht errungen, die deutschen Bischöfe ernennen und einsetzen zu dürfen. Als nun (1102) das Bisthum Bamberg erledigt wurde, ernannte er seinen Kanzler, der bei ihm zugleich das Amt eines Hauspriesters verwaltete und auch Dom=

herr des Stifts Regensburg war, zum Bischofe von Bamberg, und noch in demselben Jahre begab sich Otto dahin. Bescheiden wie er war, hielt er selbst sich für unwürdig, eine so hohe geistliche Stelle zu bekleiden und nur auf vielfaches Bitten hatte er den Willen des Kaisers erfüllt.

Otto wurde von den Einwohnern seiner Residenz mit dem lautesten Jubel empfangen und sollte im Triumph in seine bischöfliche Wohnung eingeführt werden; aber seine Demuth ließ ihn diese Auszeichnung ablehnen. Er stieg vor der Stadt vom Rosse und ging barfuß bis zur Georgenkirche, um hier im stillen Gebete seine Dankbarkeit dem Höchsten zu bezeigen, der ihn bisher so wunderbar geleitet und nun zur Verwaltung eines so hohen Amtes in seiner Kirche berufen hatte. Dieser Einzug brachte ihm jedoch, bei der Strenge der vorgerückten Jahreszeit, eine heftige Fußgicht zuwege, an welcher er lebenslänglich leiden mußte.

Erst im Jahre 1105 erhielt Otto durch den Papst Paschalis II. die Bestätigung in seinem Bisthum und bald darauf die feierliche Weihe durch den Erzbischof von Mainz. Er kam jetzt in nähere Verbindung mit dem Papste und scheint von dieser Zeit an seinem Freunde und Beförderer, dem Kaiser Heinrich IV., weniger ergeben gewesen zu seyn. Denn als dieser von dem Papste in den Bann gethan und von seinem Sohne Heinrich V. des Reichs beraubt wurde, schlug Otto sich auf die Seite des Letztern und nahm sogar Theil an einer Gesandtschaft, die der junge Kaiser, zur Beseitigung einiger Streitigkeiten nach Rom schickte. Auf dieser Reise wurde Otto, gleich den übrigen Abgesandten, von dem Statthalter zu Trident, einem Anhänger des alten Kaisers, gefangen genommen und nur unter der Bedingung wieder freigelassen, sich vor Heinrich IV. zu demüthigen und mit ihm zu versöhnen. Der Letztere starb aber bald nachher und so war die Sache abgemacht.

Der üble Ausgang dieser Gesandschaft machte einen so unangenehmen Eindruck auf Otto, daß er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzog und lediglich seinem bischöflichen Amte zu leben beschloß. Er ließ in den Verrichtungen dieses Amts sich nicht, wie andere Bischöfe, durch untergeordnete Geistlichen vertreten, sondern predigte selbst und ließ die Beförderung eines wahrhaft christlichen Sinnes unter dem Volke sich angelegen seyn. Er stiftete mehrere Klöster und Kirchen, war sparsam in seinem Haushalt, einfach in seiner Kleidung und wohlthätig gegen die

Armen. So erwarb er sich die allgemeine Liebe des Volks und die Hochachtung Aller, die ihn näher kannten.

In dieser Zeit war es, als der Herzog von Polen den Bischof zur Bekehrung der Pommern — zu einem Geschäft einlud, das kein Anderer übernehmen mochte. Otto hielt diese Einladung, die mit seinen eigenen Neigungen vollkommen im Einklange stand, für einen Fingerzeig Gottes, verschaffte sich die kaiserliche und päpstliche Erlaubniß zur Reise, sorgte für Stellvertretung in seinem Amte, traf alle nöthigen Vorkehrungen und machte sich auf den Weg.

Er reiste über Michelfeld, ein von ihm selbst erbautes Kloster, und Kladrau in Böhmen nach Prag, wo der böhmische Herzog und die Geistlichkeit ihn auf das feierlichste empfingen und reichlich beschenkten. Von hier ging Otto durch Schlesien nach Breslau, welches damals unter polnischer Hoheit stand, und wurde auch hier mit großer Ehrerbietung empfangen. Nach einer 48stündigen Ruhe begab er sich nach Posen, wo er vierzehn Tage verweilen mußte, weil das Volk begierig war, den berühmten frommen Mann predigen zu hören. Endlich langte er, auf das feierlichste empfangen, in Gnesen an, wo damals der polnische Fürst Hof hielt. Hier mit allen Bedürfnissen zur Reise nach Pommern freigebig ausgerüstet und mit sprachkundigen Begleitern versehen, richtete er seinen Weg nach dem Grenzschlosse Uscz an der Netze, wo der Herzog Wratislav von Pommern ihn empfing. Beide besprachen sich eben vertraut über die vorzunehmende Bekehrung der Pommern, als das Gefolge des Herzogs sich einen unzeitigen Scherz erlaubte. Schon der Gedanke, daß dieses Gefolge ohne Zweifel aus Heiden bestand, erfüllte die Begleiter des Bischofs mit Furcht und Schrecken; als nun aber die Reiter mit ihren Waffen zusammenstießen, lange Messer hervorholten und unter drohenden Geberden zu verstehen gaben, wie diese Werkzeuge gegen ihre Feinde gewetzt seyen: da ergriff die Deutschen eine unbeschreibliche Angst. Diese wurde jedoch durch die Rückkehr des Herzogs verscheucht, welcher den zagenden Gefährten des Bischofs erklärte, wie sowohl er als seine Begleiter Christen wären und die Ankunft des Bischofs mit Sehnsucht erwartet hätten.

Der Bischof zog hierauf nach Pyritz (B. I. S. 26), wo es ihm gelang, viele tausend Heiden zu taufen. Hierzu waren drei besondere, von einander getrennte Taufanstalten errichtet worden,

eine für die erwachsenen Knaben, welche der Bischof selbst taufte, die zweite für die Männer und die dritte für die Frauen. Die Taufe wurde damals in großen Wannen vollzogen, in welche die Täuflinge ohne alle Bekleidung hineinstiegen und die Weihe des Christenthums empfingen. Damit bei der Taufe der Erwachsenen die Schamhaftigkeit nicht verletzt werde, ließ der Bischof Vorhänge anbringen, welche verhinderten, daß die Umstehenden oder auch der taufende Geistliche den Täufling sehen konnten. Eine ähnliche Vorsicht wurde bei allen spätern Taufen beobachtet, selbst wenn dieselben im Winter in geheizten Stuben vorgenommen werden mußten.

Mit Rührung und Thränen nahm der Bischof von der neuen Gemeinde Abschied und begab sich nach Cammin, der Residenz des Herzogs Wratislav, wo er mit gleicher Thätigkeit für das Evangelium sorgte und eine Kirche erbauen ließ (I. 278). Seine Bemühungen wurden hier von einem Ereignisse merkwürdiger Art unterstützt. Eine vornehme reiche Edelfrau blieb bei der Verehrung ihrer heidnischen Götzen und zwang ihre christlichen Unterthanen, am Sonntage, als sie eben nach Cammin zum Gottesdienste eilen wollten, das reife Getreide zu mähen. Als das Volk zögerte, ergriff sie selbst eine Sichel und wollte ihren Unterthanen mit gutem Beispiele vorgehen; aber sie wurde plötzlich vom Schlage gerührt und sank entseelt zu Boden.

Otto ging von hier nach Julin, wo er in Lebensgefahr gerieth (I. 123). Indessen erklärten die Stadtvorsteher zuletzt, daß sie sich nach dem Beispiele von Stettin richten würden und der Bischof begab sich also nach dieser letztern Stadt. Hier war man ihm anfänglich entgegen, aber er erreichte zuletzt seinen Zweck, taufte Viele und erbaute eine Kirche (I. 125). Nach diesem Erfolge kehrte Otto über Garz nach Julin zurück, wo er, freundlicher als früher aufgenommen, viele Tausende taufte, ein pommersches Bisthum gründete und zu dem Ende die Stellen und Altäre zu zwei neuen Kirchen einrichtete, die nach seiner Abreise erbaut werden sollten (I. 123).

Von Julin wendete sich der Bischof nach Gollnow, Kolberg und Belgard, wo das Evangelium überall guten Eingang fand und Kirchen erbaut wurden. Inzwischen sah Otto sich von dringenden Angelegenheiten in sein Bisthum zurückgerufen; er beschränkte sich für diesmal also darauf, die Städte, in welchen er das Christenthum gegründet, noch einmal zu besuchen und die

inzwischen vollendeten Kirchen einzuweihen. Dann trat er, von den bekehrten Pommern ungern entlassen, seinen Rückweg über Polen an.

Der Herzog Wratislav ernannte jetzt den Gefährten und treuen Gehülfen Otto's, den Priester Adalbert, der nebst eilf andern zur Besorgang des kirchlichen Dienstes in Pommern zurückgeblieben war, zum ersten Bischofe von Julin (I. 277). Doch hatte das Christenthum, nach der Abreise des Bischofs, nicht den glücklichen Fortgang, den man wohl hätte erwarten dürfen. Die Heiden auf dem westlichen Ufer der Oder verleiteten die Neubekehrten zum Rückfall und dieser griff um so mehr um sich, als die Abwesenheit des Bischofs drei Jahre dauerte. Der Abfall der Pommern erregte den Zorn des Herzogs von Polen und dieser beschloß, das abtrünnige Volk dafür zu züchtigen.

Da erschien der Bischof wieder als ein Vermittler des Friedens. Er kam über Merseburg, Magdeburg und durch die Priegnitz nach Demmin (II. 152), wo er mit Herzog Wratislav zusammentraf und die Maßregeln zur ferneren Begründung des Christenthums in Pommern verabredete. Eine Folge dieser Verabredungen war der Landtag zu Usedom (III. 159), der am 14. Mai 1128 eröffnet und mit der allgemeinen Annahme des Christenthums beschlossen wurde. Alle Städte und Dörfer unterwarfen sich willig dem gefaßten Beschlusse; nur in Wolgast fand die Ausführung desselben noch einigen Widerstand. Aber auch die Einwohner dieser Stadt ließen zuletzt sich taufen und zerstörten selbst ihre heidnischen Tempel. Otto weihte ihnen den Platz zu einer christlichen Kirche und den Altar ein, und gab ihnen einen seiner Begleiter, Namens Johannes, zum ersten christlichen Priester.

Von Wolgast reiste der Bischof nach Gützkow, wo die schon beschriebene rührende Scene vorfiel (I. 129). Dann begab er sich in das Lager des Herzogs von Polen, der an der Grenze stand, die Pommern zu züchtigen. Ehrenvoll empfangen, brachten seine frommen Vorstellungen es dahin, daß der Herzog besänftigt und das alte Friedens- und Freundschafts-Bündniß zwischen Pommern und Polen wieder hergestellt wurde.

Nach Beendigung dieser wichtigen Angelegenheit verfügte sich Otto abermals nach Usedom in der Absicht, von hier aus die Bekehrung der Rügier zu bewerkstelligen, die ihm den Tod geschworen hatten, falls er sich auf ihrem Gebiet betreffen lassen würde.

Aller Ermahnungen seiner Begleiter ungeachtet, wollte Otto heimlich nach Rügen überschiffen und man hielt ihn nur dadurch zurück, daß man ihn auf das sorgfältigste bewachte. Er sandte demnach seinen Gefährten Udalrich nach Rügen. Dreimal versuchte dieser auf der Insel zu landen, aber eben so oft sah er sich von widrigen Winden an die Küste von Pommern zurückgeworfen, so daß Otto hierin einen Wink der Vorsehung erkannte, die Bekehrungsreise für diesmal aufzugeben.

Der Bischof sandte jetzt seine Gefährten einzeln in die noch heidnischen Städte Pommerns, um hier desto schneller zum Ziele zu kommen, und die Bemühungen seiner Apostel wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Der Bischof selbst wollte sich nach Stettin begeben, um die abtrünnigen Einwohner wieder zum Christenthum zurückzuführen. Als seine Umgebungen ihm diese gefahrvolle Reise widerriethen, entwich er heimlich aus Usedom, um die Reise allein zu machen, ward aber eingeholt und zurückgebracht, worauf er am folgenden Tage mit allen seinen Gefährten die Reise zu Wasser antrat. Der gebildete Theil der Bewohner Stettins äußerte über seine Ankunft laute Freude, der Pöbel aber wollte die Kirche stürmen und den Bischof mit seinen Gefährten tödten. Mit frommer Ergebung in den Willen Gottes erwartete Otto den Ausgang des Aufruhrs, der endlich noch durch die Vornehmsten der Stadt gestillt wurde. Alle Hindernisse besiegend, setzte der Bischof seine Predigten auf offenem Markte fort und fand allgemeinen Eingang. Die Rathsherrn und Stadtältesten beschlossen, den Götzendienst bis auf die Wurzel auszurotten, und so wurde denn das Christenthum zum zweiten Male in Stettin gegründet.

Mit großer Rührung nahm der Bischof Abschied von dieser Stadt und wandte sich wieder nach Julin. Auf dem Wege drohte ihm abermals eine Lebensgefahr. Die durch seine Bemühungen um ihren Einfluß gekommenen heidnischen Priester hatten, da sie öffentlich gegen ihn nichts ausrichten konnten, Meuchelmörder gedungen, die sich an einer engen Stelle des Fahrwassers in den Hinterhalt legten und das Schiff des Bischofs überfielen. Die Mannschaft machte jedoch durch eine wackere Vertheidigung diesen Angriff zu Schanden.

Auch in Julin beschäftigte Otto sich damit, theils die Abgefallenen wieder zu gewinnen, theils die noch fest am Heidenthum Haltenden zu bekehren. Noch einmal faßte er den Gedanken, die

Rügier zu besuchen, aber auch dießmal mußte er ihn wieder aufgeben. Dringende Angelegenheiten forderten abermals seine Gegenwart in der Heimat und er kehrte über Gnesen nach Bamberg zurück, wo er am 20. December 1128 eintraf und auf das Freudigste empfangen wurde.

Otto blieb auch in der Folge mit dem ihm theuer gewordenen Lande Pommern in Verbindung; die dort zurückgelassenen Geistlichen, größtentheils Bamberger, gaben ihm fortwährend Nachricht über das Gedeihen und den Fortgang des Christenthums und er unterstützte sie, wo er konnte.

Am 30. Juni 1139, im 70sten Jahr seines Lebens schloß er seine Augen und wurde in der Kirche des Klosters auf dem Michelsberge beigesetzt. Auf seinem Grabe ruht sein steinernes Bildniß im bischöflichen Ornat, und ein anderes in Pilgerkleidung ist in die Mauer eingefügt, wobei sich ein Stammbaum aller von ihm in Pommern gestifteten Kirchen befindet.

207.

Stettin.

(Band I. Seite 125.)

Seit der Einführung des Christenthums ward Pommern ein Gegenstand unausgesetzter Angriffe der Dänen; die Pommern ihrer Seits unternahmen Raubzüge nach Dänemark und so verheerte und verwüstete man sich gegenseitig das Land.

Im Jahr 1171 kam der König Waldemar mit einer dänischen Flotte durch die Swine und das frische Haff die Oder hinauf nach Stettin, welches von Natur und durch Kunst befestigt und seiner hohen Wälle wegen für unüberwindlich gehalten wurde. Der König umzingelte die Stadt, setzte ihr hart zu, und da die Belagerten sich ihrer geringen Zahl wegen nicht ablösen und von den Beschwerden der Vertheidigung erholen konnten, schien es dem Kommandanten Wartislav, einem Sohn des verstorbenen Fürsten Ratibor, daß er die Stadt nicht füglich würde halten können. Da

er nun den Frieden liebte und sein ganzes Trachten dahin ging, die christliche Religion in Aufnahme zu bringen, ließ er sich, um einen Vergleich zu vermitteln und die Stadt der erbarmungslosen Wuth der Feinde zu entreissen, an einem Stricke über die hohen Wälle herab, wagte sich in das Lager des Königs und erbot sich, Stettin zu übergeben. Wohl hatte der König große Lust, dieses Erbieten anzunehmen: aber seine Soldaten murrten, daß sie auf diese Weise sich der gehofften Beute beraubt sahen. Daher setzte der König die Belagerung noch einige Tage fort und das Heer strengte alle Kräfte an, die Stadt mit Sturm einzunehmen. Es war vergeblich, und nun ging Waldemar mit Wartislav einen Vergleich ein, zufolge dessen der letztere sich dem Könige unterwarf und die Stadt nebst dem Gebiete derselben von ihm zu Lehn nahm. Waldemar trennte dieses Gebiet von dem übrigen Slavien, die Stadt mußte eine so große Summe Geldes bezahlen, als kaum ganz Slavien hätte zusammenbringen können, und zum Ueberflusse noch Geißel stellen.

208.

Johannes I. und Otto III.

Markgrafen von Brandenburg.

(III. 120.)

Beide Markgrafen trugen zur Vergrößerung ihres Landes ein Wesentliches bei. Sie befreiten dasselbe von der lästigen Lehnsherrschaft des Erzbischofs von Magdeburg (III. 121). Johanns Gemahlin Sophie, eine dänische Prinzessin, brachte das Land Wolgast, damals im Besitze der Dänen, als Brautschatz zur Mark Brandenburg. Bei ihrem Tode (1248) setzte zwar Herzog Barnim I. von Pommern sich in den Besitz desselben, da er aber nicht wagte, der Rache der Markgrafen Trotz zu bieten, trat er ihnen (1250) zum Ersatze die Uckermark (II. 146) und einen Theil des Fürstenthums Kammin ab und nahm seine übrigen Länder von den Markgrafen zu Lehn.

Gleichzeitig erwarben die Markgrafen Lebus und Stern-

berg, Görlitz, Bautzen und Kamenz durch Kauf, und die Neumark oder das Land jenseit der Oder theils durch Kauf, theils durch Eroberung. Durch dieses Alles hatte sich das Ansehen derselben so vergrößert, daß man im Jahre 1256 Otto III. die deutsche Kaiserkrone antrug.

Otto lehnte dieses Anerbieten ab: er, der Gütige, Fromme, wollte ohne Zweifel lieber der glückliche Herr eines kleinen ruhigen Staats, als der unglückliche Gebieter eines großen, durch Faktionen zerrissenen Reichs seyn. Otto wie sein Bruder Johann setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, dem Beispiele der schlesischen Herzoge folgend, die Mark zu kultiviren und Wüsten zu blühenden Ländereien, Sümpfe zu fruchttragenden Feldern, Waldungen zu bewohnten Plätzen umzuschaffen. Viele Städte wurden von ihnen neu erbaut oder doch erweitert und mit deutschen Ansiedlern bevölkert; dahin gehören namentlich Frankfurt a. d. Oder, Landsberg a. d. Warte, Königsberg in der Neumark, Neustadt-Eberswalde. In welcher Weise man damals damit zu Werke ging, werden wir aus dem hier folgenden Beispiele sehen.

209.

Frankfurt an der Oder.

Frankfurt (Branchinforth, Frankenfurth) verdankt seinen Ursprung ohne Zweifel dem bequemen Uebergange über die Oder, welcher sich hier Behufs des Handels nach Polen vorfand, und es mag also schon in sehr alter Zeit ein geringer Ort gewesen seyn. Die eigentliche historische Kunde beginnt mit dem Jahre 1253, wo Markgraf Johann I. es aus einem Flecken zur Stadt erhob und erweiterte.

Man verfuhr in solchen Fällen damals in der Weise, daß die Erbauung oder Erweiterung einer Stadt einem dazu geeigneten Manne von guter, wenn auch eben nicht adeliger Herkunft aufgetragen wurde, dem man dagegen das Richter- oder Schulzenamt in deselben nebst einer gewissen Zahl Ackerhufen lehns-

weise versicherte. Wurde der Anbau einer Stadt mehreren Personen übertragen, so erhielt nur die eine von ihnen dieses Amt, während den übrigen andere Vortheile bewilligt wurden. Jede Stadt erhielt eine gewisse Anzahl von Hufen zum Anbau, sowie zu Acker und Wiesen zugeeignet, wofür die Landesherrn nicht nur einen Zins, sondern von den Erbauern wahrscheinlich ein Kaufgeld empfingen. Die Erbauer vertheilten den Grund und Boden unter die Ansiedler, wahrscheinlich ebenfalls gegen ein gewisses Kaufgeld, jedenfalls aber gegen einen Ruthen- und Hufenzins, von welchem sie in der Regel den dritten Theil bezogen. Der Ruthenzins fand nur in Städten statt und wurde von den Bürgern nach der Zahl der Ruthen, die ihre Häuser und Gärten an der nach der Straße zu gelegenen Seite einnehmen, entrichtet. Der Hufenzins ruhte auf den Ackerhufen, welche der Stadt beigelegt, aber weder dem Schulzen noch dem Pfarrer besonders zugewiesen waren. Er war bei jedem Orte verschieden. Von den bei den Städten angelegten Mühlen, die schon damals mit gewissen Vorrechten begabt wurden, floß der Zins ebenfalls in die landesherrliche Kasse. — Jeder neu angelegte Ort erhielt gewisse Freijahre, während deren die Ansiedler keine Abgaben zu entrichten hatten; ebenso wurde ganz oder zum Theil freies Bauholz gereicht. Die Stadtmauern bestanden im Anfange nicht selten aus schlechten hölzernen Umzäunungen.

Es war ein Pommerscher Edelmann, Godin von Herzberg, dem die Erweiterung Frankfurts mit dem Zusatze übertragen wurde, daß die neue Stadt sich derselben Rechte zu erfreuen haben, auch denselben Verbindlichkeiten unterliegen sollte, wie Berlin. Die Stadt erhält zufolge Stiftungsbriefs vom 14. Juli 1253 124 Hufen in Wiesen und Aeckern angewiesen; von jeder Hufe sollte ein Vierding Abgabe gezahlt werden. Ausserdem erhielt die Stadt jenseits der Oder 60 Hufen Land, von denen jede, welche als Acker bestellt werden könnte, nach Verlauf der Freijahre ebenfalls einen Vierding zahlen sollte. Nächstdem wurde den Einwohnern eine Wiese und eine Insel, welche an ihre Aekker stieß, überwiesen. Die Zahl der Freijahre betrug sieben. Frankfurt erhielt zugleich die Niederlage- oder Stapelgerechtigkeit. — Nicht lange, so hatte sich die Stadt zu einem gewissen Flor erhoben und besaß ansehnliche Landgüter. Schon im Jahre 1260 soll sie dem hanseatischen Bunde beigetreten seyn; auf Verlangen Joachims I. separirte sie sich aber zu Anfang des sechszehnten

Jahrhunderts von demselben. Noch jetzt aber soll auf dem nach der Kirche hin stehenden Giebel des Rathhauses das alte Hanse-Zeichen, bestehend in zwei eisernen Stangen, deren eine durch die andere gestoßen ist und welche beide an den Enden mit Ringen versehen sind, zu sehen seyn. Eben so soll auf dem Rathhause in der Kämmereistube noch ein anderes Hansezeichen, bestehend in einem breitgeschlagenen, auf beiden Seiten vergoldeten Stück Kupfer, in Gestalt eines Fisch- oder Schwalbenschwanzes zu finden seyn, in dessen Mitte ein Loch fein mit Eisen vermacht war, mittelst dessen diese Kupferplatte einst an einer auf dem Dache des Rathhauses angebrachten Stange befestigt gewesen seyn soll.

Von den mittelalterlichen Kraftäußerungen der Bürger Frankfurts hat die Geschichte mehreres aufbewahrt. Die Ursache dieser Kraftäußerungen gaben in der Regel die Bischöfe von Lebus, die nicht nur ungebührliche Ansprüche wegen des Decems machten, sondern auch andere Handlungen zum Nachtheil der Mark vornahmen. So soll Bischof Stephan II. als Mittelsmann des mit dem vormaligen Markgrafen unzufriedenen Papstes Johann XXII. eine Horde Litthauer und Russen nach der Mark gezogen haben. Die Bürger von Frankfurt und der Nachbarstädte erwehrten sich dieser Feinde und brachten ihnen eine große Niederlage bei: demnächst aber beschlossen sie den Bischof zu züchtigen. Sie überfielen ihn bei Nacht in seiner Residenz Göritz, zerstörten die Stiftskirche (1325), führten ihn nach Frankfurt und hielten ihn dort ein Jahr lang gefangen, bis er sich entschloß, einen Vergleich einzugehen. Die Folge war ein 28jähriger Kirchenbann, um den die Bürger sich jedoch wenig gekehrt zu haben scheinen. Am 27. Juni 1354 erfolgte die Lossprechung auf dem Kirchhofe zu St. Maria, durch den Archidiakonus des Kollegiatstifts zu Liegnitz.

210.

Lebus.

Das Schloß Lebus oder Lubus war schon im zwölften Jahrhundert eine starke Grenzveste zwischen Pommern und Po-

len und gab sodann Gelegenheit zur Erbauung eines gleichnamigen Städtchens. Im Jahre 1133 wurde es der Sitz eines Bisthums, das aus Rothreussen hieher verpflanzt worden seyn soll; seitdem erhielt die ganze umliegende Gegend den Namen des Landes Lebus, dessen Grenzen jedoch mit vollkommener Sicherheit nicht mehr zu bestimmen sind. In einer Urkunde von 1313 wird die Veste ein Burgmannsschloß genannt; es stand auf einer Berghöhe an der Oder und man konnte von seinen Thürmen das ganze Land Lebus übersehen. Gegenwärtig sind nur noch Trümmer davon vorhanden.

Die erste bekannte Belagerung des Schlosses fand im Jahre 1109 statt, als der deutsche König Heinrich V. den Herzog Boleslaus III. von Polen mit Krieg überzog. Da die Veste ohne Erfolg angegriffen wurde, wollte sich der König mit deren Belagerung nicht aufhalten, sondern übertrug dieselbe dem Erzbischofe von Magdeburg, indem er ihm den Ort zugleich schenkte. Während der König seinen Zug gegen Beuthen und Glogau fortsetzte, eroberte der Erzbischof die Veste und behielt sie auch nach geschlossenen Frieden durch eine nicht mehr bekannte Zeit.

Eine zweite Belagerung fand im Jahre 1209 statt, wo Lebus sich in den Händen des Herzogs Wladislav von Kalisch befand. Markgraf Konrad II. von Meissen und der Lausitz, von dem genannten Nachbar beunruhigt fiel in das Land und erschien vor Lebus. Wladislaus eilte herbei und stellte seine ziemlich ansehnlichen Streitkräfte jenseits der Oder auf. Mit großer Schlauheit ließ er den Markgrafen seine Ankunft wissen und forderte ihn für den folgenden Tag zur Schlacht; seine Absicht aber war, ihn noch am Abende desselben Tages zu überfallen. Einer seiner Edlen machte dem Herzoge zwar Vorstellungen, wie unredlich dieses Verfahren sey: er erntete jedoch keinen Dank, sondern wurde der Feigheit beschuldigt. Diese Beschuldigung zu widerlegen, stellte sich der Pole, mit blindem Gehorsam, in die ersten Reihen der Kämpfer und fiel, zugleich mit einem großen Theile seiner Landsleute, da die Besatzung wachsam war und statt der Defensive sogleich die Offensive ergriff und die Polen mit großem Verluste zurückschlug. Umsonst hatte Wladislaus, den Aberglauben seiner Völker benutzend, vor dem Angriffe ein Weib mit einem Siebe Wasser aus dem Strome schöpfen und dasselbe, als eine Vorbedeutung des Sieges, vor dem Heere hertragen lassen. Das Weib wurde ebenfalls gleich anfangs getödtet und dadurch ihre Pro-

phezeihung zu nichte gemacht. — Der Markgraf bemächtigte sich des Schlosses ohne großen Widerstand, ließ die Besatzung als Räuber aufknüpfen, und trat sodann den Rückzug an.

211.

Heinrich VI. Herzog von Breslau.

(S. 144.)

Der unglückliche Heinrich V. hinterließ bei seinem Tode drei minorenne Söhne, Boleslaus, Heinrich und Wladislaus. Ihr Vormund Bolko that, was er längst als Bruder hätte thun sollen: er rüstete sich, das barbarische Verfahren Heinrich III. von Glogau zu ahnden und ihm die geraubten Städte wieder zu entreissen. Dabei verfuhr er, wie sich denken läßt, nach eigenthümlichen Grundsätzen: ihm als Vormund gehörte nämlich die Hälfte von Allem, was er für seine Neffen erwarb. Als Heinrich III. die Gebiete von Hainau und Bunzlau zurückgab, eignete Bolko sich das letztere zu und gab seinen Neffen das erstere. Eben so theilte er Alles, was in seinem und seiner Mündel Fürstenthümern einkam, in zwei gleiche Theile, von denen er den einen in seinen, den andern in der Prinzen Schatz legte. Dieselbe Gleichheit beobachtete er auch in seinen übrigen Handlungen: als er im Bunzlauschen, das er zu seinem Fürstenthum geschlagen, das Schloß Klitschdorf anlegte, baute er zu gleicher Zeit im Halnauschen das Schloß Kotzenau.

Die despotische Herrschaft Bolko's behagte den Breslauern ohne Zweifel wenig und sie sollen daher, wie ein Chronist meldet, mit ihm zusammen gekommen und zur Strafe für ihren Uebermuth gezwungen worden seyn, die Stadtmauer an einer bestimmten Stelle vier Ruthen lang niederreissen zu lassen, damit der Herzog durch diese Oeffnung seinen Einzug halten konnte. Nach andern Sagen hätte auf Bolko's Befehl die ganze Stadtmauer um vier Ellen niedriger gemacht werden müssen.

Bolko starb im Jahr 1302, und die Breslauschen Stände und Bürger wählten nun in einer feierlichen Versammlung den

Bischof Heinrich von Breslau zum Vormunde der Prinzen. Dieser Bischof war aber ein so schlechter Wirth, daß er in wenigen Jahren außer seinen eigenen Einkünften auch die der Prinzen, namentlich aber den von seinem Vorgänger gesammelten und auf dem Schlosse zu Liegnitz befindlichen sehr ansehnlichen Schatz aufzehrte.

Begünstigt wurde diese Unwirthlichkeit durch den Aufenthalt des ältesten Prinzen Boleslaus am Hofe zu Prag. Hier vermählte sich der 15jährige Jüngling mit Margarethe, der Tochter des böhmischen Königs Wenzel II. und kehrte erst drei Jahre später, reich an Hofsitten, aber auch an Verschwendungssucht, nach Breslau zurück, wo er (im Jahre 1305) die Regierung antrat.

Anfangs regierte Boleslaus mit seinen Brüdern gemeinschaftlich; diese letztern aber fanden bald, daß sie bei der schlechten Wirthschaft nicht bestehen konnten und drangen daher, sobald sie majorenn geworden, auf eine Theilung. Hierbei wurde nun das väterliche Erbe in drei Theile zersplittert: Boleslaus nahm das Fürstenthum Brieg und eine Zugabe von 50,000 Mark. Heinrich behielt Breslau und Wladislaus nahm Liegnitz (1311), wurde aber bald durch Boleslaus aus diesem Besitze vertrieben. Ausser diesen herzoglichen Sitzen befanden sich damals in Schlesien noch die abgesonderten Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Glogau, Sagan, Steinau und Oels.

Heinrich VI. war ein gutmüthiger, aber schwacher und ohnmächtiger Fürst, unter dessen Regierung die Stadt Breslau an Macht und Wohlstand bedeutend zunahm. Sein Bruder Boleslaus muthete ihm zu, Breslau gegen Liegnitz zu vertauschen, worauf er indessen nicht einging. Boleslaus ließ jetzt seine Länder verwüsten und ihm sogar seine Räthe entführen. Zwei derselben, der Domherr von Bancz und ein gewisser von Molensdorf wurden in der Elisabethkirche ergriffen, jener fortgeschleppt, und dieser, da er die Flucht ergreifen wollte, auf dem Markte zu Breslau ermordet.

Alle diese Beleidigungen erbitterten zwar den Herzog, vermochten ihn aber nicht, zu den Waffen zu greifen. Vielmehr suchte er Hülfe in allerlei auswärtigen Bündnissen.

Hatten die schlesischen Herzoge im Allgemeinen durch die Treulosigkeiten und Schändlichkeiten die sie gegenseitig an sich übten, ihre Unfähigkeit und Unwürdigkeit, Herrscher zu seyn, nur

allzuoft beurkundet, so wurde Heinrich VI. das erste Werkzeug, diese Frevel zu rächen, indem er, um sein Land dem schlechtgesinnten Bruder zu entziehen, es dem böhmischen Könige Johann zu Lehn gab. Seitdem gewannen diese Könige in Schlesien immer mehr Terrain und die einzelnen Zweige der piastischen Herrscherfamilie starben ab.

Heinrich VI. starb am 24. Nov. 1335 und wurde an der Seite seiner Ahnen Heinrich III. und Heinrich V., und seiner Schwestern, Aebtissinen des Klaren-Stifts zu Breslau, in der Kirche dieses Klosters beigesetzt. Gleich nach seinem Tode ließ der König das Fürstenthum auf das Schleunigste in Besitz nehmen.

212.

Die Hahnenkrähe.

(Aus der Vorzeit von Breslau.)

In einiger Entfernung von dem Nikolai-Thore der Stadt Breslau, sieht man an der Landstraße aus grauer Vorzeit eine sonderbar gestaltete Säule, über deren Ursprung die, von einer geschätzten Dichterin in poetische Form gebrachte Sage Folgendes meldet.

Vor mehreren hundert Jahren lebte in Breslau Henzko von Wiesenburg, ein sehr wackerer Edelmann, der in seiner Gemahlin Mathilde die Krone des irdischen Glückes besaß. Er liebte sie mit treuer Ergebenheit und hielt sie höher denn sein eigenes Leben. Zurückgezogen von der Welt, flossen ihre Stunden in heiterem Frieden dahin, ohne daß irgend Eines von ihnen nach höherem Glücke verlangt hätte.

Da begab es sich, daß Herzog Heinrich ein glänzendes Fest ausschrieb zu Ehren seiner Gemahlin, der frommen Hedwig, wozu alle Edlen eingeladen waren und keiner ausbleiben wollte, aus schuldiger Ehrfurcht für das hohe fürstliche Paar. Mathilde saß einsam in ihrem Gemach, das schöne Haupt an die Harfe gelehnt, als Wiesenburg eintrat, ihr die Einladung des Herzogs zu

verkünden. Da geschah es, daß eine Saite zersprang und ihr den blendenden Hals schmerzlich streifte, so daß sie erschrocken emporfuhr. „Das ist nicht gut und bedeutet mir sicher ein heimliches Unheil," begann sie: laß mich zurück vom Feste, daß das Herzeleid nicht größer sey als die Freude, die uns dort erwartet."

Aber Wiesenburg lächelte ihres Aberglaubens und meinte, das Zeichen könne ihr eben sowohl Freude bedeuten, wie er es denn auch dahin auszudeuten gesonnen sey. Damit zog er lächelnd ein Kästchen mit einem köstlichen Juwelenschmuck hervor, den er für seine Gemahlin, zu Ehren des glänzenden Festes, erhandelt hatte. Mathilde betrachtete verwundert den glänzenden Schmuck; aber, wie sie ihm auch dafür zu danken bemüht war, ihr Herz wollte doch nicht froh werden, und es war ihr immer, als verwandelten sich die schimmernden Perlen in Thränen.

Wider ihren Willen folgte sie dem Gemahl zu dem Feste, bei welchem Kampfspiel und glänzende Gelage mit einander abwechselten, bis die Pracht des Tages verdrängt wurde von den Freuden des Abends und die weiten Säle des herzoglichen Palastes sich füllten mit schimmernden Gästen.

Unter den letztern befand sich Leutko von Eschenbach, der Hofmarschall, der von Mathildens Schönheit getroffen wurde, wie von einem Blitzstrahl und sie von nun an stürmisch verfolgte. Wo sie sich auch hinwenden mochte, immer stand er an ihrer Seite. Vergebens entzog sie dem Ritter die Hand, wenn er den Tanz gar nicht beenden wollte: er umfaßte sie so fest, als gedächte er sie nimmer zu lassen und seine finstern Blicke und seltsamen Reden erfüllten sie mit Furcht und heimlichem Grauen. Endlich bat sie ihren Gemahl, sie hinwegzuführen; sie ergriff seinen Arm und verließ den Saal.

Die Ahnung der frommen Gattin hatte sie nicht betrogen. Ein huldvolles Schreiben berief Wiesenburg nach Hofe, wo ihm aus besonderer Gnade eine Gesandtschaft nach Konstantinopel übertragen wurde. Er glaubte diese Gunst nicht von der Hand weisen zu müssen, wiewohl Mathilde laut weinte und ihn fest umklammerte. Leutko's zweideutige Gestalt drängte sich vor ihre Seele und namenloses Bangen vor künftigem Unheil ergriff ihr Herz.

Wiesenburg tröstete sie, soweit er vermochte und rüstete sich zum Abschiede. „Schwörst du mir, Mathilde," rief er aus, in-

dem er ein Kreuz faßte, das sie am Busen trug, „schwörst du mir bei diesem heiligen Zeichen, von Glaub' und Treue nicht zu lassen, bis du dereinst das Kreuzlein wieder empfängst? Ich erbitte es mir von dir und gedenke es zu tragen bis an meinen Tod; reicht es dir dereinst eine andere Hand, so sey dir dieß ein sicheres Zeichen, daß es Gott gefallen hat, uns auf immer zu scheiden. Ohne diese Bestätigung glaube Keinem, der in fälschlicher List dich vielleicht zu hintergehen gedächte."

Weinend erhob Mathilde die Hand zum Schwur und band das schimmernde Kreuz fest um den Hals des Gemahls, still betend, daß sie dereinst es wieder lösen möge mit treuer Hand, und kein Anderer. Wiesenburg nahm Abschied und zog davon.

Nicht lange, so fand Leutko sich ein, lüstern um die Beute schleichend, die er sich erkoren. Er erfrechte sich, das Kämmerlein der sittigen Hausfrau zu betreten, die bei der Spindel saß und des abwesenden Gemahls in liebender Sorge gedachte. Seine glatten Reden fanden keinen Eingang, sein vergebliches Bemühen, die fromme Gattin in ihrer Einsamkeit zu zerstreuen, wurde nicht anerkannt, vielmehr wies Mathilde ihn mit nachdrücklichen Worten ab, indem sie seines Beistandes nicht bedürfe.

Wiesenburg seiner Seits war glücklich nach Konstantinopel gelangt und hatte seinen Auftrag vollendet. Eben rüstete er sich zur Rückkehr, als ihn ein bösartiges Fieber überfiel und so hart an das Krankeulager fesselte, daß er an seiner Heimkehr zu verzweifeln begann. Er gab dem Herzoge Kunde von der Ausrichtung seines Auftrages und von seinem Zustande, und bat ihn, seiner Gemahlin Nachricht geben zu lassen, daß eine längere Entfernung nöthig geworden sey.

Leutko ergriff begierig diese Gelegenheit, der armen Zurückgebliebenen nicht nur die Krankheit, sondern gar schon den Tod des Gemahls vorzuspiegeln; um seine Rede aber wahr zu machen, sandte er feile Gesellen ab, um dem zurückkehrenden Ritter einen Hinterhalt zu legen.

Wiesenburgs Jugendkraft hatte gesiegt und ihm emporgeholfen; in glänzender Rüstung, umgeben von seinem stattlichen Gefolge ritt er hinaus aus der Hauptstadt der Muhamedaner. Da stieß er auf einen Ritter, der ihn, obwohl wildfremd, als einen Bekannten begrüßte und sich für einen Breslauer ausgab. Hättet Ihr, rief Wiesenburg, mir vielleicht etwas von meiner Gemahlin zu sagen? — „Ei!" war die freche Antwort: „die

lebt in Lust und Freuden, seitdem es dem Herzoge gelang, sie zu trösten."

Damit jagte er fort, ehe es dem Ritter möglich war, ihn für seine freche Rede zu züchtigen. Den Buben verfolgend, trennte sich Wiesenburg von seinen Begleitern und gerieth in einen Versteck, wo er von Leutko's Rotte überfallen und nach einer furchtbaren Gegenwehr durch einen gewaltigen Streich bewußtlos zu Boden geworfen wurde. Sein forschendes Gefolge fand an der Stelle des Kampfes nur noch den zertretenen blutigen Schild des Ritters; er selbst war verschwunden.

In Angst und Bestürzung zogen die Begleiter nach Breslau, in der Absicht, dem Herzoge den ganzen Vorfall zu verschweigen und den Bericht dahin abzustatten, daß Wiesenburg ein Opfer seiner frühern Krankheit geworden sey. Mathilde konnte an der Wahrheit der traurigen Kunde nicht länger zweifeln, wenn gleich keiner ihr das Kreuzlein brachte oder einen Abschiedsgruß ihres Gemahls. Düstere Trauerschleier verhüllten ihr Antlitz: oft aber wenn sie mit Inbrunst zu Gott betete, war es ihr, als bräche ein Lichtstrahl der Hoffnung durch ihre Nacht und als könne so Hartes nicht über sie verhängt seyn.

So ging das erste Trauerjahr vorüber. Viele edle Ritter von nah und fern drängten sich zu der schönen Frau mit Anträgen und Werbungen aller Art; unter ihnen der mächtige Leutko, unterstützt durch die Fürsprache des Herzogs. Was Liebe Schmeichelndes, was Klugheit Verführendes ersinnen kann, bot er auf, Mathilde für sich zu gewinnen; allein die edle Frau blieb ihrem Vorsatze getreu, jeden Antrag standhaft zurückzuweisen und eher den Schleier zu nehmen, als den Schwur zu brechen, den sie dem scheidenden Gemahl geleistet.

Wiesenburg war unterdessen zu noch größerem Leiden aufbehalten. Von seiner Betäubung erwachend, sah er sich alles ritterlichen Schmuckes entblößt, mit Sklavenketten belastet, auf einem ärmlichen Lager. Er errieth sein Schicksal und blickte verzweiflungsvoll um sich her. Bald gesellten sich zu den Qualen, die er im Innern trug, die drückenden Lasten ungewohnter Arbeit und sein von Wunden kaum geheilter Körper erlag fast unter dem mühseligen Tagewerk, das ihm gleich andern Leibeigenen von einem rohen Gebieter zugetheilt war. Oft seufzte er zum Himmel nach Befreiung, und sey es auch die des Todes, — aber die

Zeit ging mitleidslos an ihm vorüber und ein Tag nach dem andern verstrich, ohne ihm einen Schimmer von Trost zu bringen. So war ein Jahr verstrichen.

Eines Abends, als Wiesenburg in dumpfer Verzweiflung auf das harte Strohlager niedersank, befiel ein fieberhafter Schlaf seine Sinne; er sah sich im Traume in ein Breslauer Gotteshaus versetzt, wo festliche Musik erscholl und eine glänzende Versammlung den Hochaltar umgab, der mit grünenden Kränzen gar stattlich verziert war. Die Pforte öffnete sich und herein trat Mathilde in glänzendem Brautschmuck, am Arm des Hofmarschalls, begleitet von einem Gefolge glänzender Ritter und Frauen. Ihr bleiches Gesicht stach recht grell gegen die triumphirende Miene des Bräutigams ab. Wiesenburg wollte hinzustürmen, aber ein eisernes Gitter schloß ihn ein. Wo bin ich denn? rief er verwirrt und suchte das Pförtlein zu sprengen; da gab ihm ein altes Mütterchen zur Antwort: „In Breslau bist du, armer verschollener Rittersmann, und heute ist Johannistag, der schönen Mathilde Vermählungsfest." — Wild raffte sich der Ritter auf und stemmte sich mit solcher Gewalt gegen das Gitter, daß er von der heftigen Anstrengung erwachte und die gebrochenen Fesseln klirrend zu Boden fielen. „St. Johannis-Tag?" sprach er vor sich hin: „das ist ja der Tag, der mit dem nächsten Morgen emporsteigt! Ha! Meine Seligkeit gäbe ich darum, könnte ich vor jenem Sonnenaufgang in Breslau seyn und den furchtbaren Meineid verhüten."

Kaum war das schreckliche Wort ausgesprochen, als ein Donnerschlag ihn aus seiner Betäubung weckte und aus dem gespaltenen schwefeldampfenden Boden sich eine schwarze riesenhafte Gestalt erhob, dicht vor ihn hintrat und sagte: „Wohlan, Henzko von Wiesenburg! So du mein seyn willst mit Seel und Leib, so bringe ich dich vor Breslau's Thor noch diese Nacht! Dein Rößlein ist fertig!"

Der Ritter schauerte zusammen und glaubte noch zu träumen, als das Wiehern eines Rosses ihn von der grauenvollen Wirklichkeit überzeugte. Liebe und Haß, Verzweiflung und Frömmigkeit stritten in ihm einen furchtbaren Kampf; da dachte er des Kreuzes, das er auf seiner Brust trug, und fest vertrauend auf den Herrn, erhob er die Stimme und sprach: „So du mich hinbringst im Schlummer in die Arme meiner Gemahlin, so geschehe wie du gesagt; erwache ich aber früher, so hast du keinen Theil

an mir, jetzt und in Ewigkeit." — Da reichte die finstere Gestalt die Hand zum Bunde und das riesenhafte Roß sprühte Flammen in wilder Begier.

In halber Betäubung fühlte sich der Ritter emporgehoben und fortgetragen. Schnell ging die flüchtige Reise, weithin über Hügel und Thäler und schäumende Wogen, mit des Windes Eil. Schon war die Grenze der Heimat erreicht, schon ragten die Thürme Breslaus empor, im ersten Dämmerlichte der Frühe; da scholl ein gellendes Hahnengekrähe durch des Ritters düstern Schlummer, daß er emporfuhr aus den Banden des ängstlichen Zaubers und laut betend und dankend das Kreuzlein hervorzog, und es zum Himmel flehend emporhielt. Da war es, als bräche das Roß unter ihm zusammen; er fühlte sich zu Boden gestürzt und als er betend sein Auge aufhob, sah er sich nah an der Vorstadt Breslau's bei einem freundlichen Meierhof und auf der nahen Mauer den Hahn, der, den Morgen mit lauter Stimme begrüßend, ihn aus der dumpfen Betäubung geweckt hatte.

Zum Andenken an seine Rettung setzte Henzko die seltsame Säule, wo auf einer Seite das Kruzifix, auf der andern ein Reiter, auf der dritten sein Name, auf der vierten ein Hahn abgebildet ist. Wieder vereinigt mit dem geliebten Weibe, strafte er seinen Widersacher Leutko, versetzte ihm den Todesstoß im Gottesgericht und zog in die stillen Thäler der Sudeten.

213.

Das Bisthum Breslau.

Mit der Einführung des Christenthums in Schlesien im Jahr 965 wurde auch ein schlesisches Bisthum gegründet, das seinen Sitz zuerst in Smogra (966 — 1041), dann in Rützen (1041 — 1052) gehabt haben soll. Ueber die Lebensumstände der Bischöfe jener Zeit ist nichts bekannt; sie kamen aus Italien. Die in Smogra hießen Gottfried I., Urban I., Clemens I. und Lucilius, die in Rützen Leonhard und Timotheus. Ihr Amt war ohne Zweifel sehr beschwerlich, weil sie das Christenthum erst

begründen mußten, und daher mit vielen Anfechtungen zu thun hatten. Unter Urban wurde das Bisthum dem erzbischöflichen Stuhle in Gnesen unterworfen. (II. 37.) Bischof Lucilius soll die erste Bibliothek in Schlesien angelegt haben; sie bestand wahrscheinlich aus einigen religiösen Büchern, die er aus seinem Vaterlande mitbrachte, die aber in Schlesien, wo man dergleichen nie gesehen, das größte Aufsehen machten.

Als Schlesien im Jahre 1052 vollständig an Polen überging und Kasimir I. in Breslau eine neue Burg erbaute, legte er hier auch eine Kathedral-Kirche an und der Sitz des schlesischen Bisthums wurde nach Breslau verlegt. (II. 40). Der damalige Bischof Hieronymus I. erlangte nun einen festen Wohnsitz und größere Bequemlichkeiten als seine Vorgänger. Seine Einkünfte bestanden in den Fruchtzehnten und sie wuchsen in eben dem Verhältniß, in welchem die Bevölkerung und die Kultur des Landes zunahmen. Er starb im Jahre 1062.

Unter den frühern Bischöfen waren Clemens durch die Geistlichkeit und das Volk in Schmogra, Lucilius durch die Prälaten und Kanoniker mit Zuziehung der andern Geistlichkeit, Leonhard und seine Nachfolger von den Kapitularen durch das Skrutinium gewählt; das Domstift schloß also erst nach und nach die niedere Geistlichkeit und das Volk vom Wahlrechte aus. Der Papst bestätigte die Wahl und der Erzbischof von Gnesen segnete den Erwählten ein. Dem Regenten stand, wie es scheint, das Recht zu, einen Kandidaten vorzuschlagen.

Nach Hieronymus Ableben entstanden zwischen der italienischen und polnischen Partei im Kapitel Wahlstreitigkeiten. König Boleslaus II., welcher selbst nach Breslau kam, entschied sie zum Vortheil der letzten. Der neue Bischof, Johann I., († 1072), ein Pole, bemühte sich seitdem, die Italiener gänzlich aus dem Kapitel zu verdrängen, indem er lediglich Polen zu Prälaturen und Kanonikaten beförderte.

Ihm folgte Peter I., dessen Wahl ebenfalls streitig war und von Boleslaus II. durchgesetzt wurde. Dieser Bischof verkündigte und vollzog später gegen seinen eigenen Wohlthäter den Bann (II. 42), so daß Boleslaus von Land und Leuten kam. Um diese Zeit hatten sich die Einkünfte des Bisthums schon so sehr vermehrt, daß Peter mehrere Kapitularen ansetzen, Vikarien einführen, sie dotiren und Güter kaufen konnte. Er starb im Jahr 1091.

Sein Nachfolger Zyroslaus I. nahm mehrere Veränderungen mit der Breslauer Liturgie vor, und nahm dabei die in Krakau eingeführte zum Muster. Ihm folgte (1100) Imislaus oder Heymo, der anfangs gegen den Willen des Herzogs Boleslaus III. gewählt, nachher aber doch von ihm bestätigt wurde. Die Chroniken melden, daß er zwar kein besonderer Gelehrter, aber mäßig, nüchtern, keusch und mildthätig gewesen sey. Sein Nachfolger Robert (1126) wurde 1141 Bischof von Krakau und Magnus, Domherr von Breslau, ein Schützling des Herzogs Boleslaus, trat in seine Stelle. Dessen Nachfolger Johann II. (1146 — 1148) wurde ebenfalls Bischof von Krakau. Walter, Domherr in Breslau und Kanzler des Herzogs erhielt nunmehr die bischöfliche Würde und versah sie bis 1176. Er hatte in Frankreich studirt und daher einen bessern Geschmack in den äußern Formen mit nach Schlesien gebracht, was ihn veranlaßte, die von Hieronymus erbaute hölzerne Kathedral-Kirche gänzlich niederreissen und nach dem Muster der Kirche zu Lyon, von den Beiträgen des Kapitels und der sämmtlichen Geistlichkeit die jetzige steinerne aufführen zu lassen. Er nahm sechs Lilien in das bischöfliche Wappen und ordnete den Gottesdienst ganz in französischer Weise an. Er übte strenge Kirchenzucht und verhängte harte Gefängnißstrafe gegen lasterhaften und ausschweifende Geistliche. Zu seiner Zeit erhielt Schlesien eigne Herzoge.

Sein Nachfolger war Zyroslaus II. (1176 — 1181). Er weihte das von dem Herzog Boleslaus dem Langen erneute Stift Leubus ein und schenkte demselben zur großen Unzufriedenheit des Kapitels einen Theil der Fruchtzehnten, welchen das Bisthum bisher in der Gegend von Liegnitz erhoben hatte.

Franz I., ein geborner Schlesier aus deutschem Blut, Domherr und Kanzler des Herzogs Boleslaus, führte die bischöfliche Regierung von 1181 bis 1198. Zu seiner Zeit erschien die Bulle Cölestins III. wegen Aufhebung der Priester-Ehe. Der Kardinal Peter erschien damit als päpstlicher Legat, fand zwar vielen Widerspruch, weil die Geistlichen ihre Frauen lieb hatten, zuletzt aber ging die Sache um so leichter durch, als man gegen das weit bequemere Konkubinat sehr nachsichtig war. Der Bischof Franz soll selbst ein Buch über die Priester-Ehe geschrieben haben.

Jaroslaus, ein Sohn des Herzogs Boleslaus und Besitzer des Gebiets von Neisse, das er seinem Vater abgedrungen, (II. 46),

folgte Jenem in der bischöflichen Würde und stand ihr bis 1203 vor. Er hob die von Zyroslaus II. dem Stifte Leubus gemachte Schenkung der Fruchtzehnten im Liegnitzschen wieder auf und schlug dagegen sein Eigenthum, das Gebiet von Neisse, zum Bisthum. (Grotkau, Patschkau und die Gebirgsgegenden kamen erst in späterer Zeit dazu.)

Ihm folgte Cyprian I., Abt zu St. Vinzenz auf dem Elbing (1203 — 1207.) Das Kapitel wählte ihn aus Furcht vor dem alten Herzoge, der wegen der Ueberlassung des Neisser Gebiets an das Bisthum gewaltig aufgebracht war. Es gelang Cyprian, ihn zu besänftigen.

Von 1207 bis 1232 bekleidete Laurentius die bischöfliche Würde. Er vermehrte die Einkünfte durch Anlegung neuer Dörfer und durch Ankauf andrer; brachte den Ujester Halt im Herzogthum Oppeln an das Bisthum (1222), verfuhr aber auch oft sehr willkührlich mit den Gerechtsamen und Einkünften der Kirche und verschenkte namentlich bischöfliche Zehnten an die damals gestifteten Cistercienser-Klöster Heinrichau und Kamenz. Einige Chronisten melden, daß er auch kriegerisch gewesen und in Person einst gegen die heidnischen Preussen zu Felde gezogen sey. Er liebte die Rosen so sehr, daß er zu Preichau am Genusse des Geruchs derselben verstarb.

Sein Nachfolger Thomas I., von 1232 bis 1267, ließ sich die völlige Einführung des Cölibats sehr angelegen seyn, mußte sich aber bald mit wichtigeren Gegenständen befassen, indem eine Streitigkeit über den Zehnten entstand. Seit Einführung des Christenthums war nämlich der Geistlichkeit überhaupt, nicht aber dem Bischofe und dem Kapitel insbesondere, der Zehnten angewiesen worden. Weil aber die ganze Geistlichkeit anfänglich nur aus dem Bischof und dem Kapitel bestand, so hatten diese den Zehnten auch allein bezogen. Allmählig entstanden mehrere hohe geistliche Stifte, denen die Zehnten gewisser Distrikte theils von den Herzogen, theils von den Bischöfen selbst überwiesen wurden. Allein die Nachfolger dachten oft anders als die Vorgänger. Schon Jaroslaus hatte die von Zyroslaus gemachten Schenkungen widerrufen und Thomas I. verfuhr jetzt ebenso mit den Schenkungen des Laurentius. Daraus entstanden Streitigkeiten, welche durch andere Umstände ernstlich wurden. Die Herzoge verlangten die Verwandlung des Fruchtzehnten in eine bestimmte Geldabgabe, der Bischof aber verweigerte dies, weil die Geistlichkeit dabei in

der Folge zu kurz gekommen wäre. Boleslaus der Kahle von Liegnitz, immer die kürzesten Mittel ergreifend, ließ den ungeneigten Bischof nebst dem Dompropst Bogupbal und dem Domherrn Heikard aufheben, als sie auf dem Wege waren, die Kirche zu Gorkau am Zobten einzuweihen. Der Erzbischof Fulko von Gnesen that ihn zwar deshalb in den Bann, ließ auch das Kreuz gegen ihn predigen; beides aber ohne Erfolg. Thomas, des harten Gefängnisses überdrüssig, willigte ein, den Zehnten in bestimmte Abgaben an Getraide (Maldraten) oder in Gelde (Bischofs-Vierdung) zu verwandeln. Diese, für die Geistlichkeit sehr nachtheilige Einrichtung beschränkte sich jedoch vielleicht nur auf die bischöflichen oder Kapitular-Zehnten; für den Parochial-Zehnten wurden den Pfarrern gewisse Aecker (Wiedmuthen) überwiesen.

Nach Thomas **I.** Tode wurde sein Schwestersohn Thomas **II.** Bischof und verwaltete sein Amt bis 1292. Er hatte nicht minder schlimme Streitigkeiten mit Heinrich **IV.** von Breslau auszufechten, gewann aber die Oberhand durch Nachgeben des Herzogs (**III.** 30). Er vermehrte das bischöfliche Gebiet mit einigen Gebirgsgegenden und dem Städtchen Zuckmantel. Sein Nachfolger, Johann **III.** ein Pole, 1292 — 1301, genoß in Schlesien so wenig Ansehen, daß er auf einer Reise, die er mit einigen Domherrn und seinem Gefolge nach Trebnitz machte, von Räubern überfallen, beraubt und verwundet wurde.

Ihm folgte Heinrich von Wirbna, ein Schlesier, Dompropst zu Breslau, bis 1319. Ein heiterer, fröhlicher und freigebiger, eß- und trinklustiger Mann wußte er die ihm aufgetragene Vormundschaft über die Söhne des Herzogs Heinrich **V.** so weise zu benutzen, daß er später gar keine Rechnung ablegen konnte (S. 225) und darüber fast seines Amts entsetzt worden wäre. Er starb so arm, daß ihn das Kapitel auf eigene Kosten begraben lassen mußte.

Die Bischöfe Vitus und Luthold, jener ein Schlesier, dieser ein Pole, wurden im Kapitel zugleich gewählt. Erst nach 7 Jahren (1326) entschied sich der Papst für den erstern, der aber acht Tage darauf starb. Sein Nachfolger war Nanker, Bischof von Krakau, dessen Geschichte wir an einem andern Orte wieder aufnehmen werden.

214.

Die Herzoge von Glogau.

(III. 33.)

Heinrich **III.** hatte nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen, schändete aber den piastischen Namen durch Uebelthaten mancherlei Art. Den Herzog Heinrich **V.** von Breslau zwang er durch schmachvolle Gefangenschaft zu großen Opfern (**III. 144**); seinen schwachsinnigen zweiten Bruder Konrad von Sagan und Steinau entsetzte er gewaltsam seines Eigenthums. Ausserdem erlangte er das Sprottauer Gebiet durch den Tod seines Bruders Przemislaus, und wurde sonach Herr des ganzen Glogauer Fürstenthums. Im Jahre 1306 erwählten ihn die Stände von Groß-Polen zu ihrem Herzoge, in welcher Würde er sich bis auf seinen Tod behauptete. Seine Söhne, denen der König Wladislaus Loktek Groß-Polen entriß, theilten die schlesischen Besitzungen ihres Vaters, so daß Heinrich **IV.** Sagan, Konrad Oels, Johann Steinau und Guhrau, und Przemislaus Glogau erhielt.

Przemislaus war ein Fürst voll Ehrgeiz und Muth, werth des piastischen Bluts. Als seine unwürdigen Verwandten, einer nach dem andern dem listigen Könige Johann von Böhmen ihre Länder verkauften und zu Lehn übertrugen, weigerte Przemislaus sich standhaft, ein Gleiches zu thun und wies die verführerischen Anträge zurück, die der König ihm machen ließ. „Ich will," erklärte er den Abgesandten, „lieber als freier Fürst am Bettelstabe aus Schlesien gehen, als meine Freiheit verkaufen, und einem fremden Könige dienstbar sein." —

Aber Przemislaus konnte den Lauf des Geschicks nicht hindern. Er starb schon im Jahre 1331, ohne Erben, wie es heißt an Gift, das ihm auf Anstiften des Königs beigebracht worden seyn soll. Die Brüder, die ihn beerbten, waren bereits böhmische Vasallen und so kam auch Glogau unter böhmische Oberherrschaft.

Die Stadt und das Gebiet Glogau waren in der Erbtheilung zur Hälfte an Heinrich von Sagan und zur Hälfte an Jo-

hann von Steinau gefallen. Der letztere, immer in Geldnoth, verkaufte seinen Antheil dem Könige von Böhmen für 2000 Mark, jede zu 48 Prager Groschen gerechnet. So im Besitz der Hälfte, machte der König dem Herzoge Heinrich von Sagan den Vorschlag, ihm die andere Hälfte ebenfalls zu überlassen. Als der Fürst sich weigerte, rückte der König mit einem Heere vor die Stadt, behielt die Bürger, welche ihm als Unterhändler entgegenkommen waren, gefangen zurück und bemächtigte sich der Stadt durch Hülfe heimlicher Einverständnisse.

215.

Der Dom in Merseburg.

(I. 255.)

Das Schiff der Kirch, deren Ausbau ganz neuerlich bewerkstelligt worden ist, wird durch zwei gothische Säulenreihen in ein Mittel- und zwei Seitenschiffe getheilt; jede dieser Reihen besteht aus drei Säulen von mehr als 6 Ellen Umfang. In anderer Beziehung wird die Kirche auch in die Kapitels- und in die Königliche Seite getheilt, weil jene Hälfte vom Kapitel, diese vom Staat unterhalten wird. Das nördliche Seitenschiff erhielt unter Herzog Christian I. die übereinanderstehende Emporkirchen, auf deren oberster, durch eine Thüre mit dem Schlosse in Verbindung stehend, sich das fürstliche Betstübchen befindet. Das südliche Seitenschiff, welches einen freien Ueberblick gewährt, enthält sechs Betstübchen der residirenden Domkapitulare.

Die Kanzel, am dritten Pfeiler auf der Kapitels-Seite wurde unter Bischof Adolph aus dem Hause Anhalt († 1526) künstlich in Schnitzwerk ausgeführt. Sie ruht auf einer mit Delphinen verzierten Säule, in deren Laubwerk vier Engel mit den Wappenschildern des Stifts Merseburg und des Hauses Anhalt stehen. Die eigentliche Kanzel ist in sieben Felder getheilt, in deren mittelstem Maria mit dem Kinde, zu ihrer Rechten der Evangelist Johannes mit dem Adler, Matthäus mit dem Engel, zuletzt ein blos mit Laubwerk ausgefülltes Feld. Zur Linken der Maria

sind die beiden andern Evangelisten Lukas der Maler mit dem Stier und Markus mit dem Löwen abgebildet; das letzte Feld zeigt den heiligen Laurentius mit dem Rost. Ueber diesen Figuren stehen die kleinern der zwölf Apostel. Den Pfeiler schmücken im Rücken der Kanzel ein auf Leinwand gemalter Kranz von bunten Blumen, von zwei Engeln gehalten. Den dreifach sechseckigen Schelldeckel zieren achtzehn Engelsfiguren, die Bauwerkzeug tragen; über ihnen der triumphirende Christus.

An der Wand zwischen den Fenstern der Kapitels-Seite sind über einer Doppelreihe mit Schnitzwerk verzierter alter Kirchstühle mehrere Monumente angebracht und Fahnen, Wappenschilder, Degen und Sporen aufgehängt.

Am ersten Pfeiler der Königlichen Seite bemerkt man zunächst ein trefflich gearbeitetes Altarbild von einem Schüler Albrecht Dürers. Es besteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügelthüren: auf der einen sieht man einen Kardinal, der einem großen zottigen Affen gemüthlich die Pfote drückt, auf der andern den heiligen Georg, wie er den Lindwurm ersticht. Auch die Rückseite beider Thüren ist bemalt: auf der einen steht Johannes der Täufer, auf der andern der heilige Laurentius. Das Hauptbild enthält die Madonna mit dem Kinde, das der knieenden heiligen Katharina den Ring der himmlischen Vermählung an den Finger steckt.

Am letzten Pfeiler sieht man unter andern Alterthümern auch das Alabasterdenkmal des Dompropstes J. Kestig († 1611), dessen weite Reisen und seltene Kenntnisse in lateinischen Hexametern gepriesen werden. Das Monument ist mit größeren und kleineren Menschen- und Thier-Figuren eben so mühsam als bizarr verziert.

Die Bischofs-Kapelle, in die man aus dem nördlichen Seitenschiffe gelangt, wurde vom Bischofe Bruno um das Jahr 1030 angelegt und zur Begräbnißstätte der Bischöfe eingeweiht. Bischof Thilo von Trotha ließ sie zugleich mit der Kirche erneuen, auch in ihr die Gemälde seiner 37 Vorgänger auf Sandstein im Kniestücke anbringen; diesen schlossen sich später sein eigenes und die Bilder seiner Nachfolger an. Die Bischöfe sind mit Stab und Wappen geschmückt, auch ist ihr Name und die Dauer ihrer Regierung bezeichnet. Außerdem enthält die Kapelle ein Gemälde Otto's des Großen, Stifters der Kathedrale und einige schöne Denkmäler Thilo's von Throtha und seines Nachfolgers Adolph

von Anhalt. Auch einige Denkmäler aus protestantischer Zeit sind hier zu finden. Die Thür im Süden führt in den Schloßhof; außen über derselben sieht man eine treffliche Steinmetzarbeit. Ein Mann im orientalischen Kleide liegt auf einem Ruhebette in der Stellung eines Erwachenden, Kopf und Oberleib aufgerichtet; die jetzt unleserliche Inschrift deutet auf die Heiligkeit des Gotteshauses und daß Jeder es mit Ehrfurcht und dem Bewußtseyn der Nähe des Allerheiligen betreten soll. — Aus der Bischofs-Kapelle führt eine Wendel-Treppe zu den Emporkirchen, von denen namentlich die oberste mit einer Menge zum Theil werthvoller Bilder und Kunstwerke geschmückt ist.

Das südliche Seitenschiff führt zu der Kapelle vor der Fürstengruft, die in katholischen Zeiten bestimmt war, die Abbildungen und Monumente der Bischöfe aufzunehmen, die in der Bischofkapelle nicht mehr Platz finden würden. Da inzwischen die Reformation eintrat, diente die Kapelle zu Denkmälern protestantischer Geistlichen, und Herzog Christian der Aeltere baute daran eine prachtvolle Familien-Gruft, die im Jahre 1670 vollendet wurde. Auf dem großen Mittelbilde über den zinnernen Flügelthüren sieht man den erlauchten Erbauer, seine Gemahlin und acht ihrer fürstlichen Kinder versammelt um den Leichnam Christi. Der jüngste Prinz Heinrich (das Kind in blauen Kleide zur Rechten des Vaters) soll der Maler vergessen und erst nach der Vollendung und Uebergabe des Gemäldes noch hineingemalt haben. Herzog Christian hielt dies für eine böse Vorbedeutung und wirklich starb seine Linie im Jahr 1738 mit dem genannten Prinzen aus. Im Innern der geräumigen und hellen Gruft ruhen in prächtigen Zinnsärgen die Ueberreste einer Menge fürstlicher Familienglieder.

Wir schließen mit dem dritten Hauptthelle der Kirche: dem hohen Chor und der Sakristei. Das hohe Chor, ein hinten abgerundetes Oblongum von der Breite des Mittelschiffs erhebt sich um fünf Stufen über dem Boden des Schiffs und der Kapelle. Er ist der älteste Theil der Kirche und sein Mauerwerk noch wirklich in dem Stande, wie es im 11ten Jahrhundert erbaut worden; besonders bemerkenswerth ist das hohe runde Cupelgewölbe. Vor dem Hochaltar sieht man das merkwürdige Grabmal Rudolphs von Schwaben, eine eherne gegossene Platte. Rudolph, der vom Papste Gregor VII. begünstigte Gegenkaiser Heinrichs IV., von den Sachsen unterstützt, uud von dem Bi-

schofe von Merseburg in Person begleitet, wurde im Jahre 1080 in der blutigen Schlacht wider seinen Gegner bei den Dörfern Hohen-Mölsen und Grunau an der Elster auf den Tod verwundet: eine Lanze war ihm in den Leib gedrungen, die rechte Hand, fast abgehauen, hing nur noch an einer Faser. Er verschied in Merseburg auf dem bischöflichen Schlosse. Die Hand wurde ihm vorher noch abgenommen und er soll bei ihrem Anblicke gesagt haben: „das ist die Hand, mit der ich meinem Könige Treue schwur.“ — Nach einer andern Erzählung soll Rudolph nicht Reue bezeigt, sondern nur darüber getrauert haben, daß es ihm nicht möglich sey, das von Heinrich der heiligen Kirche zugefügte Unrecht zu rächen; als er hörte, daß die Seinigen gesiegt hätten, rief er aus: „Mit Freuden dulde ich, im Leben und im Sterben, was des Herrn Wille ist.“ Diese seine Mannhaftigkeit und Frömmigkeit machte einen solchen Eindruck auf die anwesenden Fürsten und Herrn, daß sie einmüthig gelobten, wenn Gott ihn am Leben erhielte, keinen Andern über Sachsen herrschen zu lassen, als ihn, und wenn er auch beide Hände verloren hätte. Rudolph starb, gestärkt durch diese Aeußerungen, freudig und getrost. Seine Hand wird noch heute aufbewahrt und in der Sakristei gezeigt. Auf seinem Grabmal ist Rudolph in ganzer Figur dargestellt, geschmückt mit dem kaiserlichen Diadem, in der Rechten ein Zepter, in der Linken einen Reichsapfel. Dieses Grabmal soll bald nach seinem Tode errichtet worden seyn. Als Kaiser Heinrich IV. später nach Merseburg kam und seine Günstlinge ihn aufmerksam machten, daß hier sein Widersacher ruhe, entgegnete er: „Laßt ihn ruhen. Ich wollte, daß alle meine Feinde so still wären.“

Der sechseckige Taufstein, der Hochaltar und die mancherlei Gemälde und Schnitzwerke im hohen Chor sind sehenswerth. Man findet darunter ein Gemälde, die Kreuzigung Christi mit vielen Figuren, von dem ältern Lukas Cranich auf Holz gemalt und eben so ausgezeichnet durch seinen Kunstwerth, wie durch ein sonderbares geschichtliches Interesse. Doktor Luther, bekanntlich ein geschätzter Freund jenes Künstlern ist nämlich hier, man weiß nicht, aus welchem Grunde, arg mitgenommen; indem der eine Schächer sein nicht zu verkennendes Portrait ist, auf der andern Seite aber Melanchthon, als zweiter Schächer am Kreuze hängt. Ferner steht Luther wieder unten mit einem Eimer, den Herrn zu tränken; dann sieht man ihn linker Hand eifrig beschäftigt,

das Gewand Jesu mit dem Messer zu theilen. Friedrich der Weise ist als Pontius Pilatus im blauen Harnische dargestellt, daneben steht mit einer rothen Mütze Georg von Brandenburg, dann folgen im rothen Kleide Philipp von Hessen u. A. Hinter Melanchthon glaubt man die Doktoren Eck und Karlstadt zu erkennen. — Wahrscheinlich ist dieses Bild aus einer Zeit, wo Lukas Cranach mit Luthern und seiner Zeit noch nicht befreundet war, oder Lukas wollte auch wohl Kurzweil treiben und seine Freunde necken.

Durch eine Eisenthür auf der Südseite gelangt man in den weissen Thurm, der zum Archiv des Domkapitels eingerichtet ist und manche schätzbare Urkunde aus alter Zeit enthält. Man findet hier auch ein Meßbuch von etwa 232 Pergamentblättern in groß Quart, das im zehnten und eilften Jahrhundert geschrieben wurde. Der Deckel war mit Goldplatten belegt und mit Edelsteinen besetzt, die mit andern Kostbarkeiten von den Kriegern Karls V. (1547) geraubt wurden. Auch verwahrt man hier eine Menge Reliquien, einen Sarg mit Gebeinen, viele Knochensplitter und Ueberreste seidener Gewänder, so auch eine sehr künstlich in Messing gearbeitete Kanzelhaube.

Die Sakristei enthält, im Zusammenhange mit dem untern Raum des Johannis-Thurmes eine Menge Portraits von Geistlichen und andere Alterthümer. Zu den letztern gehört vorzüglich die schon oben gedachte Hand des Kaiser Rudolphs. Sie ist, bis auf eine Verletzung an der innern Seite, gut erhalten und zeugt, obwohl mumienartig vertrocknet, immer noch von der Kraft des Mannes, dessen Schwert sie führte. Sie liegt in einer Kapsel, bezeichnet mit der Umschrift, die auf der Krone gestanden haben soll, welche der Papst an Rudolph schickte: Petro dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

Ferner findet man hier eine Menge alterthümlicher Gewänder, darunter der einst weltberühmte Mantel der heiligen Kunigunde, in dem sie ihre Feuerprobe abgelegt hat (I. 257). Man mißt ihm die Eigenschaft bei, Unfruchtbare, die ihn umthun, fruchtbar zu machen; ein bloßes Stück desselben, das auf Verlangen nach Frankreich gesandt wurde, äußerte auf die Gemahlin Ludwigs XV. die gewünschte Wirkung. Der Stoff ist ein grünseidener Damast mit eingewirkten Desseins; um den Kragen und unten herum war eine grünseidene Franze und eine fünf Zoll breite Stickerei.

Ein Talar Otto's des Großen besteht aus einem geköperten Gewebe in hochrother Seide von einer Festigkeit, die man jetzt an dergleichen Zeugen nirgends mehr findet. Er hat keine Aermel und nur eine Nath, wurde also über den Kopf gezogen.

Ein Meßgewand des Bischofs Wernher, das er vom Erzbischofe von Mainz zum Geschenk erhalten haben soll, ist aus roth und gelb gewirktem Damast mit Blumen aus Kameelgarn, geziert mit einem gestickten Kreuz und großem Wappen. Die Stickerei war ganz mit Perlen und köstlichen Steinen besetzt, wovon aber nur noch wenige Ueberreste da sind.

Der Mantel des heiligen Antonius von Padua ist ebenfalls hier zu sehen. Eben so ein köstliches Meßgewand des Bischofs Thilo von Trotha, aus braunseidenem, mit Gold durchwirktem Sammt; auf dem goldnen Kreuze sind in erhabener Stickerei viele heilige Figuren angebracht; ferner ein Meßgewand Doktor Luthers, worin er in dieser Kirche fungirte, aus violettem Atlas mit einem weissen Kreuz, auf welchem Christus gestickt ist. Schließlich zeigt man auch noch ein Stick von einem Pfeile, angeblich aus der Hunnenschlacht Heinrichs I. bei Keuschberg (I. 149).

216.

Die Aebtissinnen von Quedlinburg.

(III. 37).

Die ersten Nonnen und Bewohnerinnen des von Heinrich I. und seiner Gemahlin Mathilde gestifteten Klosters zu Quedlinburg kamen aus dem später aufgelöseten Kloster zu Winethusen bei dem heutigen Dorfe Thale. Auch die erste Aebtissin, Diemot kam von daher, wie es heißt ungern und wider ihren Willen. In Winethusen war sie unumschränkte Gebieterin ihrer Schwestern: in Quedlinburg sah sie sich selbst von der frommen Königin Mathilde beaufsichtigt, die neben den Nonnen auf dem Stiftshause wohnte. Die Heiligkeit und die Kasteiungen dieser frommen Fürstin (I. 50) waren vielleicht den Schwestern lästig, da sie es ihr nachzuthun keine Lust hatten.

Das Stift wurde zu Diemots Zeiten von der kaiserlichen Familie nicht nur auf das reichste ausgestattet, sondern auch mit einer außerordentlichen Menge von kostbaren Reliquien und andern Heiligthümern versehen. Diemot starb im Jahre 965, und von jetzt an wurde das Kloster als ein kaiserliches, freies, weltliches Stift betrachtet, das in geistlichen Angelegenheiten nur dem römischen Stuhle, in weltlichen nur der kaiserlichen Gerichtsbarkeit unterworfen war.

Als zweite Aebtissin ernannte Kaiser Otto der Große seine Tochter Mathilde, deren Lebenslauf wir bereits früher kennen gelernt (II. 169). Ihr folgte Adelheid I., eine Schwester Kaiser Otto's III. Sie war sechszehn oder siebenzehn Jahre alt, als ihr Bruder sie zur Aebtissin ernannte und ihr zum Zeichen der abteilichen Würde einen kostbaren Bischofsstab aus Rom übersandte (999). Dieser Bischofstab wird noch jetzt unter den Alterthümern Quedlinburgs vorgezeigt (III. 39); er ist von schwarzem Ebenholz $2\frac{1}{4}$ Elle lang, oben mit einem goldenen Hacken geziert, übrigens aber ganz und gar mit einem künstlich durchbrochenen Goldblech überzogen. Die durchbrochenen Stellen sind mit violettenem Sammt unterlegt. — Bischof Arnulph von Halberstadt weihte die neue Aebtissin mit großem Gepränge und in Gegenwart vieler Fürsten und Prälaten in Quedlinburg ein.

Im folgenden Jahre (1000) hielt Kaiser Otte III., aus Italien kommend, sich eine Zeitlang bei seiner Schwester in Quedlinburg auf. Um Ostern 1001 berief er eine Kirchenversammlung hieher, in welcher verschiedene, wider den Erzbischof von Magdeburg eingegangene Klagen untersucht werden sollten. Diese Versammlung war äußerst zahlreich und glänzend. Nach dem Feste ersuchte die Aebtissin ihren Bruder, den Kaiser, daß er dem Bischofe von Halberstadt erlauben möchte, alljährlich den Palmsonntag mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in Quedlinburg zu begehen. Der Kaiser soll indeß nur unter der Bedingung haben einwilligen wollen, daß der Bischof einen Zehnten an Quedlinburg abtrete, um das Stift für die Kosten zu entschädigen, welche mit jener Ceremonie verbunden waren. In der Folge entstanden über diesen Punkt mehrere verdrießliche Händel.

Als Otto III. im Jahre 1002 in Italien in der Blüthe seines Alters mit Tode abgegangen war, versammelten sich die deutschen Fürsten in Werla, um einen neuen Kaiser zu wählen. Auch Adelheid erschien

hier und ihrer Beredsamkeit verdankte es Heinrich, Herzog von Baiern, ein Urenkel Heinrichs I., daß er die Krone erhielt. Ekbert, Markgraf von Meissen hatte sich ebenfalls darum beworben, jedoch ohne Erfolg. Aergerlich darüber, erlaubte er sich bei einem grossen Gastmahl, welches die Aebtissin den versammelten Reichsfürsten gab, anzügliche Redensarten gegen die Dame, die aber von der Gesellschaft sehr übel aufgenommen wurden. Er mußte sich sogleich entfernen und wurde auf dem Rückwege bei Pölde von den Söhnen des Grafen von Nordheim, Siegfried und Bernhard überfallen und erschlagen.

Ein anderer Nebenbuhler war der Herzog Herrmann von Schwaben und Elsaß. Dieser aber sühnte sich mit dem neuen Kaiser, Heinrich II. oder Heiligen auf dem Osterfeste zu Quedlinburg im Jahre 1003 aus, entsagte seinen Ansprüchen und versprach Gehorsam. Zur Berathung der Angelegenheiten des Reichs berief Heinrich II. abermals einen Reichstag nach Quedlinburg, wo die Aebtissin sich von den Huldigungen aller Großen geschmeichelt sah. — Im Jahre 1012 reiste sie nach Bamberg, wo die Einweihung der Kirche mit außerordentlicher Pracht vollzogen wurde.

Heinrich II. blieb der Aebtissin stets dankbar für die Dienste, die sie ihm geleistet. Er unterwarf ihrem Stifte das Kloster Gernrode und Frohse bei Hoim, und war ihr nützlich, wo er konnte. Als im Jahre 1015 das Marienkloster auf dem Münzenberge durch einen Blitzstrahl eingeäschert wurde, ließ sie dasselbe wieder aufbauen und die Gebäude mit königlicher Pracht ausstatten. Mit gleicher Pracht geschah die Einweihung dieses Klosters im Jahre 1017 durch den Bischof Arnulph von Halberstadt. Heinrich II. und seine Gemahlin waren dabei zugegen. Zwei Jahre später feierte der Kaiser das Osterfest in dem, dem Stifte unterworfenen Kloster Walbeck; Adelheid verfügte sich dahin, um ihren erhabenen Gast würdig zu empfangen und zu bewirthen. Sie begleitete hierauf den Kaiser und seine Gemahlin bis Goslar.

Im Jahre 1020 herrschte die Pest in Quedlinburg und raffte den größten Theil der Bewohner, darunter auch einige Stiftsfräulein, hin. Um diese Zeit brannte auch wahrscheinlich das Stifshaus ab, denn zu Ostern 1021 erfolgte die Einweihung eines neuen Stiftshauses durch den Bischof Arnulph von Halberstadt mit außerordentlichem Gepränge. Der Kaiser war dabei

selbst gegenwärtig und stattete das Stift nicht nur mit neuen Gütern aus, sondern soll demselben auch eine Tonne Goldes baar geschenkt haben.

Im Jahre 1024 bestieg Conrad II., Herzog von Franken, ebenfalls ein Verwandter Adelheids, den kaiserlichen Thron. Die Aebtissin zeigte sich so zuvorkommend gegen den neuen Herrscher, daß er seine Gunst ebenfalls dem Stifte zuwendete, und schon im folgenden Jahre, nach der Weise seiner Vorfahren, das Osterfest in Quedlinburg feierte. Von dieser Zeit an hielt sich sogar seine Gemahlin Gisela beständig hier auf, um ihre Tochter Beatrix im Stift erziehen zu lassen.

Im Jahre 1038 nahm der Kaiser die Kaufleute von Quedlinburg in seinen besondern Schutz. Er ertheilte ihnen, wegen der wichtigen und großen Verdienste, die die Aebtissin Adelheid sich um ihn erworben, einen Freiheitsbrief des Inhalts, daß sie im heiligen römischen Reiche dieselben Handelsvorrechte genießen sollten, die seine Vorfahren den Städten Goslar und Magdeburg ertheilt hatten. Jede Beraubung und Beeinträchtigung der Handelsleute Quedlinburgs sollte mit hundert Pfund Gold bestraft werden, von welchen die Hälfte an die kaiserliche Krone, die andere Hälfte an die Bedrängten zu entrichten.

Konrad verstarb im Jahre 1039 und der unmündige Heinrich III. bestieg den Thron. Adelheid erhielt jetzt auch noch die Abtei Gandersheim, die durch den Tod ihrer Schwester Sophie erledigt worden war. Sie genoß aber dieses Glück nur wenige Jahre und starb schon 1044.

In beiden Stiftern folgte ihr Beatrix I., Tochter Heinrich III. Sie war noch ein Kind und starb 1053 im sechszehnten Jahre ihres Alters. Mit dem Kapitel in Gandersheim lebte sie beständig in Uneinigkeit. Sie soll sich eine freie unanständige Lebensart und eine schlechte Verwaltung der Stiftsgüter haben zu Schulden kommen lassen.

Als fünfte Aebtissin von Quedlinburg wird Adelheid II., Schwester Kaiser Heinrichs IV. und der verstorbenen Beatrix, genannt. Auch sie verwaltete gleichzeitig die Abtei zu Gandersheim. In dieser Zeit gründete Heinrich IV. in Sachsen, und namentlich auch um die Stadt Quedlinburg die zahlreichen Burgen und Werke, deren Trümmer man noch heute sieht. Von hieraus wurde das Land hart bedrückt, das seinen Fürsten nicht liebte.

Heinrich IV., seinen zügellosen Leidenschaften blindlings fol-

gend, soll auch seiner Schwester, der Aebtissin von Quedlinburg ein sehr unnatürlicher Bruder gewesen seyn. Einst klagte ihm ein Ritter von gleich verwerflicher Denkungsart, daß er der Schwester des Kaisers, die zum Kloster eingeweiht war, unkeusche Anträge gemacht habe, jedoch beharrlich abgewiesen worden sey. Heinrich war schamlos genug, die Mittelsperson zwischen beiden machen zu wollen, und als seine Anträge gleich schlechtes Gehör fanden, legte er selbst Hand an seine geistliche Schwester und war — mehr als bloßer Augenzeuge ihrer Schändung.

Man behauptet, daß die Aebtissin Adelheid diese Schwester gewesen sey. Wie ungern aber auch die Sachsen den Kaiser sahen, so kam er doch oft nach Quedlinburg. Namentlich besah er zu Ostern 1069 die in den hiesigen Feldern erbauten und noch anzulegenden Festungen und ließ die Stadtmauer ausbessern und vergrößern. Im folgenden Jahre wiederholte er diesen Besuch zur Himmelfahrtszeit, bei welcher Gelegenheit aber die kaiserliche Residenz, das Stiftshaus, von Mordbrennern in Asche gelegt wurde.

Um diese Zeit gab eine Schwärmerin aus dem hiesigen Kapitel, Namens Bia, Veranlassung zur Stiftung des berühmten Klosters Huiseburg bei Halberstadt. Dieses Kloster war damals eine einzelne Kapelle. Nun war der Bia die Klosterzucht in Quedlinburg nicht strenge genug; sie wollte eine Einsiedlerin werden. Man erfüllte ihre Wünsche und versetzte sie in jene Kapelle, die im Walde stand und der Hui genannt wurde. Nach einigen Jahren wandten sich noch andere Schwärmerinnen aus Gandersheim, Quedlinburg und Magdeburg dahin und so erhob sich hier bald eine reiche Abtei.

In den Verwüstungskriegen, die Heinrich IV. mit den Sachsen führte, wurde Quedlinburg hart mitgenommen. Im Jahre 1085 ereignete sich der sonderbare Umstand, daß in Quedlinburg, an dem Orte, wo seine Schwester Abtissin war, sein Gegenkaiser Hermann, Herzog von Luxemburg mit einem zahlreichen Hofstaate die Ostern feierte, und einen großen Kirchenrath zusammenberief, auf welchem der päpstliche Gesandte Otto den Vorsitz führte. Das Resultat dieser Kirchen-Versammlung waren sehr große und wichtige Entscheidungen. Zuförderst wurde der wider Heinrich IV. und seine Anhänger vom Papste ausgesprochene Bann bestätigt und Alles für unkräftig erklärt, was jener Herrscher angeordnet hatte. Man setzte fest, daß nur allein die Geist-

lichen Macht haben sollten, die heiligen Gefäße zu berühren. Man gebot, daß die Laien sich nicht anders, als mit Einwilligung der Geistlichen, der Zehnten anmaßen sollten. Das Frühlingsfasten ward in die erste Fastenwoche, das Sommerfasten in die Pfingstwoche verlegt. Die Einweihung von Kostnitz und die daselbst vom päpstlichen Gesandten getroffenen Einrichtungen wurden bestätigt. Der Bischof Wetzel von Magdeburg und alle die, welche behaupteten, daß ein weltlicher Fürst wegen seiner Laster im gemeinen Leben nicht mit dem Banne belegt werden könne, wurden von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Die Priester-Ehe wurde verboten. In der Fastenzeit sollte man weder Käse noch Eier essen.

Ein Bambergischer Geistlicher, Namens Günther wagte es, in dieser ehrwürdigen Gesellschaft einige Zweifel gegen die Unfehlbarkeit des Papstes zu äußern. Ein gegenwärtiger Laie aber brachte ihn durch den biblischen Spruch: „Der Schüler ist nicht über seinen Meister," oder vielmehr durch das von der ganzen heiligen Gesellschaft wider ihn erregte Geschrei zum Stillschweigen.

Mehrere sächsische Fürsten, die sich an Klostergütern vergriffen hatten, wurden mit dem Banne bedroht, wenn sie dieselben nicht herausgeben würden. Man begann sogar, mit dem gegenwärtigen Kaiser von dem Bann zu reden, wenn er nicht sofort seine Gemahlin, die entfernt mit ihm verwandt war, von sich lassen würde. Allein die nachdrücklichen Vorstellungen der sächsischen Fürsten machte, daß viele Punkte bis auf weitere Untersuchung ausgesetzt blieben. Zum Beschlusse sprach man bei angezündeten Wachskerzen den Bann wider den Gegenpapst Guibert und eine Menge anderer Prälaten aus, worauf die Fackeln mit der gewöhnlichen Feierlichkeit gelöscht wurden.

Nicht lange darauf erfuhr Quedlinburg eine Belagerung durch den Markgrafen Eckbert von Braunschweig, der jedoch ohne Erfolg wieder abzog. Mit Heinrich IV. Tode gewannen die Unruhen in Deutschland einen augenblicklichen Stillstand; schon ein Jahr vorher, (1105) kam sein Sohn, der nachherige Heinrich V. nach Quedlinburg, wo er das Osterfest feierte und ganz Sachsen ihm als dem rechtmäßigen Kaiser huldigte. Auch er hielt hier eine große Kirchen-Versammlung.

Adelheid hatte in diesen bedrängten Zeiten, wo an kaiserlichen Schutz nicht zu denken war, den Herzog Magnus von Sachsen zum

Schutzvoigt über einige in seiner Nachbarschaft liegenden Güter des Stifts gemacht — ein Verhältniß, das dem Stifte wenig Vortheil brachte. In welchem Jahre sie gestorben, ist nicht bekannt. Wenn sie, wie man ihr nachsagt, in ihrer Jugend gegen das männliche Geschlecht nicht gleichgültig gewesen ist, so kann man bei dem Beispiel, welches ihr kaiserlicher Bruder ihr gab, nur Nachsicht mit ihr haben.

Im Jahre 1108 kommt eine gewisse Gerburg als Aebtissin von Quedlinburg vor. Zu ihrer Zeit erneuerten sich die Kriegsstürme in Sachsen; Veranlassung dazu gab die erledigte Grafschaft Orlamünde, welche Heinrich V. einzog und der Pfalzgraf Siegfried am Rhein in Anspruch nahm. Sachsen wurde auf das fürchterlichste verwüstet: anfänglich behielt der Kaiser die Oberhand und Pfalzgraf Siegfried wurde in einem Gefecht zwischen Quedlinburg und Warnstedt erschlagen. Sein mächtiger Schwager, Herzog Lothar von Sachsen, setzte den Krieg fort; wobei ihn der Bischof Reinhardt von Halberstadt unterstützte. Am 11. Febr. 1115 kam es im Lerchenfelde neben dem Wolfsholze bei Quedlinburg zu einer blutigen Schlacht, worin die Kaiserlichen sich zwar sehr tapfer hielten, jedoch bald weichen mußten, weil gleich anfangs ihr Anführer Graf Hoyer von Mansfeld erschlagen wurde. Kaiser Heinrich mußte sich mit den Ueberresten seines Heeres eiligst zurückgeziehen, die Besatzungen, welche in Quedlinburg und Heimburg zurückblieben, mußten sich nach einer hartnäckigen Vertheidigung ergeben. Erst im Jahre 1121 kam ein Frieden zu Stande.

Mitten in diesen Drangsalen zeigte Gerburg sich eifrig besorgt für das Wohl ihres Stifts. Die Hauptpfarrkirche (Marktkirche) wurde von Sandsteinen prächtig erbaut. Aus Vorliebe für den Benediktiner-Orden legte die Aebtissin selbst die Kleider dieses Ordens an und widmete die neue Stadtkirche dem heiligen Benedikt. Die Mauern dieser Kirche wurden mit bewundernswürdigem Fleiß und nicht geringerer Festigkeit erbaut, so daß sie allen Stürmen der Zeit getrotzt haben.

Im Jahre 1120 hielt Heinrich V. wieder einen glänzenden Reichstag in Quedlinburg, der zwar die Zwietracht unter den Fürsten nicht ganz erstickte, doch aber den oben gedachten Frieden zur Folge hatte. Gerburg benutzte die eingetretene Ruhe zu allerlei innern Verbesserungen. Sie ließ die zeither vernachlässigten Bergwerke mit so glücklichem Erfolge bearbeiten, daß nicht nur

das Stiftshaus, sondern auch andere benachbarte Kirchen von dem gewonnenen Blei gedeckt werden konnten. Sie ließ die im vorigen Jahrhundert abgebrannte Stiftskirche und die bei den Belagerungen und Kriegsunruhen sehr beschädigten Stifsgebäude theils von Neuem aufbauen, theils ausbessern und verschönern. Die Einweihung erfolgte am zweiten Pfingsttage des Jahres 1129 in Gegenwart des Kaisers Lothar durch die Bischöfe von Minden und Hildesheim.

Kaiser Lothar, welcher Heinrich V. im Jahre 1124 gefolgt war, erwies dem Stift Quedlinburg überhaupt viel Gnade und war ein persönlicher Freund der Aebtissin. Er hielt sich oft hier auf und vergnügte sich sehr an den Schönheiten dieser Gegend. Im Jahre 1130 hielt er hier einen Hoftag, auf welchem Herrmann, Graf von Winzenburg seiner Würde und eines Theils seiner Güter für verlustig erklärt und mehrere andere Streitigkeiten unter den deutschen Fürsten entschieden oder verglichen wurden. Am 25. April 1134 ertheilte er der Bürgerschaft einen Gnadenbrief, worin er dieselbe in seinen besondern Schutz nimmt, ihr die Erlaubniß der freien Handlung und sogar die Zollfreiheit in allen Handlungsplätzen diesseits und jenseits der Alpen ertheilte; Cöln, Thilo und Bardewik allein ausgenommen. Er bestätigt den Bürgern ihr Stadtrecht und verleiht ihnen andere wichtige Vortheile unter der Bedingung, daß sie der Aebtissin jährlich zu den Fischen auf ihrer Tafel ein Talent (800 bis 1000 Thaler) bezahlen sollen.

Kaiser Lothar besaß ein solches Zutrauen und eine solche Hochachtung gegen die Aebtissin Gerburg, daß er ihr die Untersuchung und Entscheidung wichtiger Rechtshändel überließ. Ihre letzten Lebenstage verwendete Gerburg zur Aufhülfe des Johannis-Hospitals, indem sie dieser Anstalt nicht nur selbst Schenkungen machte, sondern auch Andere dazu veranlaßte. Drei Wochen später, am 12. Juli 1137 starb sie, und noch in demselben Jahre folgte ihr der Kaiser Lothar.

Von dem Privatleben dieser Aebtissin sind keine Nachrichten übrig; es kann aber nur rühmenswerth gewesen seyn, da sie in einer höchst bedrängten Zeit sich die Gunst zweier Kaiser zu sichern wußte, die beide entschiedene Feinde waren. Was sie Alles für Quedlinburg und ihr Stift gethan, ist oben erzählt. Sie soll die letzte Aebtissin gewesen seyn, welche die Ordenskleider des heiligen Benedikt getragen hat; der Papst Alexander III. befahl im

Jahre 1179, daß die hiesigen Kapitels-Personen die Regel des heiligen Augustin befolgen sollten. — Von Gerburgs Nachfolgerinnen in Zukunft ein Mehreres.

217.

Freckenhorst.

(Bd. I. S. 79.)

In dem Kloster Freckenhorst lebte einst, wie die Legende erzählt, eine ehrwürdige Aebtissin, welche Gott in großer Reinheit diente und ihm auch in ihren Gedanken ganz ergeben war. Nun fiel es ihr eines Tages ein, Gott um eine Gabe und um ein Heiligthum zu bitten, woraus sie sähe, wie sie vor ihm in Gnaden wäre und welches zur Zierde für Kloster und Kirche dienen sollte durch alle Zeit. Als sie nun auf dem Estrich des Chors kniete und den Höchsten mit aller Inbrunst um eine Gabe jener Art anflehte, erschien plötzlich aus dem Gewölbe der Kirche ein schönes feines, von Edelsteinen prangendes, heiliges Kreuz vom Himmel gesandt und fiel vor die Füße der Aebtissin in einen Stein, in dem es, wie in weißes Wachs gedrückt, stehen blieb. Die Aebtissin erschrack und schrie; bald aber faßte sie sich und rief den Priester. Das Kreuz wurde mit aller Ehrfurcht auf den Altar gesetzt und das Stift erscholl von Lobgesängen zu Ehren Gottes und seiner wunderbaren Gabe.

Bald darauf erhielt die Aebtissin einen Besuch von ihrem Bruder, der ihr einen großen Verlust klagte, welchen er durch die Gewalt seiner Feinde erlitten hatte. Die Schwester betrübte sich sehr und sagte ihm von ihrem Kleinode, indem sie hinzufügte daß dasselbe, wenn er es besäße, ihm ganz gewiß zu dem Verlorenen wieder verhelfen würde. Der Bruder drang in sie und durch seine unablässige Bitte bewogen, gab sie das Kleinod gegen sechszig ritterliche Burgen in seine Hände. Der Besitz dieses Heiligthums gab ihm plötzlich das entschiedenste Uebergewicht über seine Feinde: sie wurden alle geschlagen und er kam wieder zu seiner Habe. Das Glück aber führte ihn in Versuchung, und

er beschloß, seiner Schwester das Kreuz nicht wieder zu geben. Auf Andringen seiner Ritter, die für die Rückgewähr ihre Ehre verpfändet hatten, ließ er es zwar endlich verabfolgen; nach einiger Zeit aber nahm er es seiner Schwester mit Gewalt wieder ab. Die Aebtissin starb vor Betrübniß, sich ihres Heiligthums beraubt zu sehen.

Als die Kunde davon zu ihrem Bruder gelangte, ward er traurig und zog weit hin nach Liefland. Das Kreuz aber gab er nicht aus den Händen. Als nun einst der Priester Messe lesen wollte vor dem Altar, auf welchem das Kreuz stand, erscholl plötzlich der Ruf von herannahenden Feinden in der Stadt; die Kirche leerte sich, der Priester brach die Messe ab und vergaß das Kreuz. Da vernahm Legwyck, ein frommer Diener Gottes, der allein noch in der Kirche verblieben war, und für das Heil der Stadt betete, eine himmlische Stimme: er solle das Kreuz nehmen und es nach einem Orte tragen, welcher Freckenhorst heiße.

Legwyck eilte hin, nahm das Kreuz und verließ die Kirche. Bald verbreitete sich das Gerücht, wie das Kleinod gestohlen sey und ringsum wurden alsbald die Straßen bewacht und die Thore geschlossen. Legwyck, der das Kreuz in einer Feldtasche trug, kam zum Thor, betete zu Gott, er möchte ihn nicht verlassen, und schritt muthig vorwärts. Und wie er dem Thore nahe war und die Soldaten auf ihn zukamen, sah er, wie das Kreuz aus der Tasche kam und ins Wasser sprang; die Soldaten fanden nun nichts bei ihm und ließen ihn ruhig seines Weges ziehen. Eine Stunde vor der Stadt betete er, Gott möge ihm nun auch das Kreuz wiedergeben und siehe, er fand es in seiner Tasche wie vorher. Am Abende kam er in die Nachtherberge zu einer Wittwe. Er bat diese, ihm die Tasche zu bewahren, und die Frau verschloß sie in eine Kiste in dem Zimmer, worin sie selbst schlief. Um Mitternacht weckten sie wunderbare Stimmen aus dem Schlafe, wie Engelsgesänge und auf der Kiste brannten viele Wachskerzen. Sie ahnte, daß der Fremde ihr ein großes Heiligthum zum Aufbewahren gegeben habe; als er daher abreisen wollte, gab sie ihm die leere Tasche, schwur, nichts Anderes erhalten zu haben und wies ihm zornig die Thür. Legwyck ging seinen Weg im Vertrauen auf die himmlische Stimme: eine Strecke vorwärts gekommen, betete er zu Gott, ihm das Heiligthum wieder zu geben, sah mit frommem Glauben in die Tasche

und siehe, das Kreuz war wieder darin. So kam er zu einem großen Baum in der Nähe von Freckenhorst, und legte sich unter denselben hin, um zu ruhen. Es war spät im Herbste und das Laub schon gelb. Als er erwachte, vermißte er das Kreuz. Rund um ihn aber war es grün, wie im Frühling, über ihm sangen die Engel, und als er die Augen emporschlug, stand das Kreuz hoch auf einem Aste des Baumes, umgeben von brennenden Kerzen. Er ließ das Kreuz stehen und eilte nach Freckenhorst, der Aebtissin und der ganzen Versammlung die wunderbare Veranlassung und den Zweck seiner Reise mitzutheilen. Die Aebtissin versammelte die ganze Kirche und in Prozession unter dem Geläute der Glocken wurde das heilige Kreuz in die Kirche geholt, der es zuerst als Heiligthum geschenkt war.

Dort wird es noch heilig gehalten und vorgezeigt. Es ist ein steinernes Kreuz von ungefähr gleichen Balken, die einen halben Fuß Länge haben mögen. Edelsteine sind nicht mehr daran zu sehen; statt deren aber nicht glänzende steinerne Buckeln auf der Vorderseite, und es ist möglich, daß dies die in der Sage bezeichnete Edelsteine sind. Es wurde in Verbindung gesetzt mit dem Behälter der Reliquie vom Kreuze Christi, und so auf Kreuzes Erfindung in Prozession umhergetragen. Die Horst, wo Legwyck schlief, soll seitdem Gronhorst heißen — der Name einer jetzigen Bauerschaft, — weil sie grünte, wie ringsumher alles herbstlich gelb aussah.

218.

Wetzlar.

Die Kreisstadt Wetzlar liegt romantisch schön an der Lahn und namentlich an dem Lahnberge, an dessen Fuße, blos durch die Lahn getrennt, die beiden Vorstädte Langgasse und Neustadt sich ausdehnen. Sie werden durch eine schöne, etwa 300 Fuß lange und 20 Fuß breite, aus 7 Schwibbögen bestehende steinerne Brücke mit der Stadt verbunden. Zwischen den genannten Vorstädten ergießt sich die Dill in die Lahn. Auch über diesen Fluß führt eine Brücke, die, gleich der erstern, schon im Jahre

1313 vorhanden war. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dehnten sich am linken Lahn-Ufer noch die zwei Vorstädte Hausen und Selehofen aus; die letztere brannte wahrscheinlich im Jahre 1333 ab, die erstere soll noch im 17. Jahrhundert vorhanden gewesen seyn.

Wetzlar soll, wie Gelius meldet, seine Entstehung einem hier befindlich gewesenen heidnischen Orakel verdanken und damals Boccadium oder Sternburg genannt worden seyn. Die zuverläßigen Nachrichten reichen indeß nicht über das achte Jahrhundert hinaus, wo zuerst von der Stiftskirche zu Unserer lieben Frauen, der ältesten und merkwürdigsten Kirche der Stadt und der Umgegend die Rede ist. Sie wurde im Jahre 784 von den beiden Brüdern, Grafen Hermann und Udo aus der Wetterau oder dem Elsaß, die sich der Jagd wegen oft in dieser Gegend aufhielten, zu bauen begonnen, jedoch erst am 6. Oktober 897 von dem Bischofe Rudolph von Würzburg eingeweiht. Dieser Kirche verdankt die Stadt ohne Zweifel wenn nicht ihre Entstehung, doch ihre Vergrößerung. Namentlich gedacht wird der Stadt Wetzlar (Wittlar) erst im Jahre 943. Sie gehörte ursprünglich zum Niederlahngau und zum Sprengel des Erzbischofs von Trier. Die Kaiser erhoben sie zur freien Reichsstadt. Den ersten Freibrief erhielt sie am 3. April 1180 durch Kaiser Friedrich I., einen zweiten im Jahre 1232 durch König Heinrich, einen dritten im Jahre 1242 durch König Konrad, einen vierten 1257 vom Könige Richard, einen fünften 1278 von Rudolph I., einen sechsten 1318 von Ludwig dem Baier, der ihr zugleich das Recht verlieh, acht Tage lang Messe zu halten, einen siebenten und achten 1320 und 1329 von demselben Kaiser. Im Jahre 1344 erhielt die Stadt von Ludwig das Privilegium, daß weder sie noch ihre Bürger vor ein auswärtiges und einheimisches geistliches Gericht sollten geladen werden dürfen, vielmehr sollten sie sich blos vor dem kaiserlichen Amtmann (Vogte) in der Stadt zu stellen haben; ebenso bewilligte ihr der Kaiser eine zehnjährige Steuerfreiheit wegen des im Jahre 1333 durch einen Brand erlittenen großen Schadens, gab ihr auch das Recht, mit Grafen, Herrn und Rittern Bündnisse zu schließen. Einen wichtigen Freiheitsbrief erhielt die Stadt im Jahre 1349 vom Kaiser Karl IV., und drei andere, nicht minder wichtige, in den Jahren 1494 von Maximilian I., 1580 von Rudolph und 1677 von Leopold.

Alle diese Freiheitsbriefe begünstigten das Aufstreben der

Stadt, die, um sich gegen äußere Angriffe zu vertheidigen, im Jahre 1256 dem damals errichteten und 1340 erneuerten Wetterauschen Städtebunde und 1359 dem in der Wetterau errichteten Landfrieden beitrat, auch 1364 mit den drei andern Wetterauschen Reichsstädten ihr Bündniß erneuerte. Im Jahre 1378 verband sich Wetzlar mit dem Landgrafen Herrmann von Hessen und dem Grafen Johann von Solms wider die Sterner; im Jahre 1382 trat sie dem Rheinischen und Schwäbischen Städtebunde und 1383 einem Bündnisse bei, welches der Dynaste Philipp von Falkenstein mit 13 deutschen Städten auf acht Jahre geschlossen hatte. — Außer diesen Verbindungen war die Stadt im Jahre 1361 mit dem Grafen Johann von Nassau-Weilburg einen Vertrag eingegangen, worin derselbe versprach, die Stadt gegen alle Angriffe zu schützen; ein Vertrag, der später öfters erneuert wurde und wodurch Nassau-Weilburg die Schutzgerechtigkeit über Wetzlar erhielt. Und da die Stadt diesen Schutz nicht für hinreichend erachtete, schloß sie 1470 auch mit Hessen einen Vertrag auf acht Jahre, worin sie dem Landgrafen für den ihr zu gewährenden Schutz 100 schwere Gulden versprach. Indessen blieb Nassau-Weilburg nach wie vor der eigentliche Schutzherr für die Stadt, bis diese Schutzgerechtigkeit im Jahre 1536 durch Vertrag zugleich mit der kaiserlichen Vogtei an Hessen überging, bei welchem Hause sie bis zum Jahre 1803 verblieb. Das Schutzgeld, welches Wetzlar entrichten mußte, betrug jährlich 600 Rheinische Gulden. —

Daß es in und um Wetzlar nicht immer friedlich zuging, geht aus folgenden historischen Erinnerungeu vor. Durch die strengen Maßregeln, welche Rudolph von Habsburg nach dem Reichstage in Mainz gegen die Räuber und Friedensstörer am Rhein ergriffen, hatte er zwar der offenen Gewalt gesteuert; sie sannen jedoch darauf, das Faustrecht durch List wieder in Gang zu bringen. Dem zufolge erweckten oder unterstützten sie einen hergelaufenen Landstreicher, Thilokolup, welcher sich für den schon vor 25 Jahren in Italien verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab. Von vielen Rittern und Grafen unterstützt und von dem leichtgläubigen Volke der rheinischen Städte anfgenommen, wagte dieser es, im Jahre 1284 einen Reichstag zu berufen und von dem Könige die Abdankung zu fordern. Er brachte auch bald so viel Truppen zusammen, daß er damit Kolmar belagern konnte, welches an seine Wiederauferstehung nicht glauben wollte.

Rudolph sah anfänglich diese Betrügerei mit Verachtung

an; als er aber bemerkte, daß sie gefährlich werden konnten, zog er dem Afterkaiser mit bewaffneter Macht entgegen und trieb ihn flüchtig vor sich her über den Rhein bis nach Wetzlar, welche Stadt ihn aufnahm. Sie wurde daher von des Kaisers Heer belagert und mußte sich zuletzt ergeben. Rudolph verzieh der Stadt ihre Leichtgläubigkeit, allein den Betrüger ließ er in dem nahe gelegenen Thale, das bis heute noch der Kaisersgrund genannt wird, öffentlich verbrennen.

Im Jahre 1324 fand zwischen den Bürgern von Wetzlar und ihren Feinden, den Grafen von Solms, auf dem Streitberge ein Gefecht statt, wobei die Ersteren sehr zu kurz kamen. Zwanzig Jahre später gab Kaiser Ludwig dem Grafen Johann von Nassau-Weilburg den Befehl, sich mit den vier Wetterauschen Reichsstädten zu verbinden und den Grafen Johann von Solms, welcher die Gegend unsicher machte, aus seinem Sitze Hohen-Solms zu vertreiben und diese Burg der Erde gleich zu machen. In dieser Fehde geriethen Dietrich von Solms mit den Burgmännern Heruz und Krug von Leun in die Hände der Bürger von Wetzlar und blieben zwei Jahre lang gefangen. Im Jahre 1351 machte die Stadt mit dem Grafen Johann von Solms und seinem Sohn Dietrich einen Vergleich, worin die letztern versprachen, der Stadt die Schlösser Braunfels und Hohen-Solms zu öffnen. 1361 genehmigte die Wittwe des Grafen Johann mit ihren Söhnen diesen Vertrag.

Nicht lange darauf fanden in Wetzlar große Unruhen statt. Die Bürger setzten den Stadtrath ab und führten einen neuen ein. Graf Johann von Solms, zweiter Sohn des obgedachten Grafen Johann, erhielt vom Kaiser den Auftrag, die Sache zu schlichten, erschien demzufolge mit einer starken Bedeckung in Wetzlar, setzte den alten Stadtrath wieder ein und ließ die Häupter der Unzufriedenen um einen Kopf kürzer machen.

Im Jahre 1373 schlug der Landgraf Herrmann von Hessen in Verbindung mit den Grafen von Solms die Sterner vor dem Oberthore zu Wetzlar und nahm ihrer mehrere gefangen. 1384 half die Stadt das Schloß Burgsolms zerstören. Graf Johann und sein Verbündeter, der Graf von Katzenellenbogen befehdeten sie darüber von Greifenstein aus, rissen 1391 den vor der Stadt befindlichen Wartthurm nieder, zerstörten die Weinberge und ließen zwei Bürger aufhängen.

Im Jahre 1492 wurde Wetzlar, wahrscheinlich wegen Land-

friedensbruchs, von Kaiser Friedrich III. in die Reichsacht erklärt; 1542 erfolgte die Einführung der Reformation und 1693 wurde die Stadt der Sitz des vom Kaiser Maximilian I. gestifteten Reichskammergerichts, welches hier bis zu seiner Auflösung im Jahre 1806 verblieb.

An Brand- und Wasserschaden hatte Wetzlar oft zu leiden. Im Jahre 1333 verwüstete eine Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt, 1561 brannte der Helm von dem in den Jahren 1336 bis 1486 erbauten Stiftsthurme ab, und in den Jahren 1643 und 1682 verwüsteten große Ueberschwemmungen der Dill und der Lahn die Stadt und ihre Umgebung. Am 25. Juli 1687 wurden abermals 70 Gebäude durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt, ein Ereigniß, zu dessen Andenken noch jetzt alljährlich am 25. Juli ein Buß- und Bet-Tag gefeiert wird. Neuere Brände fanden am 23. November 1755 und in der Nacht vom 13. zum 14. Augnst 1779 statt, und am 2. Juli 1768 richtete ein bei Niederwetz gefallener Wolkenbruch große Verheerungen in der Stadt an.

Wir kommen nun auf die vorzüglichsten Gebäude der Stadt. Die schon oben gedachte Stiftskirche hatte einst acht und zwanzig, jetzt nur zwei Haupt-Altäre. Das starke Gewölbe der Kirche ruht auf sechszehn steinernen Pfeilern; an ihren Eingängen und Aussenseiten hat der Bildhauer seinen Witz in allerlei Zierbildern erschöpft. So sieht man über dem einen Eingange eine Nonne mit dem Teufel auf dem Rücken, von welchem Bilde das Sprüchwort sich herleitet: „In Wetzlar auf dem Dome, sitzt der Teufel auf der Nonne." — Das Schiff der Kirche besitzen seit der Reformation und vorzüglich seit 1632 die Evangelischen zum gottesdienstlichen Gebrauche, den Chor die Katholiken. Der 192 Fuß hohe Thurm wurde 1336 zu bauen angefangen, soll jedoch erst nach 150 Jahren vollendet worden seyn. Das Kollegiatstift sandte im Jahre 1404 zwei Stiftsgeistliche in Deutschland herum, um zu diesem Thurmbau Beiträge zu sammeln: den milden Gebern sollte ein Hauptablaß von 2000 Tagen und von den 28 zum Kollegiatstifte gehörigen Altären ein Ablaß von 40 Tagen ertheilt werden. Der Thurm ist gut gebaut und der obere Theil erhielt seine jetzige Gestalt seit dem Brande von 1561. Inwendig hängen fünf Glocken, deren größte (der Damerich) fünf und dreißig Centner wiegt und die Inschrift an sich trägt:

Proditur his signis,
Fur, latro, mors, hostis et ignis.

Einige Schritte von diesem Thurme, an der nördlichen Seite der Stiftskirche befindet sich der, aus lauter Basalten erbaute uralte Heidenthurm, wo der Sage nach ein Götze, Namens Hammon, verehrt worden seyn soll.

Von der Franziskanerkirche, im untern Theile der Stadt, gehörte der Chor einst den Reformirten, jetzt den Evangelischen; das Schiff, jetzt ein Frucht- und Salz-Magazin, benutzten die Franziskaner-Mönche zu ihrem Gottesdienst. — Die schöne Hospital-Kirche in der Nähe der Lahnbrücke wurde in den Jahren 1755 bis 1764 erbaut. Die Jesuiten-Kirche, im ehemaligen Jesuiten-Gebäude, jetzige Königliche Gymnasium, wird nicht mehr zu gottesdienstlichen Handlungen, sondern nur zu oratorischen Uebungen der Gymnasiasten gebraucht. Die sonst noch hier vorhanden gewesene Cyriaks- und die Walpurgis-Kapelle sind längst eingegangen. Klöster besaßen einst in der Stadt die Barfüßer-Mönche oder Minoriten, und die mit ihnen verbundenen Franziskaner, die Jesuiten, die Beguinen oder blauen Nonnen; Häuser hatten das Arnsberger Bernhardiner-Mönchskloster, der deutsche Orden zu Marburg und die Tempelherren.

219.

Kalsmund.

Dieses südlich von der Stadt Wetzlar gelegene, jetzt in Ruinen zerfallene Bergschloß soll, wie Chelius meldet, von Karl dem Großen um das Jahr 785 gegen die heidnischen Sachsen erbaut worden seyn und den Namen Caroli mons oder Karlsberg erhalten haben. Wahrscheinlicher indessen schreibt sich die Veste aus der Zeit her, wo Wetzlar eine freie Reichsstadt zu werden begann, und sollte zum Schutze der Stadt gegen feindliche Angriffe dienen.

In Urkunden wird der Burg zuerst im Jahre 1242 erwähnt, und 1275 verlieh Kaiser Rudolph dem Dynasten Siegfried von

Runkel die Würde eines Burgmanns auf Kalsmund. In einer Urkunde vom 29. Juni 1285 — zu welcher Zeit die Wetterauschen Reichsstädte, und so auch Wetzlar, sich für den Abentheurer Thilo Kolup interessirten — verpflichteten sich die Ritter und Burgleute auf Kalsmund, keine Feinde der Stadt Wetzlar in die Burg aufzunehmen, ausser dem römischen Könige, wenn derselbe vielleicht in eigener Person dahin kommen sollte; auch wollten sie nicht gestatten, daß einer von ihnen der Stadt irgend einen Schaden zufüge oder ihr sonst zur Beschwerde gereiche. Wer ein Feind der Stadt seyn wolle, solle die Burg in zwei Tagen verlassen und nie wieder dahin zurückkehren. Gegen einen Feind außerhalb der Burg wollen die Ritter die Stadt getreulich schützen und schirmen. Diese Verpflichtung aber sollte so lange bündig seyn, als der Streit der Wetzlarschen Bürger mit dem römischen Könige dauern würde.

Im Jahre 1292 ernannte Kaiser Adolph den Dynasten Gottfried von Merenberg zum Burggrafen in Kalsmund. Noch in den Jahren 1365 und 1468 war die Burg eine Reichsfestung und in einem guten Zustande. Wenn sie zerstört worden, ist nicht bekannt. Als die Merenberger ausstarben, wurde Kalsmund an den Dynasten Philipp von Falkenstein verpfändet. Später ging die Burg in mehrere Theile, und auch die Stadt Wetzlar besaß eine Hälfte davon; die andere Hälfte übernahm Hessen im Jahre 1536 zugleich mit der Schutzgerechtigkeit über Wetzlar. Seitdem verblieb es dabei, bis im Jahre 1803 die Hessische Schutzgerechtigkeit aufgehoben wurde, und Kalsmund völlig in den Besitz der Stadt Wetzlar überging.

220.

Greifenstein.

Vier Stunden von Wetzlar gegen Nordwesten, am östlichen Abhange des rauhen Westerwaldes, liegt in der Herrschaft Greifenstein auf einem hohen Berge der Flecken und das zerstörte Schloß Greifenstein.

Die aus 23 Dörfern und 4 Höfen bestehende, dem Fürstenhause Solms = Braunfels gehörige, genannte Herrschaft ist von Nassauischem, Hessen-Darmstädtischem, Solms-Braunfelsischem und Solms = Hohensolmsischem Gebiete umschlossen und ihr Hauptort der gedachte Flecken von 100 Häusern mit einer Burgruine, einer Kirche, einem Amthause, einem Pfarr- und einem Schulhause mit 527 meistentheils evangelischen Einwohnern. Von dem Schlosse, dessen Geschichte wir im Nachfolgenden erzählen, sind nur noch einige starre Mauerreste und zwei wohl erhaltene Thürme, welche der Vergänglichkeit getrotzt haben, vorhanden. Der eine dieser ehemaligen Thürme enthält eine Uhr und drei Glocken, wovon die größte folgende Inschrift hat:

Ich geb einen guten Klang
Und ziere den Gesang;
Wenn man mich ziehen thut,
Geb ich guten Muth,
Daß man eil,
Gott zu Ehren,
Sein Wort zu hören,
Den Glauben zu mehren,
Und uns zu bekehren.

Die zweite dieser von Guido Monginot im Jahre 1665 gegossenen Glocken hat die Inschrift:

Der Hochgeborne Graf und Herr Wilhelm Moriz frei,
Ließ gießen herrlich unserer Schwestern drei.

Außer der Schloßruine ist sehenswerth die Roßmühle, ein rundes, ganz von Stein aufgeführtes, oben im Gewölbe mit einer runden Oeffnung versehenes, unterirdisches Gebäude, in welchem man in den Zeiten des Faustrechts und bei Belagerungen der Burg das Getraide durch Rosse zu mahlen pflegte. Noch sehenswerther aber ist die dasige, in den Jahren 1683 — 94 erbaute, mit vielen Gypsfiguren überladene, schöne Kirche, bei welcher das Merkwürdigste ist, daß sie auf einer andern unterirdischen, mit 14 Säulen und mehreren Epitaphien versehenen Kirche ruht, welche letztere vom Grafen Wilhelm I. von Solms-Greifenstein im Jahre 1618 erbaut und von ihm zur Todtengruft für die Gräfliche Solms-Greifensteinische Familie bestimmt wurde.

Die Herrschaft Greifenstein, zu welcher noch in frühern Zeiten das auf dem Westerwalde 2 Stunden von Herborn gelegene

und aus 8 Dörfern bestehende Kirchspiel Driedorf gehörte, hatte bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts ihre eigene Herren, welche zu den mächtigsten und reichsten der Umgegend gehörten. Ihre Dynasten theilten sich in zwei Linien, in die Greifensteinische und Lichtensteinische, letztere so benannt von einem 1½ Stunde von Greifenstein auf einem Berge gelegenen, aber zerstörten Schlosse.

Wie öfters große Reiche sowohl, als kleine Herrschaften eine Beute des Mächtigern wurden, so erfuhren dieses auch die Herrschaften Greifenstein und Lichtenstein. Anfänglich verloren sie durch Verkauf einen Theil ihres Gebietes; so verkaufte z. B. der Dynaste Gerhard von Greifenstein im Jahre 1316 seinen Antheil an der Stadt und dem Gerichte Driedorf an den Grafen Emich von Nassau-Hadamar für 250 Mark Pfennige. Greifenstein und Lichtenstein hingegen wurden bereits im Jahre 1280 eine Beute des Grafen Otto von Nassau-Dillenburg und des Grafen Heinrich zu Solms-Burgsolms, genannt Spanheim, welche mit vereinten Kräften diese beiden Burgen feindlich angriffen, solche eroberten und zerstörten, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die Dynasten derselben in dem Streite zwischen Kaiser Adolph von Nassau und Albrecht I. von Oestreich auf die Seite des letztern getreten waren.

Die Burg Greifenstein scheint aber nach dieser Zerstörung wieder aufgebaut worden zu seyn und indeß zum Raubschloß gedient zu haben, weil sie ums Jahr 1260 von den vier Wetterauischen Reichsstädten, Wetzlar, Friedberg, Frankfurt und Gelnhausen abermals eingenommen und zerstört wurde. Der Dynaste Kraft von Greifenstein, welchen dieses Loos getroffen hatte, stellte im Jahre 1301 einen im städtischen Archive zu Wetzlar befindlichen Revers aus, diese Zerstörung seines Schlosses an Wetzlar und den drei übrigen Wetterauischen Reichsstädten nicht rächen zu wollen.

Unvermögend, dem fernern Andrange seiner benachbarten Feinde länger zu widerstehen, trug Kraft von Greifenstein dem Könige Albrecht I. seine zerstörte Burg Greifenstein zum Erblehen auf, um nur Sicherheit und Ruhe in einer solchen Bedrängniß zu finden. König Albrecht hingegen belehnte im Jahre 1300 gedachten Kraft von Greifenstein und seine Erben beiderlei Geschlechts, in einer zu Ulm gegebenen Urkunde, mit dem genannten Berge Greifenstein, erlaubte ihm auch die Burg wieder aufzubauen und ernannte ihn und seine Erben zu Reichsburggrafen,

und in einer weitern im Jahre 1305 zu Frankfurt gegebenen Urkunde bestätigt König Albrecht diese Belehnung.

So wurde die Herrschaft Greifenstein zu einem Burggrafthum erhoben, aber Kraft war außer Staude, seine Burg wieder aufzubauen.

Die Greifensteinische Linie verlosch wahrscheinlich mit dem Dynasten Gerhard im Jahre 1326 und die Lichtensteinische vermuthlich ums Jahr 1357. Zwar kommen noch in den folgenden Jahrzehnten ein Friedrich von Greifenstein, welcher in der, im Jahre 1386 von 1400 Schweizern und 6000 Oesterreichern gelieferten Schlacht bei Sempach geblieben ist, und ein Henne von Greifenstein vor, doch scheinen diese Herrn zu den adelichen Familien von Greifenstein in Schlesien oder Nieder-Oesterreich gehört zu haben. Nach dem Jahre 1357 findet man keine Spur mehr von unsern Greifensteinern.

Der Abtretung der Burg Greifenstein an König Albrecht ungeachtet suchten die Grafen von Nassau ihre Absichten auf diese Burg bei jeder Gelegenheit zu erreichen und den König Albrecht dahin zu vermögen, ihnen einige Pertinenz-Stücke dieser Herrschaft, gegen zu erweisende Gefälligkeiten einzuräumen. So wurden z. B. die Grafen Otto und seine Söhne von Nassau-Dillenburg im Jahre 1301 vom Könige Albrecht, gegen eine Belohnung von 1200 Mark Cölnisch, zu Reichshülfsgenossen angenommen und erhielten von dieser Summe für 400 Mark 30 Mark jährlicher Einkünfte von Greifenstein als Unterpfand, jedoch mit der Bedingung, die Burg nicht wieder aufzubauen. Die Urkunde hierüber ist datirt vom 27. August 1301 aus dem Lager vor Bingen, welches König Albrecht, im Kriege gegen die Rheinischen Churfürsten wegen der Rheinzölle damals belagerte.

Im Jahre 1325 schoß Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg dem Könige Friederich 3000 Mark vor, und erhielt Greifenstein als Pfandlehen mit der Erlaubniß, die Burg wieder aufzubauen.

Ueber hundert Jahre blieb die Burg Greifenstein ein Zankapfel zwischen Nassau und Solms; Letzteres wollte die Burg wieder aufbauen, aber König Wenzel verbot es von Eger aus. Graf Johann von Solms ließ indeß kein Mittel unversucht, seinen Endzweck in Aufbauung der Burg zu erreichen. Mit Hülfe des Grafen Ruprecht von Nassau-Merenberg, des Kaisers Adolpb Enkel, führte er in den Jahren 1384 — 1391 dieselbe wieder

auf, obgleich die benachbarten Grafen von Nassau-Beilstein dem Bau alle nur mögliche Hindernisse in den Weg legten. Beide Grafen bewohnten auch das Schloß gemeinschaftlich.

Nach dem Tode des Grafen Ruprecht von Nassau nahm dessen Schwiegersohn, Graf Dietrich von Katzenellenbogen, im Namen seiner Gemahlin Anna, von seinem Greifensteinischen Antheile Besitz; beide überließen aber denselben mit ihrem Sohne Johann im Jahre 1391 an den Grafen Johann von Solms und thaten auf alle fernere Ansprüche Verzicht. Dieser Verzichtleistung ungeachtet suchten, nach dem Absterben des jungen Grafen Johann von Katzenellenbogen, dessen beide Schwestern, von denen die eine an den Grafen von Ehrenfels, die andere aber an den Grafen von Wittgenstein vermählt war, ihre Ansprüche auf Greifenstein wieder geltend zu machen. Gegen eine Summe von 4000 fl. traten aber auch diese beide Familien ihr Recht auf Greifenstein an Johann von Solms ab und leisteten auf alle fernern Ansprüche Verzicht.

Das Solmsische Haus blieb also, alles Wiederspruchs von Nassau ungeachtet, im Besitz der Burg und der Herrschaft Greifenstein. In den Theilungsverträgen von 1420 — 1436 erhielt Bernhard II., jüngerer Stammvater der blühenden Linie Solms-Braunfels, unter mehrern andern Besitzungen auch das Schloß und die Herrschaft Greifenstein zu seinem Antheil. Otto, sein Nachfolger, setzte im Jahre 1479 die Bauten im Schlosse Greifenstein zwar fort, brachte sie aber wegen seines zu frühen Ablebens nicht zu Stande. In der Theilung, welche die drei Brüder, Otto, Albrecht und Wilhelm, Söhne des Grafen Conrad von Solms-Braunfels, im Jahre 1602 mit den väterlichen Landen vornahmen, erhielt Wilhelm, unter andern Besitzungen, auch die Herrschaft und das Schloß Greifenstein zu seinem Antheil, und schlug auch seinen Wohnsitz daselbst auf. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Wilhelm II. und diesem dessen Sohn Wilhelm Moriz, welcher, nach dem im Jahre 1693 erfolgten Ableben des Grafen Heinrich zu Solms-Braunfels, Inhaber der sämmtlichen Bernhardischen Lande wurde, auch seinen Sitz nach Braunfels verlegte und so die Burg Greifenstein ihrem Schicksale überließ. Seit dieser Zeit ist diese Herrschaft Greifenstein ein integrirender Theil des Fürstenthums Solms-Braunfels.

Jetzt erblicken wir von dieser, ehemals geschichtlich merkwür-

digen Burg Greifenstein nichts weiter, als ihre Trümmer, und außer diesen noch die beiden vorhin erwähnten Thürme, welche dem Zahne der Zeit wiederstanden haben. Noch während des dreißigjährigen Kriegs und später muß das Schloß sehr fest gewesen seyn, denn es hat sich aus jener Zeit bis jetzt folgende Sage über seine Festigkeit im Munde des Volks und in Geschichtsbüchern erhalten:

Als der französische Feldherr Türenne sein Lager bei Wetzlar und Hermannstein aufgeschlagen hatte, faßte er den Entschluß, das nur einige Stunden davon entfernte Schloß Greifenstein zu belagern und einzunehmen. Anfänglich näherte er sich der Burg mit einem starken Korps seiner Truppen aus einem Hinterhalte und suchte die Besatzung mit List zu überrumpeln; allein er täuschte sich in seinen Erwartungen. Graf Wilhelm II. von Solms-Greifenstein, welchem unter solchen Umständen Wachsamkeit zur Pflicht geworden war, empfing ihn von seiner Burg aus mit einem starken Kugelregen, zum Zeichen, daß er auf seinen Angriff gefaßt sey. Nach genauer Besichtigung der Burg berichtete Türenne an seinen Hof, daß er Greifenstein ohne eine lange Belagerung nicht nehmen könne, und erhielt von demselben die Weisung, seine Feindseligkeiten gegen das Schloß einzustellen, wovon er sogleich den Grafen Wilhelm in Kenntniß setzte. Dieser ließ hierauf Türenne zu einem Mittagsmahle einladen, bei welcher Gelegenheit er das Innere des Schlosses besah und sich über dessen Festigkeit sehr verwunderte. Nach aufgehobener Tafel bat ihn Wilhelm um die Gewährung einer Bitte, welche dahin ging, daß er auf dem Rückwege, und zwar an jedem Thore des Schlosses, einen Becher Wein zum Abschied mit ihm trinken möchte. Türenne versprach ihm seine Bitte zu gewähren, konnte sie aber wegen der Menge der Thore, (deren 20 gewesen seyn sollen) nicht erfüllen. Noch waren die Thore nicht alle durchschritten, als Türenne fühlte, schon zu sehr über den Durst getrunken zu haben. An dem Thore, wo er außer Stande war, ferner zu trinken, ließ hierauf Graf Wilhelm zum Andenken an diesen Rausch des französischen Feldherrn folgende Knittel-Verse anschlagen:

Greifenstein, du edles Haus,
Nüchtern hinein, trunken heraus.

Auf welche Art und Weise das Schloß Greifenstein, nach

diesem Zeitraume, in seinen gegenwärtigen traurigen Zustand versetzt worden, darüber schweigt die Geschichte. Abicht.

221.

Kloster Spanheim.

(B. II. S. 271).

Zu Anfange des 13. Jahrhunderts war die Klosterzucht auch in Spanheim so sehr gesunken, daß, wie schon früher erwähnt, das weibliche Kloster weggeschafft werden mußte. Die Mönche hatten zu jener Zeit die Gütergemeinschaft abgeschafft; jeder hatte sein eigenes Pekulium, wie in den Chorstiften. Dieses Unwesen dauerte durch zwei Jahrhunderte.

Im Jahre 1265 wurde die Pfarrkirche zu Spanheim durch den Erzbischof Werner von Mainz dem Kloster einverleibt und dem Abte das Patronat ertheilt.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde Willicho, Graf v. Westerburg, Abt von Spanheim. Dieser hatte sich frühzeitig schöne Kenntnisse erworben und dann die kriegerische Laufbahn angetreten; er fiel aber in eine tödtliche Krankheit. Von den Menschen bereits aufgegeben, suchte er Hülfe bei Gott, und gelobte nach wiederhergestellter Gesundheit sein Leben dem Himmel zu weihen. Sofort genaß er von seiner Krankheit, verwendete noch zwei Jahre zur Bestellung seiner irdischen Angelegenheiten und trat dann ins Kloster Spanheim, wo er nach acht Jahren Abt wurde und diese Würde 27 Jahre lang bekleidete. Zu seiner Zeit übergaben die Grafen von Spanheim ihre Burg dem Kloster zu Lehn.

Unter seinen Nachfolgern riß das liederliche Leben im Kloster immermehr ein, so daß an eine Rückkehr zur Ordnung gar nicht mehr zu denken war. Abt Bernhard hatte auf einem Provinzialkapitel sich eidlich vermessen, daß er, bei Verlust seiner Würde, binnen Jahresfrist die Disciplin im Kloster wiederherstellen wolle. Als er heimkam, erzählte er den Brüdern, was er geschworen und bat sie, der Vorschrift nachzukommen: den Mönchen aber

wollte diese Neuerung nicht einleuchten, er nahm also seine Zuflucht zu Strafmitteln, verbot den Mönchen das Herumschweifen und den Weibspersonen den Eintritt ins Kloster.

Innerhalb der Klostermauer befand sich ein Obstgarten. Als Bernhard eines Tages eine Anzahl Frauenzimmer mit den Mönchen unter einem Kirschbaum gelagert fand, griff er ergrimmt nach einem Beil und begann mit eigener Hand den Baum zu fällen. Sein Eifer war so groß, daß er die Zweige nicht sah: er stieß sich einen ins Auge und verlor dieses. Die Pfaffen lachten, die Bauern und Frauenzimmer verhöhnten ihn; um vor ihrem Spotte Ruhe zu haben, verließ er das Kloster und kehrte nur zu Zeiten dahin zurück. Die Mönche lebten nun ganz ohne Zucht und auch die erbauliche Anrede des Abts auf seinem Sterbebette vermochte nicht, sie zu bessern.

Als er todt war, zwang Graf Johann der letzte von Spanheim, die Mönche, einen gewissen Godelin von Kreuznach, der mit ihm nach Jerusalem gewesen, und sein erster Schreiber und Liebling war, zum Abte zu wählen. Gobelin war ein Schlaukopf und nicht blos in den gewöhnlichen Kenntnissen, sondern auch in der Alchemie und Medicin bewandert. „Mögt Ihr nun wollen oder nicht," sagte der Graf zu den Mönchen, „Ihr müßt ihn zum Abte wählen, denn Eure Zucht ist so verfallen, daß ein Mann wie Gobelin Euch Noth thut."

Gobelin kam selten ins Kloster; gewöhnlich hielt er sich in Trarbach bei dem Grafen auf, wo er ein eigenes Haus hatte, und sich und seine Leute theils vom Tische des Grafen, theils von den Einkünften des Klosters unterhielt. Dorthin nahm er auch sämmtliche Papiere des Klosters mit; die meisten kamen nie wieder zum Vorschein, weil Graf Johann sie wahrscheinlich besser zu benutzen verstand, als die Mönche. Auch einige kostbare Werke, welche die lustigen Pfaffen noch nicht verjubelt hatten, brachte Gobelin nach Trarbach.

Gobelin blieb bis an das Ende seines Lebens der Günstling seines Herrn; als dieser starb, hielten ihn die Erben (Pfalz und Baden) wegen gewisser Dunkelheiten im Testamente des Grafen zu Winterburg in der Schenke ein Jahr in ehrbarer Gefangenschaft. Auch hier siegte seine Klugheit, die er schon früher, bei mehr als einer Gelegenheit, vor dem Konzilium zu Basel bewiesen hatte. Er starb in hohem Alter.

Zu Zeiten des Abtes Konrad war das Kloster so tief ge-

gesunken, und so arm geworden, daß nur noch der Abt und ein Mönch sich darin befanden. Eines Tages hatte Conrad den Klosterteich ausfischen und die lebendigen Fische in einen Kasten sperren lassen. Damit dieselben nicht während der Nacht von den Bauern gestohlen würden, ging er um die Mitternachtsstunde allein mit einem Knittel hinaus, um die Fische zu bewachen. Da geschah es, daß der Teufel ihn mit gespenstischen Erscheinungen schreckte; ein Schauder bemächtigte sich seiner, er wurde krank und starb wenige Tage darauf. Im Uebrigen war er ein thätiger Mann, liebte die Weiber und hinterließ Söhne und Töchter. — Sein Nachfolger war Udalrich, der sich öffentliche Beischläferinnen hielt.

Als endlich die Reform des Klosters stattfinden sollte, war Alles im höchsten Grade verpfändet und verschuldet. Die neuen Mönche fanden nichts als die bitterste Armuth. Die alten Mönche, welche sich der Reform nicht unterwerfen wollten, wurden fortgejagt. Einer derselben erhielt auf seine Bitte Gnade und wurde wieder aufgenommen; er erspähte die Gelegenheit und entfloh. — Nach geraumer Zeit kam er Nachts in die Zellen der Mönche, nahm was ihm gefiel, und drohte denen, die ihn hindern wollten, mit dem Tode. In einer andern Nacht schlich er sich mit einem Schwerte hinein, glaubte einen der Mönche, die er am meisten haßte, in den Kopf zu treffen, verwundete ihn aber nur am Fuße. Der Verwundete schrie laut auf und der Uebelthäter entfloh.

Später, nach der Ernte, steckte er die Klosterscheune in Brand, raubte ein Pferd aus dem Stalle und entwich damit ins Kloster zu Hornbach. Dort als Gast aufgenommen, bestahl er die Kirche und das in derselben niedergelegte Privateigenthum. Man setzte ihn fest bei Wasser und Brot; als er aber sich aufs Bitten legte, und den Werth des Gestohlenen und die Kosten bezahlte, ließ der Abt Colnhausen von Spanheim ihn in Freiheit setzen und nahm ihn wieder auf. Noch einmal entfloh er, beging Schandthat auf Schandthat, wurde wieder aufgefangen und ins Kloster Spanheim für immer eingesperrt.

So war das Leben in Spanheim beschaffen, als Johannes Tritheim die Abtei erhielt, und durch seine Persönlichkeit das Kloster zu Ruhm und Ehre brachte, (B. II. S. 138). Nicht lange nach seinem Tode traten die Wirkungen der Reformation auch hier ins Leben. Der Abt Spira vermählte sich mit Beatrix, der Aebtissin des Cisterzienser-Klosters bei Brauweiler. Er

übergab die Abtei gegen ein Jahrgehalt an Pfalz und Baden, und wurde erster protestantischer Prediger daselbst. Im Jahre 1622 setzten die Spanier einige kölnische Geistliche hinein, die wiederum von den Schweden fortgewiesen wurden. Im Jahre 1687 gaben die Franzosen das berühmte Kloster dem Benediktiner-Orden zurück, und so blieb es bis zu seiner Aufhebung in neuester Zeit. Die von Johannes Tritheim gesammelte kostbare Bibliothek wurde allmählig zerstreut.

Ein Theil der Abtei und der Kirche ist noch zu sehen. —

222.

Balduin, Erzbischof von Trier.

Schon öfter erwähnten wir in diesen Blättern des großen Erzbischofs Balduin von Trier, eines Prälaten, der unstreitig zu den einsichtsvollsten und kräftigsten Fürsten seiner Zeit gehörte. Er vereinigte in sich den Fürsten und den frommen geistlichen Vater, den Gelehrten und den Krieger, und besaß mithin Eigenschaften, wie sie selten zusammen gefunden werden.

Balduin stammte aus dem Hause Luxemburg, studirte in Paris und hatte eben das 23ste Jahr erreicht, als der Papst Clemens ihn nach Poitou rief und zum Erzbischof von Trier weihte (1308.) Schon seine ersten Geschäfte in dieser Würde waren von Wichtigkeit: er regulirte seine Verhältnisse mit der ziemlich unabhängigen Stadt Trier oder versuchte vielmehr ihren Rechten engere Grenzen anzuweisen. Dann erfolgte die Zusammenkunft in Rense Behufs der deutschen Königswahl, die auf Balduins ältern Bruder, Heinrich von Luxemburg fiel (B. II. S. 77.) Balduin hatte nicht nur diese Wahl unterstützt, sondern stand auch dem neuen Könige in seinen politischen Beziehungen kräftig zur Seite. Als die nöthigsten Reichsgeschäfte beseitigt, die Asche der Vorgänger geehrt, die Mörder Albrechts von Oesterreich gestraft waren, rüstete man sich zum Zuge nach Italien. Balduin brachte großes Geld zusammen, zog mit seinem Bruder über Bern, Lausanne, Genf, Chambery über die savoyischen Alpen. Wie

im Triumphe ging der Zug durch Susa, Turin und Asti, und Mailand öffnete seine Thore. Die eiserne Krone des lombardischen Reichs war nicht aufzufinden; er wurde daher eine neue verfertigt und Heinrich mit aller Pracht fast zu derselben Zeit gekrönt, wo seinem Sohne Johann bei Prag vom Erzbischofe von Mainz die Krone aufs Haupt gesetzt wurde.

In dem Kampfe gegen Guido della Torre zu Mailand, bei der Belagerung und Einnahme von Brescia zeigte Balduin die ersten Feldherrn-Talente, mußte aber erleben, daß sein Bruder Walram, von einem Pfeile der Belagerten getroffen, den Tod fand. Dann zogen die Brüder in Genua ein, wo Heinrichs treffliche Gemahlin Margaretha starb. Ferner ging der Kriegszug durch das pisanische, lucchesische und toskanische Gebiet und endlich sah das zitternde Rom den siegreichen König in seiner Mitte. Heinrich übergab hier dem Erzbischof die Städte Boppard und Ober-Wesel zum Unterpfand. Es fehlte in Rom nicht an Gelegenheit zu mancher Waffenthat, wobei ein Bischof und ein Abt im deutschen Heere ritterlich fechtend den Tod fanden.

Heinrich hatte die römische Kaiserkrone empfangen und rückte nun vor die Stadt Florenz, mußte aber die Belagerung mit Schaden aufheben.

Im März des Jahres 1313 schiffte Balduin sich ein, um in Deutschland neue Hülfe zu holen. Er sah indessen seinen Bruder nicht wieder, weil derselbe bald darauf bei Siena sein Leben beschloß. Auch nach dem Tode desselben fuhr er fort, mit mächtiger Hand in die Angelegenheiten des deutschen Reichs einzugreifen und dabei jede Gelegenheit zur Vergrößerung seines Erzstifts zu benutzen. Er legte in seinem Lande neue Straßen und Brücken an; zog mit dem Erzbischof von Mainz seinem Neffen Johann zu Hülfe; focht in der Schlacht bei Esling für Ludwig den Baier und führte dem, von allem Unterhalt entblößten Heere desselben bei Speier frische Truppen und Lebensmittel zu. Nicht minder gewann er die rheinischen Städte und Fürsten für Ludwig den Baier, wofür er von diesem neue Verpfändungen erhielt; auch kaufte er für die vom Kaiser empfangenen Kriegskosten mehrere Besitzungen. Dem Grafen Wilhelm von Jülich, welcher zu ihm geflohen war, half er gegen das Erzstift Köln; der Stadt Köln gegen den Erzbischof Heinrich. Hier, wie in dem Streit mit dem Bischof von Straßburg erwarb er Geld und Land und versöhnte endlich die Kölner mit ihrem Bi-

schof. Dann stand er bei Ludwig dem Baier gegen Leopold von Oesterreich, und bewog diesen dadurch, sich ohne eine Kriegsthat zurückzuziehen.

Der Ruf von der Weisheit und Tapferkeit Balduins hatte sich so verbreitet, daß er, als er noch mit seinem Heerhaufen bei Straßburg stand, von dem Domkapitel in Mainz zum Nachfolger des eben gestorbenen Erzbischofs erwählt wurde. Er verwies die Sache an den Papst und an den Kaiser, und als statt seiner ein Anderer eingesetzt wurde, ehrte er diesen in aller Weise als ein edler Mann.

Balduin führte jetzt Krieg gegen die ihm feindlich gesinnten Grafen auf dem Hundsrück und im Lahngau, gegen Rudolph von Baiern, Nassau, die Spanheim und Westerburg, bei welcher Gelegenheit er der Gräfin von Spanheim-Kastelaun, die ihm bittend mit ihren Kindern entgegentrat, Verzeihung gewährte und die Fehde ruhen ließ. Mit den Böhmen belagerte er die Stadt Metz, welche sich gegen Ludwig den Baier erklärt hatte, konnte sie zwar nicht erobern, nahm aber eine große Snmme Geldes mit hinweg. Dann wurden eine Menge Schlösser erobert und dem Erzstift unterworfen. Dem Erzbischof von Mainz half Balduin in einer Lehnstreitigkeit mit Hessen die Stadt Gießen einnehmen. Hierauf unterwarf er sich die Stadt **Boppard** (B. II. S. 87.)

So lange hatte das Glück ihm mit vieler Beharrlichkeit zur Seite gestanden. Nun aber neckte es ihn auf eine wunderliche Weise; indem es ihn (1328) in die Gefangenschaft einer Frau, der Gräfin Laurette von Spanheim gerathen ließ (III. 66).

Noch einmal schlug Balduin das Erzstift von Mainz aus, verwaltete es aber drei Jahre lang mit Kraft und Würde. Als Administrator von Worms und Speier zeichnete er sich nicht minder aus; er beseitigte die Unruhen in Fulda und setzte die verjagten Mönche wieder ein. Eine Großmuth seltener Art zeigte er in der von den Trierschen Dynasten Elz, Ehrenberg, Waldeck und Schöneck, die seine Macht zu schwächen gedachten, gegen ihn erhobenen Fehde. Nachdem er ihnen ihre Schlösser weggenommen, baute er am Flüßchen Elz das nach seinem Namen genannte Schloß **Baldenelz**, und setzte seinen Hauptfeind Elz als Burggrafen hinein. — Inzwischen war Ludwig der Baier aus Italien zurückgekehrt. Balduin traf in Nürnberg mit ihm zu-

sammen und erlangte von ihm die Verleihung oder Bestätigung mehrerer für das Erzstift Trier wichtiger Gerechtsame.

Nach dem Kriege gegen Erfurt wandte Balduin sich zu den innern Angelegenheiten seines Stifts und berief eine Synode nach Trier. In diese Zeit fällt die Gründung des Liebfrauen-Stifts zu Oberwesel, der Verein der sieben Fürsten zu Rense zu Gunsten des Kaisers Ludwig gegen den Papst (B. II. S. 77), der Besuch König Eduards von England und dessen Verpfändung seiner Krone an Balduin, die Anerkennung der Trierschen Lehns-herrlichkeit durch die Grafen von Sayn u. s. w. Balduin kämpfte glücklich gegen die Wildgrafen und den Herzog von Lothringen, schloß ein ehrenvolles Bündniß mit dem Könige von Frankreich, baute (1341) die treffliche und starke Moselbrücke zu Koblenz und gewann die Stadt Limburg mit ihrem Gebiet jenseits des Rheins für das Erzstift.

Als der Bannfluch über Ludwig den Baier ausgesprochen war, durfte Balduin nicht länger sein Freund bleiben. Er zeigte ihm dieß an, indem er ihm sein Leidwesen zu erkennen gab, bewirkte dann, daß sein Großneffe, Karl von Böhmen und Luxemburg, zum Kaiser gewählt wurde (1346) und gewann dabei neue Besitzungen. Aber noch nicht alle Stimmen waren für Karl IV. als Ludwig starb. Balduin wurde zum Reichsverweser ernannt, wirkte als solcher kräftig gegen den Grafen Günther von Schwarzburg und vergaß nicht sein Erzstift dabei zu vergrößern. Er steuerte dem Unfuge der Flagellanten, schützte die Juden gegen die grausamen Verfolger in Boppard und Ober-Wesel und stillte die Bewegungen in der Stadt Trier, die sich gegen ihn erheben wollte.

So hatte Balduin ein ruhmvolles Alter erreicht. Er wünschte nach einem so thatenreichen Leben Ruhe und nähern Umgang mit Gott, versöhnte sich mit allen seinen Feinden (1350), bestellte einen Verweser seines Amts, und zog sich in die von ihm gestiftete Triersche Karthause zurück, wo er sich ganz der strengen Lebensweise der übrigen Ordensbrüder unterwarf.

Wohl wäre ihm die Ruhe zu gönnen gewesen: allein er sollte sie nicht lange genießen. Seine Feinde beschlossen seine Zurückgezogenheit zu benutzen. Jakob, Herr von Moncler, Rheingrafenstein und Eildingen, versprach mit seinem Sohn sich an die Spitze der unruhigen Trierer zu stellen und ihre Sache gegen Balduin zu führen. Das Vorhaben kam jedoch zu früh an den Tag:

der ältere Jakob wurde verhaftet, aber bald auf Bitte seiner Freunde gegen eine Kaution losgelassen. Inzwischen durchzog sein Sohn das Erzstift sengend und brennend.

Als der Frühling herbeikam, verließ Balduin die Karthause, stand nach alter gewohnter Weise im Felde und rückte mit allem Belagerungszeug vor die starke Veste Moncler an der Saar. Die Mauern wurden tapfer vertheidigt und die Trierschen zurückgeschlagen: der Feldherr der letztern, Hartard von Schoneck, gab, von Steinen und Pfeilen verwundet, von der Hitze des Tages und dem Gewicht der Rüstung halb erstickt, fechtend den Geist auf.

Prachtvoll ließ Balduin seine Leichenfeier in St. Mathis begehen; dann verließ er seine Schaar und reiste hinab nach Koblenz wegen Geschäften mit Sayn und Berg. Rasch beendigte er sie und stand dann wieder vor Moncler, das er mit List zu erobern gedachte, da die Gewalt nichts half. Es war hier ein unwegsamer, mit Mauern und Thurm zum Theil befestigter Fels, und nur ein einziger Weg führte hinauf, auf welchem man zur Eroberung des Schlosses gelangen konnte. Balduin ließ Pfähle und Baumstämme mit Pech und andern brennbaren Stoffen bestreichen, den Felsen untergraben, die Stützen unter das Felsgewölbe stellen und in Brand stecken; als die Pfähle verbrannt waren, stürzte Thurm und Mauer krachend zusammen. Der Zugang zum Vorhofe des Schlosses stand nun über die Trümmer hinweg offen und zugleich war den Belagerten die einzige Quelle abgeschnitten. Noch immer ergaben sie sich nicht. In der Tiefe zwischen zwei hohen Felsen floß die Quelle in einen Graben; einer der Felsen war von Balduins Leuten besetzt; man hielt es für unmöglich, daß von dem andern gegenüber liegenden Felsen sich Jemand steil hinab im Angesicht der Wachen in die Tiefe wagen würde. Und doch geschah es. Die Belagerten gelangten auf unterirdischem Wege zu dem Wasser und die Hauptleute sahen mit Erstaunen ihre List vereitelt. Sie mußten die steilen überhängenden Felsen mit Leitern ersteigen lassen und blutige Kämpfe bestehen, um den Belagerten den Zugang zum Wasser wieder zu entreissen.

Von wüthendem Durst gepeinigt, hatte diese noch immer nicht Lust, sich zu ergeben: erst als Balduin auf hoher Felsenspitze vor Aller Angesicht einen Galgen errichten ließ, um damit anzudeuten, daß bei längerem Widerstande keine Gnade zu hof-

fen sey, ergaben sich die Belagerten und erhielten freien Abzug mit Allem, was sie tragen konnten.

Noch nie hatte Balduin vor einer Veste so lange gelegen. Er hielt nunmehr einen glänzenden Einzug, feierte mit großer Freude das Christfest und las eine prächtige Messe. Dann ließ er die Burg vom Grund aus zerstören und gegenüber auf Trierschem Gebiet das Schloß Sarrenstein aufführen. Das Thor von Moncler aber nahm Balduin zum Andenken mit in den erzbischöflichen Palast zu Trier, wo es noch im sechszehnten Jahrhundert zu sehen war.

Aller glänzenden Thaten Balduins ungeachtet, wüthete das Faustrecht in den Rhein- und Moselgegenden auf eine arge Weise. Es schien, als sey der kriegerische Erzbischof von dem Adel nicht mehr so gefürchtet, wie einst in den Tagen seiner Kraft; kein Reisender, kein Handelsmann konnte sicher seines Weges ziehen. Balduin wollte diesem Unwesen steuern, er eroberte eine Menge Raubschlösser, verbrannte sie und machte sie der Erde gleich.

Um diese Zeit lebte der große Freiherr, Ritter Gerlach Brunshorn auf seiner mächtigen Burg Beilstein kinderlos. Balduin verlangte vom Kaiser, daß bei dem Ableben des Ritters seine reichen Besitzungen, die man von der noch in ihren Ruinen stolzen Burg Beilstein dies- und jenseits der Mosel zum Theil übersehen konnte, an das Stift fallen möchten. Dies geschah und die Lehen wurden dem Geschlecht Winneburg, das auf seinem Schlosse Winneburg, deren Trümmer noch bei Cochheim zu sehen sind, in altem Ansehen lebte, übertragen. Kuno Gerlach war der erste, der sich Winneburg-Beilstein nannte; er ist der Anherr der Fürsten von Metternich-Winneburg.

Im Jahre 1354 erschien Balduin auf dem Reichstage zu Mainz zum leztenmal in allem seinem Glanze. Im prachtvollsten Priestergewande feierte er im Dom vor dem Kaiser und der ganzen zahlreichen Fürsten-Versammlung die Vesper, und erlangte abermals große Begünstigungen für das Erzstift, als: das Erzkanzelariat im Reiche Arelat und die erste Stimme im Kur-Vereine.

Im Februar 1354 kam Balduin nach Trier zurück und fühlte sich unwohl. Die Krankheit nahm zu und ehe noch der Monat zu Ende war, neigte der große Fürst des Abends um die Zeit, wo Tag und Nacht sich scheiden, sein Haupt. Er wurde zu Trier in St. Peter zur Erde bestattet; Kaiser Karl und viele

andere Fürsten wohnten dem Leichenbegängnisse bei. Zwei und siebenzig Jahre war er alt geworden, sechsundvierzig hatte er regiert; das Gedächtniß seines Namens hinterließ er in den drei von ihm erbauten Schlössern Baldeneck, Baldenelz und Baldenstein.

Listig und geschmeidig in Unterhandlungen, kühn und tapfer in den Fehden, stolz und gebieterisch gegen seine Feinde, großmüthig und belohnend gegen die, welche ihm wohlwollten; sparsam und pünktlich in seiner Verwaltung, aber prächtig und freigebig an seinem Hofe, hatte Balduin die meisten geistlichen Staaten am Rhein unter seine Herrschaft gebracht und sie ihren Nachbarn und Feinden furchtbar gemacht. Selbst auf hoher Schule gebildet, war er Verehrer und Kenner der Wissenschaften, versammelte ausgezeichnete Gelehrte seiner Zeit um sich und belohnte und ehrte sie. In der Einsamkeit der Karthause, dem strengen Leben sich hingebend, pflegte er in Gebet und Betrachtungen sich von der Erde emporzuschwingen zu dem, vor dem alle Erdengröße nur Staub ist. Dann übertraf er die Mönche in Pünktlichkeit und Ausdauer beim nächtlichen Gottesdienst. Eben so emsig war er in den Horen. Er verfertigte ein neues Brevier und las regelmäßig jeden Tag eine Messe. Er ordnete das Ritual der Kirche und theilte in der Karthäuser-Kirche an den bestimmten Festtagen den Mönchen den Leib Christi mit eigener Hand aus.

Als er in den ersten Jahren seiner bischöflichen Herrschaft die verfallene Kirchenzucht, das zügellose Leben der Geistlichen, und ihr Trachten nach irdischen Gütern bemerkte, ordnete er ein Provinzial-Conzilium zu Trier an und gab ein Gesetzbuch, das für jene Zeit voll Weisheit war. Gab es Gerechtigkeit zu handhaben, so verfuhr er ohne Ansehen der Person. Sein Stiefbruder, aus gemeinem Stande geboren, hatte sein Weib getödtet. Balduin strafte ohne Barmherzigkeit, indem er ihn eines schrecklichen Todes sterben ließ. Friedrich, Herr von Neumagen, hatte auf der Mosel die schifffahrttreibenden Kaufleute beraubt: als Balduin erfuhr, daß er sich in Trier aufhielt, ließ er ihn nicht aus der Stadt, als bis er den Raub bei Heller und Pfennig erstattet hatte. Er hörte Jeden, der eine Klage anzubringen hatte, schützte den Armen und war freundlich, ohne je seiner Würde etwas zu vergeben. Zur Zeit einer Hungersnoth gab er das Getraide aus seinen Magazinen unentgeltlich her, mit dem Bedinge,

daß, wenn Jeder an der nachfolgenden Ernte übrig hätte, er nach Vermögen das Empfangene in Natur zurückgeben solle. Die Wichtigkeit geordneter Archive erkennend, ließ er sämmtliche Urkunden in mehreren Abschriften in der Kathedral-Kirche, in dem Palatium und im Gerichtshofe verwahren.

Balduin hatte sich sein ganzes Leben lang als einen tapfern Kriegsfürsten gezeigt, dabei aber oft bewiesen, daß er den Krieg nicht immer um des Krieges willen führe. Wohl mag er, wie dies auch andern glücklichen Heerführern geht, die Gewaltthat nicht immer vom Recht unterschieden haben, auch würde sein Ruhm reiner seyn, wenn er nicht das durch den Krieg Erworbene gewöhnlich zur Vergrößerung des Erzstifts und seiner eigenen Macht angewendet hätte.

Balduin besaß noch als Greis eine edle Gestalt und würdevolle Haltung. Er war von mittler Statur und regelmäßigem Wuchs; sein Gesicht voll und schön, Haupt- und Barthaar röthlich und kraus. Die erhabene Stirne bekundete Reife und Schärfe des Urtheils; seine Augen waren hell und leuchtend, jedoch, wie bei dem ganzen Luxemburgischen Stamm, kurzsichtig. Ein starker Nacken, breite Schultern und Brust, kräftige Glieder zeugten von der Stärke und Gewandtheit, womit er einst in den Tagen der Jugend einen auf ihn zusprengenden Reiter mit seinem Pferde zu Boden stürzte. Balduin war der Stifter des Kur-Vereins zu Rense (B. II. 77), und gab sich in einer Urkunde von 1314 zuerst den Titel **Kurfürst**.

223.

Andernach.

(B. I. S. 90.)

Andernach lehnt mit seinen alten ehrwürdigen Mauern und Thürmen sich links an eine Felsenwand, während rechts steile Felsen, mit Weinreben und Laubholz bedeckt, das Thal umschließen, das eine höchst angenehme Aussicht auf den Rhein gewährt.

Wie schon früher gesagt, geht die Geschichte Andernachs in das graue Alterthum zurück; die Sage will sogar, Andernach sey nach Trier die älteste Stadt in Deutschland und ihr Name sey aus den Worten: die Andre darnach entstanden. Hier gründete Drusus wahrscheinlich eines seiner funfzig Kastelle, hier lebten und webten Römer und ein römischer Präfekt, hier wütheten in dem Aufstande des Claudius Civilis Schwert und Flammen, hier soll Constantin der Große den Adler seiner Legionen mit dem Kreuze vertauscht und die christliche Religion zur Staatsreligion seines Reichs erklärt haben; hier sengten und brannten die Franken und Alemannen, hier ging Attila's gewaltiger Zug nach den katalaunischen Ebenen vorüber. Auf den Trümmern des römischen Kastells hatten die fränkischen Merovinger ihren Königssitz; er soll an der Stelle des Malmedyer Hofes, jetzt ein Privat-Eigenthum, gestanden haben. In der Nähe desselben floß früher ein Arm des Rheins vorbei, so daß die Könige von ihren Fenstern aus sich mit dem Fischfange belustigen konnten. König Siegbert II. von Austrasien soll der von ihm gebauten Abtei Malmedy den Königshof geschenkt haben, woher derselbe, da hier ein Probst seinen Aufenthalt nahm, den Namen Malmedy-Hof erhielt.

Wie manche Greuel mag Andernach zu den Zeiten der Merovinger gesehen haben! Nach dem Sturze dieses abscheulichen Geschlechts und der Thronbesteigung der Karolinger, blieb Andernach mit seiner Pfalz noch immer ein Kammergut, und der Sage nach soll eine neue Burg in der Mitte der Stadt erbaut worden seyn. Andernach war damals der Hauptort des Mayen-Gaus.

Auf dem krummen Werthe bei Andernach war es, wo, in den Kämpfen der Söhne Ludwigs der Frommen, Lothar II., sein Bruder Karl uud sein Neffe Lothar, im Sommer 859 eine Zusammenkunft hielten. Bei Andernach war es, wo Karl der Kahle nach dem Tode seines Bruders Ludwig, von dessen Sohn Ludwig (am 8. Oktober 876) völlig geschlagen wurde. Der Sieger verweilte einige Zeit in der Stadt. Wenige Jahre später (882) wurde diese durch die Normannen verwüstet.

Der Dom in Andernach soll nach Einigen schon von Siegbert II., nach Andern von Ludwig dem Kinde (908) erbaut worden seyn; gewiß ist, daß der letztere diese Kirche zu der angegebenen Zeit dem Erzstifte Trier schenkte. Im Jahre 939 war

Andernach wieder ein Schauplatz des Krieges, indem König Otto I. hier seine Feinde und tapfersten Gegner, die Herzoge Eberhard und Giselbert angriff; ersterer fiel, mit Wunden bedeckt, letzterer wurde in den Rhein getrieben und fand dort seinen Tod. Als im Jahre 1074 Heinrich IV. rheinabwärts kam, um den Erzbischof Hanno von Köln zu strafen, weil dieser gegen die Kölner zu hart verfahren (I. 96), auch beschuldigt war, in landesverrätherischer Verbindung mit Wilhelm dem Eroberer zu stehen, erschien Henno selbst in Andernach, um sich vor dem Könige durch einen Eid von der Anklage zu reinigen. — Zu Anfang der zwölften Jahrhunderts erhielt Andernach durch den Erzbischof Friedrich I. von Köln Mauern, Bollwerke und Stadtrechte und war einer der wichtigsten Orte. Da es in geistlichen Angelegenheiten aber, wie schon gedacht, unter dem Erzstifte Trier stand, hieß es, „der Erzbischof von Trier sey Pfarrer in Andernach gewesen.“ Im Jahre 1114 brachten die Bürger zu Andernach, im Verein mit denen zu Köln, dem Kaiser Heinrich V., gegen den sie Partei ergriffen, unter ihren eigenen Mauern eine empfindliche Niederlage bei.

In den Jahren 1145 und 1147 hielt Konrad III. von Hohenstaufen in Andernach Hof, um theils den überhandnehmenden Räubereien am Rhein zu steuern, theils sich zum Kreuzzuge vorzubereiten. 1164 versammelte Philipp von Heinsberg, Verweser des Erzstifts Köln, bei Andernach ein Heer gegen den Pfalzgrafen Konrad von Hohenstaufen und Friedrich von Schwaben. Um diese Zeit fiel Andernach ganz an Köln, wenigstens erhielt der Erzbischof, Reinald von Dassel, für seine dem Kaiser geleisteten Dienste alle Gerechtsame eines Oberherrn; er schlug Münzen, hob den Zoll, hatte die Gewässer und Waldungen, worin die Einkünfte des Landesherrn bestanden und bestätigte die Scheffen.

Im Jahre 1171 reformirte Philipp von Heinsberg den Scheffenstuhl zu Andernach. Nach Heinrichs VI. Tode (1197) war die Stadt der Schauplatz mehrerer glänzenden Fürsten-Versammlungen, Behufs der Wahl eines neuen Reichsoberhaupts, in Folge dessen aber auch bald ein Schauplatz der Zerstörung. In den Kriegen Philipps von Schwaben gegen seine Widersacher wurde auch Andernach verheert, der größte Theil der Stadt eingeäschert und selbst die vordern Hauptthürme der Kirche in Ruinen verwandelt. Das jetzige Schiff und die Thürme am

Eingange wurden erst im zwölften Jahrhundert, wahrscheinlich gleich nach diesen Kämpfen, aufgeführt. Auch der alte Thurm an der Südseite des Thores mag bei diesem Brande nicht verschont geblieben seyn. Noch jetzt stößt man bei Neubauten auf unterirdische Reste der damaligen Stadt, die so groß gewesen seyn soll, daß, der Sage nach, das alte ehrwürdige Kreuz vor dem Koblenzer Thore auf dem Stadtmarkte gestanden hat. Die an der Südseite der Stadt gelegene Burg, die um diese Zeit ohne Zweifel schon stand und von der nur noch die gewaltigen Ruinen vorhanden sind, blieb wahrscheinlich ebenfalls nicht verschont. Die Grundmauer des noch erhaltenen runden, aus Quadern und Traßschichten gebauten Thurms ist 8 Fuß dick, die obere Mauer 5 Fuß; die Thür zür Wendeltreppe hat eine Oeffnung von 3 Fuß. Die äußere Traßmauer, welche den Graben einschloß, der von der Feldseite die Burg umgab, hat mehr als 3 Fuß Dicke und die Pfeiler, auf denen die Brücke ruhte, die ins Feld ging und grade dem schönen gothischen Thor, das aus dem geräumigen Vorhofe über eine Brücke ins Innere der Burg führte, gegenüberlag, hatte eine Dicke von 8 Fuß im Gevierte. Der innere Raum der Burg, welcher sich an die hier noch mit acht viereckigen, jetzt unbedeckten Thürmen versehene Stadtmauer anschließt, ist mehr denn 80 Fuß lang und 60 breit. Die Dicke der nach der Stadt gelegenen Hauptmauer des Gebäudes beträgt 4 Fuß. Ueber die Eintheilung und innere Einrichtung der Gemächer läßt sich nichts mehr bestimmen. Die Grundpfeiler der Burg haben eine Dicke von 14 Fuß. Ueber die Entstehung der Burg selbst, deren Theile sich aus verschiedenen Zeiten herschreiben, schweigt die Geschichte.

Im Jahre 1215 verweilte Kaiser Friedrich II. in Andernach. Um dieselbe Zeit predigten Johann von Xanten und Oliver von Köln das Kreuz. In den Jahren 1238 — 1261 war Andernach ein Waffenplatz der Erzbischöfe von Köln gegen ihre eigene Residenz. Ein mächtiges Heer wurde um die Mauern der Stadt versammelt und vierzehn Schiffe wurden ausgerüstet, um das widerspenstige Köln zu züchtigen. Von dem Ausgange dieses Kampfes ist bereits früher die Rede gewesen (I. 295). Im Jahre 1247 trat Andernach in den rheinischen Städtebund, 1249 stiftete die wohlhabende Stadt ihr Hospital und 1300 schloß man ein Bündniß mit den Städten Koblenz, Bonn, Boppard und Wesel.

Seit Andernach ganz unter dem Erzbischofe von Köln stand (1167), übte dieser alle Gerichtsbarkeit, belehnte den Schultheiß und die Scheffen. Der Scheffenstuhl der Stadt bestand aus ritterbürtigen und aus bürgerlichen Scheffen und wurde bis in spätere Zeiten ausnahmsweise das Rittergericht zu Andernach genannt. Seit 1383 bildeten die Scheffen eine eigene Brüderschaft Sie übten alle Art von Gerichtsbarkeit öffentlich und vor versammeltem Volke. Ein Scheffe durfte nicht buckligt, krumm, einäugig, lahm, taub, stammelnd, fallsüchtig, aussätzig oder mit einer häßlichen Krankheit behaftet seyn. — Die Verwaltung des Gemeindeguts, die Handhabung der Ordnung in der Stadt, die Aufsicht über die Betreibung der Gewerbe und des Handels, wie überhaupt die ganze Polizei, stand unter einem genossenschaftlichen Rathe, der sich unter sich wählte, und dessen Präses der Bürgermeister (Schultheiß) war.

Mit dem Entstehen der Innungen und Zünfte, im dreizehnten Jahrhundert, nahmen in Andernach, wie in mehreren andern oberrheinischen Städten, (Bacharach, Ober-Wesel ꝛc.) die sogenannten Nachbarschaften ihren Anfang. Die in einem Viertel der Stadt wohnenden Bürger traten in eine Genossenschaft zusammen, deren Glieder sich verpflichteten, sich unter einander mit Rath und That in Freud' und Leid beizustehen. Andernach hatte sechszehn solche Nachbarschaften, deren jede aus ihrer Mitte sich wieder einen Amtmann, Scheffen und Prokuratoren und Schreiber wählte, die oft die Streitigkeiten unter den Nachbarn schlichteten und über Alles, was die Genossenschaft betraf, ein Protokollbuch führten. Jeder Bürger mußte sich einer Nachbarschaft anschließen; wer sich nicht in die Beschlüsse derselben fügen wollte, wurde exkludirt und die Nachbarschaft durfte ihm weder in Feuer- noch in Wassersgefahr beistehen, bis er sich fügte und wieder aufgenommen wurde. Ein sogenanter Nachbar-Diener zeigte den Nachbarn an, wenn sie sich versammeln sollten und wenn Einer gestorben und zur Erde zu bestatten war. Außerdem hatte jede Nachbarschaft ihren eigenen Brunnenmeister, dem die Sorge für die Erhaltung des zum Bezirk gehörigen öffentlichen Brunnens übertragen war. Wenn Jemand in eine Nachbarschaft aufgenommen wurde, oder ein Amt in derselben erhielt, mußte er einen kleinen Schmaus geben. Zur Zeit der Fastnacht versammelten sich die Nachbarschaften, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, offene Aemter zu besetzen, Rechnung abzunehmen und die Ueber-

schüsse in behaglicher Lust zu verzehren. Die Nachbarschaft wählte aus ihrer Mitte acht Männer (die Achter), um die Gesellschaft, mithin die Bürgerschaft, überall, auch gegen den Magistrat zu vertreten. Diese Abgeordneten hatten auf dem Stadthause ihr eigenes Zimmer, das Achter-Kämmerchen. Schwere Strafen, sogar die Strafe der Ehrlosigkeit, trafen denjenigen, der durch Bestechung oder heimliches Werben zu einem Achter-Amte zu gelangen suchte. Jeder Achter hatte einen Schlüssel zum Archive und zur Stadtkasse; der Rath durfte ohne ihre Zustimmung weder Steuern erheben, noch Ausgaben vornehmen.

Der Erzbischof Heinrich von Virneburg (1303 — 1332) erwies den Andernachern mehrere Wohlthaten. Um den Verkehr zu beleben, verlegte er 1332 den, nach der Sitte des alten Meßhandels am Kloster Laach gehaltenen Bartholomäi-Markt nach Andernach; ein Markt, der außerordentlich besucht und seit den ältesten Zeiten in der Gegend berühmt war. Mit diesem Markte war auch das Recht eines Marktschiffes verbunden. Noch ist dieser Markt unter dem Namen Birnenkrautmarkt berühmt und von den Bewohnern der Gegend so lebhaft besucht, daß er einem Volksfeste gleicht.

Die Bedrückungen, welche Erzbischof Wilhelm von Gennep (1349 — 1362) sich gegen sein Land erlaubte, brachten zu Wege, daß Andernach sich mit mehreren benachbarten Grafen und mit den Städten Köln, Coblenz und Bonn verband (1359). Die Bürger von Andernach stürmten mit gewaffneter Hand die in der Stadt gelegene erzbischöfliche Burg und eroberten und zerstörten sie; rissen die Brücke nieder, die von der Burg nach dem Felde führte und schleiften das Zollhaus bei der Stadt. Der folgende Erzbischof, Adolph II. von der Mark gab der Stadt 5000 Gulden, um sie sich wieder zu befreunden; allein sie hielt auf ihrer Unabhängigkeit, hob ihren Zoll, eignete sich nach und nach des Erzbischofs Gerechtsame völlig zu und schloß neue Bündnisse. Erst im Jahre 1364 unter dem Erzbischofe Engelbert III. von der Mark kam ein Vergleich zu Stande, wodurch die Andernacher sich verpflichteten, den Schaden an der Burg und am Zollhause wiederherzustellen, der Erzbischof dagegen ihre Privilegien bestätigte.

Um diese Zeit wollten die Andernacher sich auch der geistlichen Herrschaft des Erzbischofs von Trier entziehen, unter dessen Diöcese sie, wie schon gesagt, gestanden. Als aber der mächtige

Kuno von Falkenstein mit bewaffneter Macht heranzog und die Stadt belagerte, besannen sich die Bürger, gelobten, auch ferner allen Diöcesen-Rechten des Erzstiftes Trier getreulich nachzuleben und zahlten 6000 Gulden Strafe. Nicht lange darauf zum Koadjutor des alterschwachen Engelbert ernannt, bändigte Kuno die stolzen Andernacher noch mehr, indem er wegen ihrer Widerspenstigkeit harte Strafen gegen sie verhängte und viele sogar für ewige Zeiten aus der Stadt verwies.

In der nächsten Zeit verhielt die Stadt sich ruhig und lebte ihren einträglichen Gewerben, so weit die Räubereien des Adels jener Zeit es zuließen. Um bei den mancherlei Fehden, in die das Erzstift gerieth, sich selbst nach Möglichkeit zu sichern, begannen die Andernacher im Jahre 1451 — zur Zeit einer furchtbaren Seuche — den stattlichen Wartthurm zu bauen; er wurde erst 1468 vollendet, erhob sich aber hoch über die Ringmauer hinaus, ein Zeichen des Wohlstandes der Bürger und eine Zierde der Stadt bis jetzt. Die Grundmauern, bis zum ersten Ringe, dem eigentlichen Wartthurme, der die Zinnen des Hauptthurms krönt, haben eine Dicke von 15 Fuß. Der Sage nach konnte man auf einem gewissen Punkte in der Mitte des Thurms Alles hören, was in der Gegend des alten Krahnen gesprochen wurde.

Als Ruprecht, Pfalzgraf bei Rhein, den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, hielt er, am 14. Mai 1463 seinen Einzug in Andernach, um die Huldigung zu empfangen. Vor der Stadt anlangend, fand er, nach altem Herkommen, die Thore geschlossen; er mußte mit seinem Gefolge absteigen und durch ein Nebenpförtchen an dem jetzt niedergerissenen Kölner-Thore in die Stadt gehen. Unter dem Thorgewölbe traten ihnen der Rath, die Ritterschaft, Scheffen und Bürgermeister mit der Frage entgegen: „Seyd Ihr da, den Bürgern den Herrn zu bringen und zu präsentiren mit dem großen Siegel, nach Gebrauch und Gewohnheit? „Die Domherrn antworteten Ja und überreichten dem Rathe die Ernennungs-Akte des Dom-Kapitels, deren Siegel untersucht und die Wort für Wort gelesen wurde. Der Rath wendete sich darauf an den Kurfürsten mit der Frage, ob er gekommen sey, die Stadt zu nehmen und die Huldigung zu empfangen. Als der Kurfürst ein lautes Ja vernehmen ließ, fragte der Rath weiter: ob er der Stadt ihre alten Rechte und Privilegien bestätige olle? und als dieß ebenfalls zugesagt wurde,

überkam der Bürgermeister zugleich die Bestätigungs-Urkunde, er laut vorlas.

Der Bürgermeister sprach hierauf dem Erzbischofe den der Stadt zu leistenden Eid vor, wonächst der Erzbischof mit seinem Gefolge sich entfernte. Die Thore wurden nun geöffnet und er hielt seinen Einzug. Der Abt des Klosters Laach, der Pfarrer, alle Priester, die Minnebrüder und die Franziskaner sowie die Schüler traten in Prozession voran; zu beiden Seiten der Straßen standen die Bürger gewappnet und geharnischt. Der Erzbischof mit den Domherrn schlossen sich an die Prozesion; hierauf folgten Bürgermeister und Rath, dann die gewappneten Bürger mit den Handbüchsen, dann die mit den Armbrüsten und die mit den Picken, zuletzt die gemeinen Bürger mit den Heer-Aexten und andern Gewehren, immer zwei und zwei neben einander. Vor der Burg angelangt, ließ der Erzbischof sich auf der Brücke auf einen Sessel nieder; die Bürger versammelten sich auf dem Burghofe und leisteten den Eid, jedoch erst, nachdem ihnen die Rathsherrn den Inhalt der Bestätigungs-Urkunde mitgetheilt hatten. Auf dieselbe Weise fanden in Andernach auch später die Huldigungen statt.

Ruprecht verwickelte sich in Krieg und Fehden, in Folge deren er Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, ins Erzstift zog. Dieser belagerte untern andern die Stadt Neuß durch elf Monate, ohne etwas ausrichten zu können. Die Andernacher, welche bei der Belagerung geholfen, zogen in ihre Heimath. Am dritten Tage Abends lagerten sie sich in der Thalebene bei Linz. Sorglos dem Schlafe hingegeben, wurden sie verrätherischer Weise plötzlich von den Linzern überfallen, die Viele tödeten und einen großen Theil des Lagers zur Beute machten. Seit dieser Zeit erhielten die Linzer von den Andernacher den Namen Todtschläger oder Todtenbeincher, und bis auf unsere Zeiten haben die Einwohner beider Städte nicht unter einander geheirathet. Die Linzer dagegen nannten die Andernacher spottweise Sieben- oder Langschläfer. Die Andernacher Bäcker bucken seitdem zum Andenken an jenes Unglück Semmeln in der Form eines Knochen und verkauften sie unter dem Namen Todtenbeincher.

Mit dem folgenden Erzbischof, Hermann IV. Landgrafen von Hessen hatten die Andernacher Zollstreitigkeiten. Aufgereizt, lehnten sie sich sowohl gegen ihn, als die Scheffen und den Rath

auf und unternahmen Handlungen, die auf Abschüttelung des erzbischöflichen Joches abzielten. Da rückte um Pfingsten 1496 der Erzbischof unvermuthet mit bedeutenden Streitkräften vor Andernach, besetzte Thore und Thürme und bemächtigte sich der Stadt. Eine Menge Bürger wurden gefänglich eingezogen und mußten bis zum September in den Gefängnissen schmachten, worauf sie durch bedeutende Summen sich loskauften. Dennoch wurden sie, nachdem sie Urfehde geschworen, und zwar nur auf besondere Fürbitte einiger benachbarten Städte, Grafen und Herrn, auf ewige Zeiten aus der Stadt verwiesen.

Im Jahre 1500 wurde die Wasserleitung angelegt, welche die Stadt mit Wasser versorgt. Die bleierne Röhre, die eine Viertelstunde vor der Stadt im sogenannten Brunnenhäuschen das Wasser empfängt, kostete mit Arbeitslohn 36000 Thaler kölnisch. Der Durchmesser der Hauptröhre beträgt 3 Zoll; durch dieselbe erhalten jetzt sieben Haupt- und zehn Nebenbrunnen ihr Wasser. Die Röhrenleitung zu den Nebenbrunnen wurde erst 1576 auf Kosten der Stadt unternommen.

Die beständigen Spannungen zwischen Rath und Bürgerschaft und der Vorwurf, den die letztere dem erstern machte, daß er mit Willkühr aller Art umgehe, brachten es dahin, daß der Erzbischof Hermann V. von Wied den Bürgern im Jahre 1522 die Wahl der schon oben erwähnten Achtermänner erlaubte, damit diese die Sache der Bürger vertheidigten.

Um das Jahr 1540 griff in Andernach die Reformation um sich; sie hatte jedoch ein sonderbares Schicksal. Als nämlich, meldet die Sage, an einem Sonntage der lutherische Prediger vor einer zahlreichen Versammlung in der Hauptkirche predigte, und das Feuer seiner Rede Alle hinriß, trat plötzlich ein ehrwürdiger Antoniter-Mönch in die Kirche, fiel vor dem Hochaltar auf die Knie nieder, und flehte mit lautem Gebet zum Himmel, die Bürger standhaft und fest beim alten katholischen Glauben zu erhalten.

Sein ehrwürdiger Anblick, sein lautes Gebet, mit der Stimme und dem Gefühl der Weihe gesprochen, machten einen solchen Eindruck auf die Versammlung, daß sie sich mit einem Male umgestimmt fühlte, den Prediger von der Kanzel jagte und diese niederriß. Die Kanzel, welche früher auf der linken Seite des Altars stand, wurde jetzt auf der rechten Seite desselben errichtet und zum Andenken an die Begebenheit der betende Mönch auf

dem letzten, größten der sieben Fußfälle auf der Landstraße nach Coblenz in Stein gehauen, wo er noch zu sehen ist. Die neue Lehre aber fand weiter keinen Eingang.

Andernach gewährte um jene Zeit von außen noch ganz den ernsten Anblick einer starken Festung. An der Nord-Rheinseite erhob sich kühn der starke runde Thurm mit Schießgraben und Wachthaus versehen, während an der Südseite ein festes, freistehendes gedecktes Bollwerk mit vier Eckenthürmchen, das sogenannte Zollhaus, mit dem Kurkölnischen Wappen versehen, aus starken Grundmauern emporstieg, und durch einen Bogen mit der Stadtmauer verbunden wurde. Zwischen dem Zollhause und dem Rhein-Thore oder der Kornpforte krönten noch zwei starke Thürmchen mit Ausfallspförtchen die rings mit Schießscharten versehene Ringmauer, auf der sich auch nordwärts vom Rhein-Thor noch ein starker runder Thurm befand. Breite Graben umgaben die ganze Stadt, mit Wasser versehen durch den aus dem Gebirge kommenden Schafbach, der hinter dem Zollhause wo er in den Rhein fällt, im Stadtgraben eine jetzt abgebrochene Mühle trieb. Die Südseite der Stadtmauer war durch einen starken viereckigen Thurm, das außerordentlich feste, mit starken Erkerzinnen versehene Burg-Thor und die erzbischöfliche Burg geschützt. Nach der Westseite schützten acht viereckige gedeckte Thürme und das Kirch-Thor, und nach der Nordseite zwei feste Thürme das Köln-Thor, nah an dem großen Wartthurme die Stadt. Alle diese Befestigungen wurden zur Zeit der dem Erzbisthum so verderblichen Truchsesschen Kriege (1577 — 1583) noch verstärkt und die Haupteingänge, das Kölnthor und die Kirchpforte vermauert, um bei einem Ueberfalle wenigstens an den schlecht zu vertheidigenden Plätzen gesichert zu seyn. Im Innern hatte die Stadt wenig Angenehmes: die Straßen waren eng und nur theilweise gepflastert, viele Häuser von Holz und mit Stroh gedeckt, ja an einigen bemerkte man die Abtritte noch auf offener Straße.

Im Jahre 1591 erschien ein Anführer von Freibeutern, Onophrius Tempel, aus Frankreich zurückkehrend, mit seiner Bande im Kurfürstenthum Trier und plünderte und verwüstete das Land. Seine Rotte bestand in etwa 800 Mann, theils Reitern, theils Fußgängern. Er kam bis zum Rheine und schickte sich an, bei Dreiß überzuschiffen; in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni zog er aber ganz still über den Cardener Berg und er-

schien, von Niemanden bemerkt, vor Andernach. In aller Stille wurden Sprengmaschinen an das Rhein-Thor und dessen Nebenpforten befestigt, um sich auf diese Weise Eingang in die Stadt zu verschaffen. Gegen drei Uhr Morgens hörte die Schildwache das Geräusch, erhielt aber auf ihr Zurufen die Antwort gut Freund. In demselben Augenblicke ging der Sprenger am großen Thore los, zerschlug Riegel und Ketten und machte ein bedeutendes Loch in das Thor selbst. Der Sprenger am kleinen Thore entzündete sich ebenfalls und zertrümmerte dasselbe, so daß die Feinde hineindringen konnten; nur das Gitterthor leistete noch Widerstand. Der Lärm hatte die Bürger geweckt und herbeigezogen; die Feinde wichen und lagerten sich bei St. Thomas, bis sie nach einigen Tagen weiter zogen. Der Sage nach zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ein Bäcker am meisten aus, indem er siedendes Wasser auf die Feinde goß und sie dadurch zum Abzuge nöthigte. Zum Andenken dieser That sollen die zwei Männer, angeblich Becker vorstellend, oben am innern Rhein-Thore in Stein gehauen worden seyn.

An den Leiden des 30jährigen Krieges und den in diese Zeit fallenden Hexen-Prozessen hatte auch Andernach seinen Theil. Im Trierschen wurden allein in wenigen Jahren 6500 Menschen wegen Zauberei angeklagt und hingerichtet; natürlich, daß Andernach sein Kontingent dazu lieferte. Das Archiv der Stadt ist reich an Hexen-Prozeßakten. Die Angeklagten gestanden unter der Folter Alles, was man zu wissen verlangte. Die Meisten sagten aus, sie seyen durch Armuth, Elend und häuslichen Verdruß niedergedrückt, den Anträgen des Teufels gefolgt, der in der Gestalt eines Soldaten, fechtenden Pfeifers, Reiters u. s. w. gewöhnlich in rother, schwarzer, brauner, auch wohl verschnitzelter Kleidung mit rothem, schwarzem, oder schwarz und weißem Federhute erschienen sey, sich Hans, Federhans, Federkiel oder Beelzebub genannt, und immer einen Bocksfuß gehabt habe. Der Böse gab ihnen Trost und Geld, das letztere verwandelte sich aber gewöhnlich in Pferde- oder andern Koth. Er trieb Unzucht mit ihnen, worauf sie dann unwillkührlich sich dem Teufel übergaben und Gott und seine Heiligen verleugneten.

So zum Bösen vorbereitet, führte ihnen der Teufel einen Bock, ein schwarzes Pferd, oder einen Besen zu, setzte sie auf die linke Seite desselben, und brachte sie zur Tanzversammlung, gewöhnlich beim alten Königsstuhle zu Rense. Hier war ge-

wöhnlich große Hexen-Gesellschaft und es ging lustig her. Man aß und trank und musicirte; als Instrumente bedienten sich die Pfeifer der Gerippe von Pferdeköpfen, und brachten darauf eine, beim Bärentanz übliche Musik hervor. Hatten die Tänzerinnen kein Geld bei sich, um die Spielleute zu honoriren, so mußten sie ihnen den Revers küssen.

Nach beendigtem Tanze gingen die Hexen mit dem Bösen zu Rathe, wie man Wetter, Krankheiten und Viehseuche machen, und die Feld- und Gartenfrüchte verderben wolle. Dann machte der Teufel es ihnen oft zum Gesetz, eine von dem Abendmahle mitzubringende Hostie mit Ruthen zu geißeln oder auf derselben herumzutanzen, zur Schmach des Erlösers und des christlichen Glaubens.

Die angeblichen Hexen bekannten auch, daß sie in einem eigenen Zaubertöpfchen eine Zauber-Materie oder Hexenschmiere gebraut hätten, die aus Korn- oder Apfelblüthe, einer geweihten Hostie, die sie aus der Kirche im Munde mitgenommen, und aus einem, von den Beinen ungetaufter Kinder gebrannten Pulver bestanden. Mit dieser Salbe hätte sie ihren Leib beschmiert, wenn sie zum Tanz gefahren; auch hätten sie damit alle ihre andern Zaubereien zuwege gebracht. — Durch diese Bekenntnisse wahrscheinlich sah sich der Kurfürst von Köln im Jahre 1630 veranlaßt, seinem Amtmann in Andernach aufzugeben, sich in dieser Stadt aller der Hexerei verdächtigen Personen zu bemächtigen, ganz besonders aber alle zur Hexerei dienenden Töpfe und Geräthschaften wegzunehmen.

Die Leiden des dreißigjährigen Krieges begannen am Niederrhein erst um das Jahr 1632. Der schwedische Feldmarschall von Baudis belagerte Andernach mit sechs Stück Geschütz und eroberte die Stadt in der Nacht vom 16. auf den 17. November. Alles, was sich bewaffnet zeigte, wurde niedergemacht, die Stadt den Soldaten preisgegeben und ausgeplündert. Dann ließ der feindliche Feldherr dieselbe durch Erdwälle und Schanzen neu befestigen, und setzte den Obersten Joseph, Grafen von Ranzow, später Marschall von Frankreich, zum Kommandanten ein. Dieser vertheidigte die Stadt im Jahre 1633 gegen die spanisch-kaiserliche Armee auf das tapferste, als die Feinde in der Umgegend sich aber mehr und mehr festsetzten, schleifte er die Festungswerke und verließ die Stadt. Vor seinem Abzuge am 24. März wurde an fünf Orten Feuer angelegt, so daß die Stadt bis auf 26 Häuser und die größern Gebäude ganz niederbrannte. Ausser-

dem wurden drei edle Scheffen, drei Rathsherrn, drei Achter und drei andere Bürger mit nach Hanau genommen; die Stadt mußte sie später mit 12000 Thaler Kölnisch auslösen und zu dem Behuf ein Darlehn aufnehmen. Im December 1633 überfielen die Schweden die Stadt noch einmal; sie erlitten jedoch eine große Niederlage und mußten wieder abziehen.

Wahrscheinlich wurden die Mauern und Gebäude Andernachs bald wieder hergestellt; denn schon im Jahre 1646 belagerte Turenne die Stadt vergeblich. 1651 wurde sie durch eine furchtbare Wassersnoth heimgesucht; 1667 raffte eine Seuche den dritteu Theil der Bevölkerung weg und zu Ende 1672 hausete Turenne in der Gegend. In den niederländisch-französischen Kriegen hatte die Stadt mancherlei Schicksale und Leiden. — Im September 1688 wurde, während der Streitigkeiten zwischen Joseph Clemens von Baiern und dem Koadjutor von Fürstenberg um das Kurfürstenthum Köln, wobei die Franzosen eine neue Ursache zu einer Kriegserklärung gegen Kaiser und Reich fanden, auch Andernach von französischen Truppen besetzt. Im Mai 1689 gezwungen, die Stadt zu verlassen, plünderten sie dieselbe und legten Feuer an. Nach Einigen blieben nur 74, nach Andern 138 Häuser von den Flammen verschont. Die Franzosen versuchten, auch den stattlichen Thurm an der Nordseite zu zerstören, er widerstand aber ihren Kanonen und ihren Minen. An der Westseite erkennt man noch die Spuren der Anstrengungen der Mordbrenner. Das erzbischöfliche Schloß, schon in den frühern Belagerungen hart mitgenommen, wurde gänzlich zerstört und unbewohnbar gemacht. — Wenige Jahre darauf, beim Ausbruche des baierschen Erbfolge-Krieges, warteten der Stadt neue Schrecken.

Die neueren Ereignisse in und um Andernach gehören nicht hierher. Wir bemerken nur, daß der König durch eine Kabinets-Ordre vom 20. August 1819 der Stadt die Ringmauern und Graben schenkte, durch deren theilweise Zulegung und Abbrechung an der Nordwest-Seite die Stadt ein heiteres freundliches Ansehen erhielt.

P.C. Geissler gez.

CHURFÜRST BALDUIN VOR CASTELLAUN 1320.

224.

Linz.

Linz, in den ältesten Zeiten Lentium, am rechten Ufer des Rheins, besaß zur Zeit der fränkischen Monarchie einen Königshof. Erzbischof Heinrich II. von Virneburg erhob es im Jahre 1330 zur Stadt und versah diese mit den starken, jetzt zum Theil niedergerissenen Basalt-Mauern und Eckthürmen. Engelbert III. von Altena legte, während seiner Fehden mit den Städten des Oberstifts, die feste Burg am Rheinthor an (1365), um den ihm zuständigen Rheinzoll mit desto größerem Nachdruck erheben zu können, und die Linzer gegen ihre Feinde, besonders die Andernacher zu schützen. In dem Heerzuge Herzog Karls des Kühnen gegen die Kölnischen Lande, zum Schutze des abgesetzten Erzbischofs Ruprecht von der Pfalz, wurde die Stadt von den Burgundern eingenommen und für Ruprecht besetzt (1475). Friedrich III. zog zum Entsatze heran, nahm wiederum die Stadt mit Sturm und diese wurde schrecklich verwüstet. Die Linzer fanden eine Gelegenheit, sich wenigstens an den Andernachern, die bei dem Sturme geholfen hatten, zu rächen; sie überfielen dieselben ganz unvermuthet und tödteten ihrer eine Menge (S. 281). Noch zeigt man in Linz ein den Andernachern bei dieser Gelegenheit abgenommenes Zelt. Im dreißigjährigen Kriege, wie in den Kriegen Ludwigs XIV. theilte Linz die Schicksale des ganzen Erzstifts.

Auf einer Höhe liegt die Kirche, in der sich noch einige Familien-Denkmale befinden, unter andern das der edlen Familie von Renneberg, die das nordöstlich hinter Linz gelegene Frauenkloster St. Katharina um das Jahr 1257 gründete. Auf dem Kirchhofe sieht man eine Menge anderer Denkmale edler Geschlechter, die in der Nähe von Linz ihre Burgen und Sitze hatten.

225.

Kurfürst Balduin vor Kastellaun.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Auf einem Felsen des Hundsrückens, im Kreise Simmern, liegen die mächtigen Ruinen der Burg Kastellaun. Der Felsen ist rundum abschüssig bis auf den Eingang gegen Norden; wo sonst noch Zugang gewesen wäre, da sind ungeheure Mauern an den Felsen aufgeführt.

Der Name der Veste soll von einer Kolonie der Sarmaten und Hunnen abgeleitet seyn, deren Niederlassung Castellum Hunorum, Castel-Hun, genannt wurde. Die jetzige Burg entstand in einer späteren Zeit.

Das Städtchen Kastellaun zieht sich in einem halben Zirkelbogen am Fuße der Burg hin. Burg und Stadt scheinen mit

einer gemeinschaftlichen Befestigungslinie umzogen, jene aber wieder von dieser durch besondere Mauern und Graben getrennt gewesen zu seyn.

Seit der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts wohnte auf Kastellaun eine Nebenlinie der Kreuznacher Grafen von Spanheim, und die Kronik bewahrt aus dieser Zeit eine anmuthige Sage von einer Belagerung der Burg.

Im Jahre 1320 wurden nämlich die Grafen Johann III. und Simon III. von Spanheim in einen blutigen Krieg gegen den mächtigen Balduin, Kurfürsten von Trier, verwickelt. Nachdem sie, im Bündnisse mit den Städten Mainz, Oppenheim, Worms und Speier, den kriegerischen Wildgrafen Hartard von Dhaun in der steilen Burg Rheingrafenstein belagert und zum Frieden gezwungen hatten, starb im J. 1320 dessen Vetter, der Wildgraf Heinrich v. Schmiedburg, und Balduin machte auf dessen Verlassenschaft, als ein an Kur-Trier gefallenes Lehn, Ansprüche. Diesem aber widersetzten sich die Grafen Johann von Dhaun und Friedrich von Kyrburg als nächste Anverwandte des Verstorbenen. Sie verbanden sich mit den Grafen v. Spanheim, dem Pfalzgrafen Rupert und denen von Nassau, nebst andern Nachbarn, um die Gewalt des mächtigen Erzbischofs zu brechen. Allein Balduin, der in Staatshändeln eben so gewandt, als in Fehden muthig war, zog den Grafen Friedrich von Kyrburg durch Versprechungen von dem Bunde ab und fiel das Spanheimsche Gebiet, da er zugleich Verwalter des Erzstifts Mainz war, von Mainz und Trier aus auf zwei Seiten an. Bei Kreuznach und Spanheim wurde er jedoch zurückgeschlagen. Jetzt wandte er sich nach dem Schlosse Kastellaun, wo er durch die Thränen einer Frau zurückgetrieben wurde.

Hier wohnte nämlich die Gattin des Grafen Simon III. v. Spanheim, eine geborne v. Falkenburg und Balduins Nichte, die sich während der Fehde mit ihren Kindern hierher geflüchtet hatte. Balduin's Truppen hatten schon die Festung umgeben; Geschütz und Sturmbalken waren gegen diese gerichtet; sieggewohnte Soldaten machten sich bereit, den Sturm zu beginnen, als die Gräfin, mit blassem Angesichte, mit Thränen in den Augen und umgeben von ihren Kindern, von der Burg herab dem aufgebrachten Erzbischofe entgegen kam und sich ihm zu Füßen warf. „Ehrwürdiger Vater," redete sie ihn an: „wollt Ihr Euer Schwert gegen Eure eigene Familie, gegen Euer eignes Blut wenden, welches Ihr vielmehr schützen solltet? Sehet hier Eure Nichte, sehet hier die Kinder Eurer Base, es sind Eure Blutsverwandte. Schonet meiner! Schonet ihrer! Es ist ja doch so groß, Andern zu verzeihen und sie zu retten!"

Besänftigt durch diese Bitte, zog Balduin von dem Schlosse weg und gab ihrem Gemahl die eroberten Länder wieder, zugleich mit dem Frieden.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reiche, Fr.

Preussens Vorzeit, oder historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen aus der Vorzeit von Städten, Burgen, Schlössern, Klöstern und Dörfern Biographieen berühmter vaterländischer Personen und Züge aus dem Leben der Fürsten, Herren, Ritter und Bürger ; eine Lektüre zur Kenntnis der vaterlä
Bd.: 3

Berlin (1836)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.2,335(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094174-0